

B 985,114
iefe

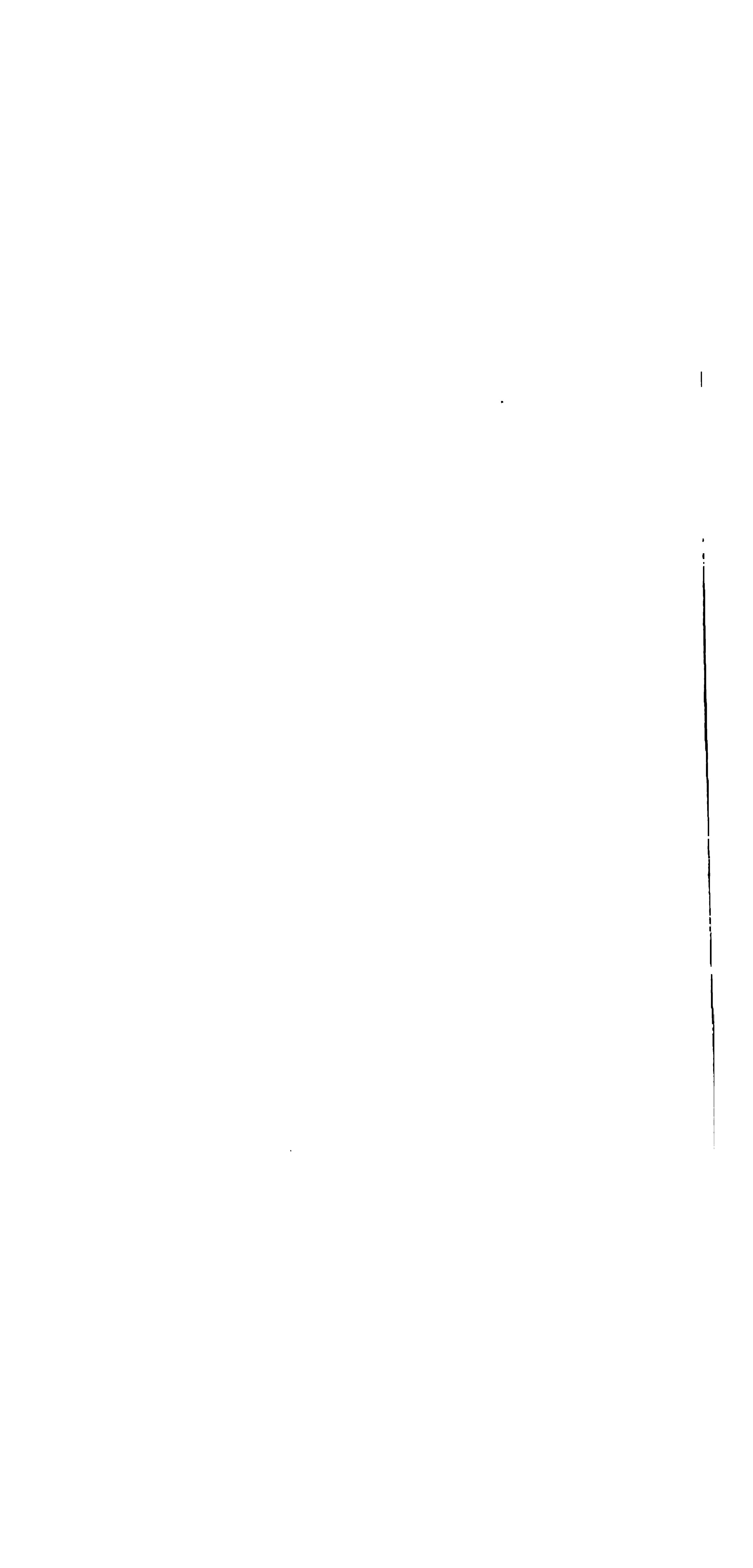


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
From
Hans Koch
Library




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
From
Hans Koch
Library

MULTATULI-BRIEFE



MULTATULI-BRIEFE





Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1875 gez. v Prof. Allebé

MULTATULI-BRIEFE

[illegible]

[illegible]

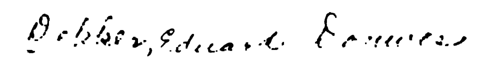
WILHELM [illegible]

[illegible]



[illegible]





MULTATULI-BRIEFE

HERAUSGEGEBEN

VON

WILHELM SPOHR

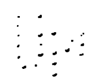
MIT FÜNF BILDERN IN MEZZOTINTO-GRAVÜRE

TITELZEICHNUNG VON FIDUS

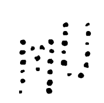
ZWEITER BAND



FRANKFURT AM MAIN
LITERARISCHE ANSTALT
RÜTTEN & LOENING
1906



DRUCK VON OSCAR BRANDSTETTER IN LEIPZIG



Die letzten Jahre in Holland

1863—1866



Vorbericht des Herausgebers.

Bei der Fülle des Materials besteht ein nicht unwesentlicher Teil meiner Aufgabe darin, zu unterschlagen und allzu sehr klaffende Lücken durch ein verbindendes Wort notdürftig auszufüllen. So ist es besonders auch mit den folgenden Jahren, den letzten, die Multatuli in seinem Vaterlande lebte, wo er „nicht zuhause“ war und wo er später meist nur gezwungen sich aufhielt. Er hatte mit den „Ideen“, die erst in Lieferungen erschienen, immer wieder neue Brandfackeln in die Gemüter geschleudert, zerstört mit unbedenklicher Hand, um danach manches aufzubauen oder Späteren den Grund wenigstens übergeben zu können, auf dem sich ein neues Leben bauen ließ, ein licht- und luftfreundlicheres. Im Jahre 1862 war der erste Band der „Ideen“ fertig erschienen, dann als Kontrebande im „Handels- und Effektenblatt“ der erste Teil des „Gesprächs mit Japanern“, 1863 im Oktober erschien der Offene Brief an Mevr. Pruimers, geb. Baronesse van Dedem, der später den zweiten Band der „Ideen“ eröffnete (siehe „Wer unter euch ohne Sünde ist . . .“ in meinem Biographie- und Auswahlbande und im „Frauenbrevier“). Auch Vorträge hielt er, worüber in einer späteren Abteilung ein besonderes Wort. Wie all dies auch zündete, er sammelte nicht um sein Fähnlein die paar Mutigen, die er zum wirklichen Sturm glaubte nötig zu haben. Eine zu aktive Natur, um mit der ruhigen Sauerteigwirkung dessen, was von ihm ausging, zufrieden sein zu können, mehr Reitergeneral und Diktator, auch nicht gehalten durch Familienbande — Tine und die Kinder waren in Brüssel, Vater und Mutter waren längst tot, der Bruder Pieter war tot, auch Jan, mit dem er so oft zusammenprallte und dem er sich immer wieder herzlich verband, war nach seiner neuen Überfahrt nach Indien im Jahre 1863 bald gestorben — unruhig durch die Schmerzen einer großen Liebe, verließ er das Land seiner Geburt und ging nach Deutschland, wo er dann fast ein Vierteljahrhundert, bis zu seinem Ende lebte,

zuerst als Irrender, unter den härtesten Drangsalen, mehr als einmal lebend von den Rüben der Felder, später in größerer Seßhaftigkeit, geistig immer aber eine ausstrahlende Natur, deren Lebensquelle unerschöpflich scheint.

In die Periode des letzten Aufenthalts Multatulis in Holland fällt auch ein Begebnis, das, obwohl nicht von besonderer Bedeutung, doch hier Beachtung finden muß, weil es seine Schatten in eine später folgende Zeit wirft und in Briefen jener Zeit angedeutet wird.

In einem Theater in Amsterdam, in dem eine kleine deutsche Operngesellschaft spielte, hatte er zwei hinter ihm sitzenden Herren ungehörige Bemerkungen über eine Sängerin verwiesen, deren Sohn, aufs peinlichste dadurch berührt, neben ihm saß. Doch die Herren kehrten sich nicht daran. Da stand er auf und gab dem einen Herrn eine Ohrfeige. Das Publikum und der, der den Schlag erhalten, wich zurück. Nachdem sich die Bestürzung von dem Vorfall etwas gelegt hatte, kam ein Freund des Herrn, der die Sängerin beschimpft hatte, und sprach erregt: Wagen Sie das mal bei mir! Dekker gab da auch ihm eine Ohrfeige. Er nahm seine Karte aus der Tasche, gab seine Adresse an und lud die Herren ein, zu ihm zu kommen, wenn sie Genugtuung verlangten. Darauf verließ er den Saal. Die folgenden Tage erwartete er vergebens diese Herren oder einen Abgesandten von ihnen. Doch Monate danach erhielt er eine Vorladung vors Gericht. Er wollte gerade auf die Reise gehen, gleichwohl beschloß er, später zu reisen, um zur Sitzung erscheinen zu können. Er erschien, mußte da eine Stunde warten, zwei Stunden, noch länger. Da wurde er aufgebracht und ging weg. Er wurde in contumaciam zu 15 Tagen Gefängnis, 16 Gulden Buße und in die Kosten des Prozesses verurteilt. Noch desselben Tages, zu Anfang des Jahres 1866, ging er nach Deutschland. Über den Ausgang der Sache geben spätere Briefe Aufklärung.

Mimi war 1863 und 1864 erst in Deutschland, später in Genf und im Süden von Frankreich; am Ende des Jahres 1864

war sie bei Tine in Brüssel, wo sie auch Dekker wiedersah. Am Tage seiner Verurteilung traf sie abends mit ihm in Köln zusammen.

CVII

An Dr. Joh. van Vloten, Professor in Deventer.

Sonntag Morgen. [1864.]

Lieber Herr van Vloten, ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Brief. Ich würde eher geantwortet haben, aber meine Frau und meine Kinder leiden Mangel, und das macht mich mißmutig. Ich weiß aus Erfahrung, daß dieser Mißmut meist so wenig begriffen wird, daß ich nur wenig davon sagen will, und ich führe es denn auch nur an als Entschuldigung für die Hinausschiebung meiner Antwort.

Ich finde es lieb von Ihnen, daß Sie die Portraits gesandt haben, aber es wundert mich, daß meine Frau mir nichts meldet von dem Empfang.

Ich danke Ihnen sehr für Ihren Jesus von Nazareth. Das und etwas über Arbeitervereinigungen habe ich gelesen. Ihre Entstehung der Sprache, Ihren Spinoza und die Darwinsche Theorie, angewendet auf den Wuchs der Sprachpflanzen, studiere ich. Wenigstens . . . ach, ich bin etwas gedrückt.

Ich erwarte ein Wort wie: „qui trop embrasse mal étreint". Nun, das ist bei mir nicht wahr. Ich bringe alles in Beziehung, und entziffre am leichtesten, wenn ich viel gegebenen Stoff habe. In der Kryptographie ist dies angenommen, und man leugnet (oder ignoriert) diese Wahrheit bei dem Streben, die Hieroglyphen der Natur zu lesen. Alles berührt sich mit allem, und ich finde, daß Schleichers Anwendung der „Gesetze des Werdens" auf die Sprache so natürlich einfach ist, daß viele sie für gesucht und unwahr halten werden. Ich habe Darwin nicht gelesen, und will das nicht — wenigstens noch

nicht — gerade weil ich glaube, daß ich auf dem Wege bin, das einfache Gesetz . . .

„Gesetz" taugt nicht. Gesetz läßt denken an Vorausbestimmung und Grund. Es giebt keine Gründe, es giebt nur Ursachen.

Nunwohl, ich glaube auf dem Wege zu sein, die Einheit der Ursachen anzuzeigen, die alles in Bewegung bringen. Alles! Das Wachsen einer Pflanze, den Übergang von *b* in *p*, das Schlingern von unserm Erdkügelchen um seine Achse, das Schreien eines Kindes, das erbärmliche Drama der Weltgeschichte, alles, alles, alles! Bis zu dem elenden Zustande meiner Hose, die mich zwingt, zuhause zu bleiben, obschon ein Spaziergang gut für mich sein würde.

Es werden dann und wann Gastmähler angerichtet, wobei ein Grundstoff zu so vielerlei Gerichten umgearbeitet ist, daß die Gäste meinen, sie täten sich gütlich an vielerlei Speisen. Nun, so foppt uns die arme, reiche Natur. Arm an gegebenen Elementen, reich an Verschiedenheit des Produkts, und gewiß lacht sie uns aus, wenn wir einen Pfefferkuchen für etwas anderes ansehen als die Torte.

Ich glaube, daß der Philosoph gerade umgekehrt handeln muß als der Gelehrte, so nämlich, daß er das bene distinguere gänzlich fahren läßt, was Fächer angeht. Ich meine so: vor der Kenntnis der Geschichte des Seins (ich enthalte mich ausdrücklich des Wortes „Gesetz") darf er nicht voneinander trennen Botanik, Zoologie, Astronomie, Anthropologie, Sprache, Sitten, Gesetze, kurzum . . . alle miën und logiën sind ein Studium. Alleinig den Handwerkern ist es erlaubt (und von Nutzen), durch Teilung der Arbeit sich zu vervollständigen in einem Unterteil. Ist es nicht so? Der Advokat „macht" in Rechten. Der Genfer Arbeiter macht Rädchen, unser Thorbecke Staatskünste (Staatskunst ist ein Wort von ihm), u. s. w. Der Fabrikherr und der Philosoph werden eine Übersicht haben müssen, wie die Rechte zum Recht geführt werden, wie aus diesen Rädchen u. s. w. ein Uhrwerk, und aus diesen Künst-

chen etwas zusammengesetzt werden kann, das mit Vorteil für die Menschheit zu brauchen ist.

Wie ich dazu komme, dies Ihnen zu schreiben? Ach, wegen der Buntheit Ihrer (und meiner) Bemühungen. (Jesus, Arbeitervereinigungen, Sprache, Freimaurerei, Spinoza.)

Ich habe Spinoza sehr lieb, aber... aber... ach, ich bin neidisch! Was für eine Ruhe! Was für eine Muße, zu arbeiten! Wenn ich das bedenke, finde ich, daß er wenig vollbracht hat.

Und ist es nicht ein bißchen ein Fehler von ihm, daß er (der Kürze halber, ich weiß wohl, aber es verleitet zum Irrtum) immer das Wort „Gott" gebraucht?

Nehmen Sie an, daß die heilige Clara von Leichdörnern heilt (ich wollte, daß es wahr wäre, denn ich habe viel Beschwerde davon) darf dann der Pedicur, der Pflästerchen giebt an Stelle dieser Heiligen, diese Pflästerchen Sancta Clara nennen? Heißt das nicht ein Türchen aufmachen für diejenigen, die die heilige Clara weiterfungieren lassen wollen?

Aufrichtig, ich glaube, daß Spinoza noch nicht von Gott los war! In einer Note sagen Sie: „man weiß, was er hierunter versteht". Nun, ich finde hier und da Gott herangezogen auf eine Weise, die ich nicht anders erklären kann, als indem ich denke an eine Person, ein Wesen. Sie nennen Spinoza einen Durchdenker. Ich glaube Ihnen in dem Sinne, daß er den Mut und die Ehrlichkeit besaß, nicht zurückzuschrecken vor irgend einer Folgerung. Aber Durchdenken in der Bedeutung von Denken bis zur letzten Schlußfolgerung, ich glaube nicht, daß er das getan hat. Ich behaupte, daß er dazu zu früh gestorben ist.

Auf pag. 54 Ihres Werks in seinem Brief an Albert Burgh, auf pag. 178 und 179 und an vielen Stellen wird ganz deutlich auf einen persönlichen Gott gezielt. Es kommt mir so vor, als wenn Spinoza fortfuhr zu glauben an etwas, dessen Unmöglichkeit er selbst einsah. Das habe ich gegen sein „Durchdenken". Aber ich finde ihn so mutig und ehrlich, daß ich es Mangel an Zeit zuschreibe, nicht Feigheit oder Heuchelei.

Alle Dinge bestehen aus der Summe ihrer Eigenschaften.

Gott besteht aus der Summe der Eigenschaften a, b, c, d, usw.

Aber, ei doch, die Eigenschaft a kann er nicht besitzen, laß uns die abziehen vom Ganzen. Gut.

Und b . . . idem.

Und c . . . idem.

Und d . . . idem.

Kurzum, nachdem er das ganze Alphabet abgezogen, stirbt Spinoza. Und er hatte keine Zeit für diese Folgerung:

„Nach der Wegleugnung all der Eigenschaften, die Gott darstellen sollen, bleibt übrig . . . kein Gott."

Ein Schiff besteht aus Rumpf, stehender Want und laufender Want [festes und laufendes Tauwerk].

Sehen Sie hier ein Schiff abgetakelt. Die laufende Want ist abgenommen: Rest . . . etwas.

Nimm die stehende Want heraus: Rest . . . etwas.

Und denke den Rumpf weg: Rest . . . nichts.

Ist es nicht so?

Sobald ich etwas Muße habe, lese ich Ihren Spinoza wieder, und anders. Jetzt gilt mein Eindruck noch nicht. Ich lese sehr mühsam, und das wird je länger, desto schlimmer.

Aber wohl hat es mich frappiert, daß Spinoza eine Eigenart des Ausdrucks hat, die ich bei mir selbst wiederfinde. Manchmal ist dies buchstäblich, besonders wo er Bilder gebraucht. Sein Suchen nach Wahrheit durch das Übertragen von abstrakten Begriffen in mathematische Vorstellungen begreife ich so gut. Nicht, als wenn ich es mir als Verdienst anrechnete (dazu ist es zu nichtig), sondern als Beitrag zu der Gleichheit in der Art des Denkens, mache ich die Bemerkung, daß ich im Jahre 1842 etwas, was ich jetzt petitio... actionis nennen werde, qualifizierte wie er: das Schmieden eines Hammers, um schmieden zu können. Gewiß bin ich von Spinozas Familie . . .

Und hab' ich Vaters Nase nicht,
So hab' ich doch ein Herz wie er.

Ach, meinen ganzen Sermon über sein Hängenbleiben an Gott hätte ich mir sparen können. Sie selbst sagen es pag. 15. Aber ich frage Sie doch: giebt das Nennen Gottes allein Anlaß zur Verwirrung? Oder findet man nicht deutlich hie und da ein Zeichen, daß Spinoza selbst noch im Unklaren war? Ich glaube dies letztere, und darin finde ich eine Lücke oder Stillstand in seinem Durchdenken.

Liebenswürdig ist er! (recht hübsch . . . nachdem ich gesagt habe, daß ich von seiner Familie bin!) Ich bin nach dem Holzmarkt gegangen. Ach, da lief alles hin und her wie in Nahum Cap. 11, Vers 5.

[„. . . und fahren untereinander her wie die Blitze."]

Niemand dachte an ihn. Wenn ich nach dem Haag komme, wallfahre ich da auch nach den Häusern, wo er wohnte.

Ich habe Meyer gesagt, daß Sie Ihren Vortrag über die Maurerei u. s. w. bei ihm herausgeben wollen. Natürlich will er das gern tun. Aber ich habe Ihnen etwas zu sagen über Freimaurerei. Mein Ekel vor dieser Wirtschaft ist so groß, als ein Ekel sein kann. Das brauche ich nicht zu versichern. Ja, größer noch, als Ihrer sein kann, nicht, weil ich mehr davon weiß als Sie — das ist nicht so — nein, weil ich mehr darin mitgemacht habe. Bei gleichem Urteil habe ich noch mehr Eindruck. Das Maurer-Kauderwelsch beleidigte so häufig meinen Geschmack.

Wie finden Sie nun den Übergang, wenn ich sage, daß ich was gebe auf die Maurerei, daß ich Heil davon erwarte, daß sie nach meiner Meinung ganz in der Natur liegt (ja, darin liegt alles!), daß sie ein Heilmittel darbietet — und das einzige! — gegen alle gesellschaftlichen Leiden! Nun, dieses alles behaupte ich. Und ich will gern mit Ihnen darüber sprechen oder korrespondieren. Die Maurerei, deren Geschichte Sie nachspüren, ist eine verrottete Wirtschaft. Aber die Grund-

idee ist so alt wie Schwäche an einer Seite, und ungesetzliche oder unsittliche Autorität an der andern Seite, d. h. so alt also wie das menschliche Geschlecht. Die Tiere, die ihre Eindrücke nicht regeln zu Gedanken, haben keine Maurerei, aber eine der ersten Folgen der Regelung dieser Eindrücke ist gemeinsames Wirken. Sobald ich arbeiten kann, will ich versuchen, diese natürliche Art des Wirkens bei einigen Gleichgesinnten einzuführen. Wenn's mir gelingt, wird es entarten. Nun, dann werden außerhalb dieses Bundes welche sein, die wie Sie jetzt von der alten Freimaurerei, sagen: es ist eine verrottete Wirtschaft, pereat! Das ist gut. Aber von hier bis dahin giebt es viel zu tun.

Herrje, ich begreife nicht ein Spierchen von Ihrem „bis so weit ist alles richtig" auf pag. 12 Ihres Jesus von N.! Und auch nichts von dem „großen Paulus" auf pag. 16. Liegt es an mir?

Ja, Schreiben ist umständlich. Das finde ich auch. Nun ... Sprechen? Wann? Wie? Ich kann nicht nach Deventer kommen. Also all die Dinge nur liegen lassen? Sei es! Aber das konstatiere ich, daß ich diese beiden Dinge nicht begreife. Und „Jesu Liebeslehre"? Ich finde weder Lehre drin, noch Liebe. Ich kenne weder, noch anerkenne ich Liebe außerhalb der Wahrheit. Lüge geben ist etwas Böses geben = hassen. Und Lehre? Lieber Himmel, wo ist die? Oder kann ich wie Yankee doodle die Stadt nicht finden, because he saw so many houses? Nun, ich finde die Stadt von „Jesu Lehre" nicht. Wohl gebe ich zu, daß ich hie und da ein Haus sehe. Seine Philippika gegen die Professoren seiner Zeit ist schön und tapfer (was für ein Stil, herrlich!) Ein paar Gleichnisse finde ich ... sehr schön, aber in der Nutzanwendung unrichtig. Nehmen Sie aber an, daß ich mich da irre, bildet das eine Lehre? Über die meisten wichtigen Punkte von Menschenpflicht, Menschenglück (ja, das ist eins) hat Jesus nichts gesagt, oder etwas so Verwirrtes, daß das Schweigen wahrlich besser gewesen wäre.

— O, Jesus war kein Gesetzesbuchschreiber, kein schulmäßiger Sittenlehrer, kein Systemmacher . . .

— Gut. Aber was war er dann?

Ich sage, daß die Gläubigen so dumm nicht waren, als sie Jesus zum Gottessohn und Wundertäter machten. Ohne dies bleibt wahrlich nicht viel übrig.

Die sogenannte Moral des Christentums finde ich häßlich, und wenn ich einem Wunder zugeschaut hätte, so, daß ich nicht denken konnte an Zauberei oder Hypnotismus oder Verstandesverwirrung — also ein wirkliches Wunder — dann noch würde mein einziger Eindruck sein: wie schade, daß der Mann nicht noch ein bißchen gescheiter ist und deutlich spricht über das Gute! Dies Wunder haben die Bibelmacher ihn niemals tun lassen. Es ist denn auch schwieriger zu ersinnen als Wasserwein oder Schweinewettlauf!

Ja, Schreiben ist umständlich und langweilig. Ich habe einen Widerwillen gegen Schreiben. Wenn man alles erklärt, wird man weitschweifig. Und kurze Thesen, leicht hingeworfen, klingen zu schneidend. Nun, ich meine bei allem: „es kommt mir so vor!“ Siehe meine Idee 18, und, irgendwo anders: ich habe keine Zeit, bescheiden zu erscheinen.

Ein Sprachkuriosum. Dichter, Kinder und Völker in der Kindheit schaffen Bilder in der Sprache, und später gebraucht das Volk die Worte, die Bildersprache enthalten, wieder im eigentlichen Sinne (auch dies gilt für andere Dinge als Sprache, nicht wahr?). Nun, ich saß in einer Treckschute nach Muiden und hörte da einen Schiffer sagen . . . . .

[Hier folgende Sprachpointen sind wegen der Verschiedenheit des niederländischen und deutschen Sprachgeistes nicht in Übersetzung wiederzugeben.]

Ist das nicht famos? Das nenne ich Renaissance! Später sah ich einen Maurer einen Balken stützen mit seinem Rücken. — So geht es im Kreislauf! Erst Helot, dann Karyatide, dann wieder Helot, usw. usw. usw. ohne Ende!

Mein kleines Mädchen nennt vomieren: ausschlucken. Kann

es besser sein? Und Eduard . . . o, der macht Dramen, prächtig! (Denken Sie nicht, daß er ein gescheites Kind ist, er ist außergewöhnlich unwissend. Nonnie ist eher gescheit, und doch nicht außergewöhnlich. Es liegt vielleicht Praetention in meiner Freude darüber. Gerade als ob es merkwürdig wäre, daß sie nicht gescheit sind.) Nun, ich bin froh, daß sie etwas auf Wahrheit geben. Bei der „schönsten" Geschichte fragt Edu trocken: ist es wahr? Wenn nicht, dann ist er nicht zur Aufmerksamkeit zu bewegen. Ich lerne viel von den Kindern. Ich möchte so gern, daß Sie nach Brüssel kämen und da meine Gesellschaft besuchen könnten. Ich darf sagen, daß so etwas Reines in unserm Hause ist, und ich glaube, daß Sie uns lieb haben würden nach diesem Besuch.

Ich grüße Sie und Ihre Frau herzlich, und auch die lieben Kinder.

Douwes Dekker.

Ich brauche doch nicht zu frankieren? Ich habe wirklich nichts.

CVIII

[An die Subskribenten der „Ideen", wahrscheinlich im Februar 1865.]

An die Leser meiner „Ideen".

Bald wird der Zeitungsstempel abgeschafft werden. Ich möchte die Gelegenheit benutzen, indem ich durch Herausgeben eines Tageblattes den Ideen allgemeinern Eingang verschaffe, welche, wie ich hoffe, etwas beitragen werden zur Heilung von dem „Contagium, das in unserm Staate herrscht".

Ich berufe mich diesbezüglich auf das, was ich schrieb und andeutete im Havelaar, in den Liebesbriefen, in der Freien Arbeit, in den Ideen.

Um ein Tageblatt zu gründen, habe ich Geld nötig, und zwar eine ansehnliche Summe. Es würde mir unmöglich sein,

ohne ein gewisses Maß von Unabhängigkeit in einer täglichen Zeitung zu verteidigen, was ich für Wahrheit halte, und diese Unabhängigkeit geht verloren, wenn der finantielle Teil eines solchen Unternehmens in den Händen von Darleihern ruht.

Solche Abhängigkeit ist eine der Hauptursachen, warum unsere Zeitungen sind . . . wie sie sind.

Täglich empfange ich Briefe von teilnehmenden Personen, die mich fragen, auf welche Weise man mir Beweise geben kann, sei es von Sympathie für meine mühselige Vergangenheit, sei es von Interesse für meine Person und gegenwärtige Arbeit, sei es von Teilnahme an meinem Streben für die Zukunft.

Hier nun eine Antwort auf diese Fragen. Ich habe mein Bild anfertigen lassen, und bitte, dieses zu kaufen gegen hohen Preis. Die Summe, die ich nötig haben werde, um zu verhältnismäßiger Unabhängigkeit zu gelangen, ist groß; besonders da ich seit Jahren gebeugt gehe unter allerlei Schwierigkeiten, die nicht durch meinen Anteil an dem Gewinn der Ideen beseitigt werden können, mag auch der Eingang, den meine Schriften finden, für Holland außergewöhnlich sein.

Ich werde jedes Exemplar von meinem Bilde mit einem Ausspruch aus meinen Werken zeichnen; wer also ungern einen zu hohen Preis für mein Conterfei bezahlt, bezahle ihn für mein Autograph. Oder besser, man betrachte seine Ausgabe als einen Beitrag zu der verhältnismäßigen Unabhängigkeit, zu der ich auf diesem Wege gelangen will.

Wer aus einem der genannten Gründe ein Portrait von mir wünscht, wird aufgefordert, durch Postanweisung oder eingeschriebenen Brief zehn oder fünfzig Gulden zu schicken an meinen Herausgeber, die Firma R. C. Meyer, Kalverstraat 246, Amsterdam.

Für zehn Gulden wird ein Steindruck-Exemplar gesandt werden; für fünfzig eine Photographie, beide gut ausgeführt (von Mitkiewicz in Brüssel).

Ich fühle mich verpflichtet, hier ausdrücklich zu erklären, daß ich mich nicht verbinden kann für die Ausführung meines

Planes, wenn ich dazu nicht durch ziemlich allgemeine Teilnahme in stand gesetzt werde. Ohne vollkommene Unabhängigkeit — und etwas Ruhe! — kann ich keine Zeitung herausgeben. Die wohlwollenden Besteller meines Portraits werden in diesem Fall ihre Ausgabe als einen Beweis von Sympathie für meine Person oder von einiger Eingenommenheit für mein Werk betrachten müssen.

Und — in Ermangelung gehöriger Gesetze gegen Nachbildung — ich bitte jedermann, keine Portraits von mir zu kaufen, worauf meine Handschrift nicht steht.

Teuer? ... Ach, niemanden kann diese Sache mehr kosten, als sie mich kostet!

Multatuli.

CIX

An R. J. A. Kallenberg van den Bosch.

Amsterdam, 18. Mai '65.

Werter Herr van den Bosch!

Sie werden es natürlich sehr sonderbar gefunden haben und vielleicht undankbar, daß ich Ihnen nicht geschrieben habe nach dem Empfang Ihrer Beweise von Wohlwollen. Ich weiß, daß meine Frau geantwortet hat, sie schrieb es mir. Und ich ... ich schrieb nicht aus Verdruß. Nach Ihrem lieben Beistand hatten Sie Anspruch auf einen aufgeräumten Brief. Das Gegenteil würde den Schein in sich bergen, als verlangte ich noch mehr. Ich wartete von einem Tag zum andern, ob ich fröhlich schreiben konnte, oder wenigstens nicht arg verdrießlich, aber diese Zeit kommt nicht.

Wenn Sie böse sind über mein Schreiben, nehmen Sie dann als meine Entschuldigung an: Verdruß. Sehen Sie, das ist just die Ursache, warum ich so lange wartete, da ich

ungern über diesen Verdruß spreche, und anderes als das habe ich ja nicht zu sagen.

Fortwährend klingt mir der Satz im Ohr von Seite soundsoviel des Briefes an Mevrouw Pruimers, wo ich den beginnenden Tag vergleiche mit einem grausam zerrenden Gespenst.

Die Schlappe von dem Verkauf meiner Portraits wird mich töten. Alles war darauf berechnet. Schreiben für eigene Rechnung, Gründung eines eigenen Tageblattes, sehen Sie, ich hätte mit Frau und Kindern zusammenwohnen und meine Schulden bezahlen können! Und das Schlimmste ist, daß diese Enttäuschung mich hindert, zu arbeiten, denn ich habe nun nichts als Bitterkeit in meiner Seele und kann nun selbst das Gewöhnliche nicht tun, womit ich die Wirtschaft würde aufrecht erhalten können. Es ist mit dem Schreiben der Ideen just so wie mit dem Schreiben an Sie. Ich kann nicht vor Verdruß. Es ist zum Schreiben eine gewisse Stimmung nötig, gewisses Selbstvertrauen, Inspiration. Ja, das brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen. Nun, diese Stimmung ist bitter, diese Inspiration ist ein Fluch. Ich sagte irgendwo: der stärkste Ausdruck von Schmerz ist Sarkasmus. Nein, ich glaube, daß das Ultimatum Schweigen ist. Wer schelten, fluchen oder spotten kann, fühlt noch Leben und hat noch Ausdruck. Doch es kommt eine Zeit der Wesenlosigkeit.

Ich bin eifersüchtig auf einen Arbeitsmann, der denken kann, was er will, und nur müde wird von körperlicher Anstrengung. Ach, das Mißglücken der Portraitgeschichte kostet mich soviel, und gerade jetzt! Meine Kinder haben das Bedürfnis, daß ich bei ihnen bin.

Ja, ich bin mutlos. Wenn ich keinen Beifall fand mit meinem Geschreib, wäre ich niemals auf die Idee gekommen, dadurch Einfluß ausüben zu wollen; aber wohl Beifall, und mit so geringer Wirkung . . . sehen Sie, das ist verräterisch! Die Anzahl der Briefe an meinen Herausgeber um „Ideen“ ist Legion. Und auch kamen immer Anfragen wegen meines Portraits (bevor es das gab). Überdies bekam ich allerlei Briefe

mit Fragen, wie man mich unterstützen könnte. Und nun ich, aus diesem allen entnehmend, daß die Stimmung gut wäre, à contre coeur beschloß, das Portrait dergestalt anzubieten, sind all diese Enthusiasten auf einmal tot. Es ist etwas Quälerisches darin, und es zerbricht das Band, das nach meiner Meinung zwischen meinen Lesern und mir bestand. Wohl wußte ich, daß die Mehrheit gegen mich war, aber ich hatte Ursache, auf die Herzlichkeit der Wenigen zu bauen, die nicht gegen mich waren.

Ein paar Beispiele. Es besteht hier in Amsterdam eine Gesellschaft „Indischer Club". (Ich bin niemals dagewesen, weil ich . . . nun ja, wegen vieler Gründe.) Gänzlich unerwartet und ohne die geringste Veranlassung von meiner Seite erhalte ich vor zwei Monaten einen Brief von diesem Club, den Bericht enthaltend, daß ich mit Einstimmigkeit zum Ehrenglied ernannt sei. Ich nahm das verwundert auf und bedankte mich höflich. Nun mußte ich doch denken, daß in dieser Gesellschaft Geistesverwandte von mir waren? Sie haben es nicht gezeigt, denn niemand von ihnen hat beigetragen zu dem Zweck, den ich im Auge hatte mit den Portraits. In ganz Amsterdam haben nur 3 oder 4 Personen eins genommen.

In Utrecht gab man mir eine Serenade. Es war ein unbeschreibliches Gedränge. Der Platz vor meiner Tür stand voll. Nun wußte ich wohl, daß dies schließlich nichts bedeutet und daß viele Leben machen wegen des Lebenmachens, aber aus allem blickte doch Sympathie. Der Sprecher von der Kommission, der hineinkam, sagte, auf die jauchzende Menge deutend: wenn die Leute wählen müßten für die Kammern! . . .

Ach, mich ekelt's! Wo sollte es hinführen, wenn ich mich verbreitete über all die Enttäuschungen. Auch möchte es bei der Anführung von Beispielen scheinen, als wenn mir solche Beispiele Hauptsache wären. Nein, es ist der Geist des Ganzen, und schließlich giebt das einen Knacks. Denn man verliert das Selbstvertrauen, und würde endlich nicht mehr zu schließen wagen, daß $2 \times 2 = 4$ ist.

Anstatt zu arbeiten, grüble ich. Und dieses Grübeln macht mich müde. Ja, wenn ich mit Frau und Kindern nach Amerika könnte, oder nach Sidney, um da Knecht zu sein, ich ginge. Ich bin müde des Kampfes auf einem Terrain, wo ich nicht zuhause bin. Wenn soviel gemeinsames Streben zum Guten wäre, als es nun in apathischer Einstimmigkeit zum Üblen besteht, dann wäre vieles anders.

Vielleicht, daß meine Laune wieder vorübergeht, daß ich wieder Mut schöpfe .....

[Die Fortsetzung von diesem Briefe fehlt.]

CX

An R. J. A. Kallenberg van den Bosch.

Amsterdam, 27. Mai 1865.

Lieber van den Bosch, Ihr Brief ist so schön, und ich habe Mühe zu antworten, gerade weil ich so gerührt davon bin. Sie haben mir die Bitterkeit meines vorigen Schreibens verziehen, und ich scheue mich, Ihnen wieder so verdrießlich zu schreiben.

Dennoch kann ich nicht anders. Und daß ich nicht eher antwortete, hat seinen Grund. Heute ist wieder ein Wechsel fällig. Mit Angst erwarte ich den Mann. In dieser Spannung war ich die letzten Tage. Wenn ich Ihnen schrieb, hätte es (für mich selbst) den Schein gehabt, als bäte ich um neue Hilfe. Nun ist der Tag da, und es ist also für diese Voraussetzung zu spät.

Ja, Ihr Brief ist sehr schön, und es hat immer etwas Unangenehmes, solch eine Innigkeit mit Danken beantworten zu müssen. Denn danken muß ich. Nicht weil ich nicht gern wollte, aber es geht nicht, und es hilft mir nicht. Der herzliche Ton in Ihrem Anerbieten und die Schilderung meines Aufent-

halts, wie er bei Ihnen hätte sein können, verlockt mich. O, ich wollte so gern. Aber wie Sie es beschreiben, würde es nicht sein können, denn ich nähme all meine Sorgen mit, in- und auswendig, und statt Ruhe bei Ihnen zu finden, würde ich mißmutig umherrennen auf der Heide, wie ich nun hier umherrenne in abgelegenen Vierteln. Jetzt, wenn ich einzelne Dinge entbehre, entspricht diese Entbehrung wenigstens meiner Stimmung, wenn ich an die Meinen zuhause denke. Wenn ich es bei Ihnen gut hätte, würde es mich ersticken lassen. Doch je besser ich es hätte, desto lieber wäre mir das, wenn es mich in stand setzte, für Zuhause zu arbeiten. Nun, das würde doch nicht gehen, denn bei der größten Ruhe, was meine äußerliche Existenz angeht, ist das Arbeiten mir unmöglich durch die Verstimmung meines Gemüts.

Ich will versuchen, dies so ruhig wie möglich auseinanderzusetzen. So ruhig als möglich ... denn ich bin gehetzt und nervös und habe Energie nötig, um nun ruhig an Sie zu schreiben. Der Gläubiger aus Brüssel schrieb mir: „nous espérons que cette fois vous ferez honneur à votre signature". Faire honneur! Das klingt mir seit Tagen im Ohr, und ich versichere Sie, daß ich dann und wann fürchtete, wahnsinnig zu werden. Also das Gegenteil ist Schande. O Gott, das ist mir so fürchterlich. Ich müßte nun seit 5 Jahren daran gewöhnt sein ... ich zittere noch wie das erste Mal, als ich nicht bezahlen konnte, was ich schuldig war. Doch ich will Ihnen erklären, warum ich im Augenblick nicht arbeiten kann.

Ich war früher gut und sogar gütig. Seit der letzten Zeit fühle ich mich nicht gut. Ich ertappe mich auf Neid, Unbarmherzigkeit. Ich fühle Groll. Und würde dieser Groll auch schwinden, wenn ich die Macht hätte, ihn auszutoben, jetzt fühle ich so. Nunwohl, darum kann ich nicht arbeiten. Ich bin in einer Stimmung, daß ich mich freue über Unglück, statt tugendhaft zu sein, d. h. den Wunsch zu haben, Genuß zu bereiten. Ich bin der Inspiration des Guten verlustig, und

dies nimmt mir gänzlich, was für Talent galt. Wenn man mein Streben Religion nennen könnte, würde ich sagen, daß ich den Glauben verloren hätte. Ja, so ist es. Ich glaube nicht mehr, daß ich gut bin, und dieses Mißtrauen nimmt mir die Kraft, es zu sein.

Denken Sie nicht, daß ich Phrasen schreibe. Wenn ich Ihnen all die häßlichen Empfindungen wiedergeben könnte, denen ich je länger umso mehr unterworfen bin, würden Sie sehen, daß es wahr ist. Es wird eine Monomanie.

Nun, früher war das anders, und meine Eindrücke waren von vornherein gut. Nun würde ich, Gott sei's geklagt, überlegen müssen, um nicht Übles zu tun. Ich werde bald Prinzipien nötig haben!

Und daran hat die Portraitgeschichte ihr übel Teil getan. Sie sagen, es ist Pflicht, sich über solche Enttäuschungen hinwegzusetzen. Ja, wenn es eine Enttäuschung ohne weitere Bedeutung wäre. Denken Sie sich, daß alle Portraits sofort genommen worden wären und daß der Ertrag durch ein Unglück verloren gegangen wäre. Dies wäre ein Verlust von verhältnismäßig geringer Bedeutung gewesen. Aber der Lauf dieser Sache hat mir das Vertrauen genommen, und das bricht mich. Ich habe keinen Elan mehr.

Ich weiß, daß man mir die Ehre allgemeiner Kritik antut. Jeder ist für oder gegen mich. Wenige sind gleichgültig. Antipathie, Haß, Verleumdung u. s. w. wären mir insofern willkommen, wenn ich meinen könnte, daß demgegenüber in gleich großem Maße Teilnahme bestände. Für und an diese Teilnehmenden schrieb ich. Und wahrhaftig, der Zeichen, die ich empfing, waren so viele, und sie waren (scheinbar) so überzeugend, daß ich das Recht hatte, darauf zu rechnen. Diese Zeichen liefen ins Närrische, dies weiß ich wohl, aber ich beurteile sie nun nicht, ich konstatiere nur.

Der Ausgang meines Strebens mit den Portraits bringt mich nun zu der Frage, ob das alles Unehrlichkeit war. Nun, absichtliche Unehrlichkeit kann es nicht sein — das wäre zu

systematisch — aber Unaufrichtigkeit passiver, lauer Art ist es doch wohl. Und dann ergiebt sich, daß diese sogenannten Anhänger mich niemals begriffen haben und daß mein Erfolg Dingen zugeschrieben werden muß, auf die ich nichts gebe und die ich — geradeaus gesagt — verachte. Das sogenannte Schreibtalent ist so etwas Gemeines, glauben Sie mir. Ich habe es wiederholt gesagt, und man meint, daß es ein wunderlicher Einfall ist. Ich versichere Sie, daß ich so fühle. Ich kann es nicht treffender ausdrücken als mit dem Beispiel einer ehrenwerten Frau, die merkte, daß man ihr schmeichelte wegen Eigenschaften, die Kurtisanen eigen sind.

Aus allem geht nun hervor, daß man mich die ganze Zeit hindurch für so etwas Gemeines angesehen hat. Selten bin ich böse geworden wegen Widerstandes oder übler Nachrede. Wohl aber bin ich jetzt verletzt durch die Erniedrigung, die mir zuteil wird von denen, die angeblich an meiner Seite stehen.

Ich habe eine Sucht, so genau wie möglich zu sagen, was ich meine. (Das sagt ein Lügner auch, das weiß ich wohl . . . sei es aber!) Nun, dies tat ich auch in der Zeichnung von Havelaars Charakter. Man fand das Gute, das ich da anführte, von Dünkel zeugend. Ich glaubte die Wahrheit zu sagen. Nun, darin steht es, daß ich nicht sprechen kann, wenn ich fühle, daß ich nicht verstanden werde. Dies ist nun der Fall geworden nach der Portraitsache, besonders wenn ich es in Verbindung bringe mit der ganzen Erfahrung seit fünf Jahren. Erst nun rekapituliere ich, und ich sehe ein, daß ich für nichts und wieder nichts mich geplackt habe.

Der Beweis davon würde kurios sein. Kurz dargestellt ist die Sache also:

Ich opferte mich a auf, und sagte a.

$^9/_{10}$ riefen: du lügst, du bist ein Schelm, es ist nicht a, sondern x . . .

$^1/_{10}$ (vorgebliche Anhänger) sagte: ja, du hast recht, es ist . . . z!

Die $^9/_{10}$ hinderten mich nicht. Aber der Kummer, daß dieses $^1/_{10}$ mich nicht verstanden hat, hat mich geknickt.

Die öffentliche Mitteilung von all den Beweisen, wie man mich verkehrt verstanden hat, würde nützlich sein? Wahrhaftig nicht! Ich würde es so „schön" schreiben, daß sie mir aufs neue unter Jubel zurufen würden: *s*.

Ich erkläre mich unfähig, meine Sache dem Gros meiner Leser deutlich zu machen. Und die wenigen, die (wie Sie!) aufrichtig sind mit ihrer Zustimmung, können natürlich nicht helfen. Für vier-, fünfhundert wäre es eine leichte Aufgabe gewesen.

Liebe = Sucht, einszusein, anzuhängen, mitzuteilen. Nichts zu äußern, nicht zu sprechen, nichts zu sagen zu haben ist Mangel an Affinität, Repulsion, Haß. Da sehen Sie, wie meine Entdeckung, daß ich nicht gütig fühle, mich am Schreiben hindert, und warum ich nicht gütig fühle, habe ich Ihnen nun auseinandergesetzt.

Denken Sie nicht, daß dies Systemmacherei ist. Ich mache keine Systeme. Ich beobachte, und suche après coup zu analysieren.

Und dies steht im engen Zusammenhang mit Ihrem herzlichen Vorschlag. Ich würde meine mißmutige Stimmung mitbringen und müßiggehen. Bei Ihnen auf Laanzicht würde ich ebenso gut böse sein auf meine Leser, als nun hier. Sie würden einen Abscheu vor mir bekommen und würden denken: „Warum arbeitet er nicht? Seine Familie leidet Mangel, und er tut nichts."

Meine Umgebung hier ist nicht gerade schlecht. Ich bin gewöhnlich allein. Dies klingt hochmütig, doch ich meine es nicht hochmütig. Ich bin lieber allein, als daß ich mit Indifferenten umgehe. Früher war das nicht so, aber ich habe in der letzten Zeit viele Menschen brüskiert, deren Gerede mich langweilte. Dies wurde verkehrt ausgelegt, als wenn ich solchen Umgang zu nichtig fände. Das war nicht wahr. Ich finde gerade nichts langweiliger als fortwährend sogenannte

bedeutende Gespräche, besonders wenn es for show ist, Aushängeschild. Aber ich liebe Aufrichtigkeit, und daran hapert es gewöhnlich. Jemand, der sich selbst für wahrheitsliebend hält und keine Tatsache anders darstellen wird als sie ist, lügt doch fortwährend, sobald Prinzipien oder Meinungen im Spiel sind, und das ödet mich an. Die Lüge ist modern geworden, gerade wie die Theologie. Man sagt nicht mehr: ich glaube das, das und das, wenn man es nicht glaubt; man sagt: ich glaube es nicht! (aufrichtig) doch handelt umgekehrt (unehrlich).

Ich spreche also beinah niemanden. Nur meine Cousine, eine Tochter meiner verstorbenen Schwester, besucht mich alle drei, vier Tage. Auch ihr Bruder, wenn er in der Stadt ist, aber seit einem Jahr ist er in Utrecht auf dem Polytechnikum. Die Konversation mit d'Ablaing beschränkt sich auf einen stummen Gruß im Vorübergehen.

Korrespondenz habe ich beinah keine. Früher erhielt ich viele Briefe, aber sie verdrossen mich durch die Unaufrichtigkeit. Wiederum nicht wegen bestimmter Lügen, sondern wegen des ewigen Anderssagens als Tuns. Ich bin dieser Art von Geistesverwandten überdrüssig. Nicht wahr, habe ich kein Recht, böse zu werden auf die, die mich mit Beteuerungen einer unverlangten Sympathie überladen, wenn sich später doch zeigt, daß es nichts auf sich hat? Dann ist es doch nur Bedürfnis, zu schwätzen und sich selbst ein Zeugnis der Mitarbeiterschaft auszustellen, ohne daß man die Anstrengung zeigt, die zu diesem Mitarbeiten erforderlich ist. Das ist allzu wohlfeil.

Abgesehen von meinen Briefen nachhause, die meistens nichts enthalten als die Bitte, doch Mut zu behalten, schreibe ich gegenwärtig nur an ein Mädchen, das in Arnhem ist; Hilfslehrerin auf dem Lehrerinnenseminar. Sie ist herzlich und mutig. Ihr Vater ist Major, und genau genommen würde sie nicht in Stellung zu sein brauchen, aber da ich Einfluß auf sie hatte, habe ich darauf gedrungen. Erst ist sie in Genf gewesen

und hat sich genug geübt, um Gouvernante bei einer Familie in Frankreich zu werden. Aber sie ist lieber in Holland, und ist jetzt, nachdem sie eine Zeitlang bei meiner Frau gewesen ist, in Arnhem angestellt. „Bei meiner Frau" will heißen, daß sie für ihr eigenes Geld ein Zimmer in demselben Haus bewohnte, denn von „zu Gast sein" kann bei uns keine Rede sein. Mich interessieren ihre Mitteilungen über den Unterricht und das Schulwesen sehr. Viele Dinge sind kläglich. Aber das fand ich in dem, was sie mir von Genf schrieb, auch.

Bei so wenig Umgang sind es also hier nicht äußere Umstände, die mich am Arbeiten hindern. Im Gegenteil, meiner inneren Verdrießlichkeit entsprechend bestehen äußerliche Dinge, die mir bei Ihnen lästiger wären als hier. Ich würde nicht gern die Besuche, die ich heute oder Montag wegen des Wechsels erwarte, bei Ihnen erwarten. Ich würde den Ruf der Unsolidität über Ihr Haus bringen. Armut ist unanständig, das ist so. Ich sage dies nicht als Sarkasmus, sondern als Wahrheit. Wer seine Wechsel oder Rechnungen nicht bezahlt, ist in der Tat degradiert. Man fühlt, spricht und geht anders. O, es ist fürchterlich. Und es ist noch mehr. Oft würden Sie sehen, daß ich — auch wegen verhältnismäßiger Kleinigkeiten — in Verlegenheit bin. Sie würden helfen wollen, und bald würde ich Ihnen ganz zur Last fallen. Nähmen wir uns vor, das nicht eintreten zu lassen, dann würde ich meine peinliche Lage verbergen müssen (was nicht einmal immer möglich ist). Daraus würde dann eine Affektiertheit entstehen, die . . . ach, es ist unmöglich!

Eben ist man mit dem Wechsel dagewesen. Jetzt kann ich Ihnen nicht mehr schreiben. Doch dies wollte ich Ihnen noch sagen, daß ich so gern mal zum Vergnügen kommen würde, sobald ich es nicht ganz und gar tun muß aus Not.

Ich habe geantwortet: Montag. So ein Wechsel ist doch gerad wie eine Kneifzange.

Als ich diesen Brief begann, hatte ich Mühe, an das zu denken, was ich schrieb. Allmählich lenkte das Schreiben mich

ab, aber nun ist dieses Gespenst zurückgekehrt. Es ist eine wahre Marter.

Glauben Sie doch ja, daß ich Ihr Anerbieten zu würdigen weiß. Gerade weil ich so acht gebe auf Sagen und Nichttun. Sie sind einer von den ganz wenigen, die tun, was sie sagen. Wenn ich ehrlich meine, daß Sie mir in was helfen können, dann werde ich Sie darum zu bitten wagen. Aber, sehen Sie, es muß nicht in einen Brunnen fallen. Ich selbst muß Rat schaffen, möge ich denn auch Hilfe für die Ausführung nötig haben, doch es darf nicht allein Hilfe von außen sein, nicht wahr? Ich muß denn doch auch einsehen, daß es nützt und daß ich an die Arbeit kommen kann.

Ich nehme Ihre Freundschaft sehr ernsthaft an und werde sie erwidern und werde darauf vertrauen. Ich schicke Ihren herrlichen Brief meiner Frau. Das wird ihr guttun.

Herzlichst grüßend, bin ich in Ergebenheit und Freundschaft

Ihr

Douwes Dekker.

Irrjahre in Deutschland

1866—1870



CXI

Biographische Mitteilungen der Witwe Multatulis als Vorbericht.

An demselben Tage im Winter 1865/66, an dem Multatuli in contumaciam zu Gefängnis und Buße verurteilt wurde, traf ich ihn abends in Köln. Ich brachte einiges Geld mit, und er hatte einen Plan, es zu verzehn-, ja zu verhundertfachen und so all seine Verpflichtungen zu erfüllen.

In den „Millionen-Studien" ist bewiesen, daß, wer spielt, verlieren muß, und auch bevor dies da bewiesen war, wußte jedermann, daß Spielen eine Torheit ist. Aber ich hoffte, daß Multatuli das Unfindbare gefunden hatte (war nicht gerade das ein Werk des Genies?), und hörte mit dem größten Interesse zu, als er mir sein System erklärte.

„Sieh, du kennst die Gleichheit der Chancen, nicht wahr? . . . . . [Hier folgt eine genaue Erklärung des Systems.]

Dekker war voll Enthusiasmus über das von ihm erfundene System, und ich mit ihm. Wohl hatten wir Mißtrauen gegen dasselbe im allgemeinen, aber dann gingen wir ans Rechnen und Rechnen, und jedesmal erwies es sich brauchbar. Dann jauchzten wir und gaben uns Illusionen hin. Tine nicht mehr in Not, keine drohenden Wechsel mehr in Umlauf! All seine Schulden bezahlt, die an Gläubiger wie die an Freunde. Dann wurde ein Tageblatt gegründet! Daran wollte er für Redaktion und Administration seine treuen Freunde anstellen, jeden nach seiner Art, und er wurde der Chef! Dieses Blatt sollte etwas ganz Besonderes werden; es mußte ihm Stimme geben im Staat, und Gewicht und Macht . . . Macht, um Gutes zu tun. Dann sprang er in die Luft . . .

Die ersten zwei, drei Wochen in Homburg hielt das System, was es versprach. Dek [so wurde Dekker zuhause und von seinen Freunden allgemein genannt] schickte damals beinah täglich einen Hundertfrankschein an Tine, die damit verschiedene Schulden bezahlte, und er hoffte durch höhere Einsätze alsbald

alle brüsseler Gläubiger zu befriedigen, aber ehe es so weit kam, lernten wir die Kehrseite dieser Spielmanier kennen.

Wir wurden nahezu bankerott. Nun hatten wir keine Hilfsquellen, und hinzu kam noch, daß Dekker wegen der Ohrfeigen-Affaire nicht nach Holland zurückkehren konnte. Wenn alles gut gegangen wäre, würde er sich mit Vergnügen zur Strafverbüßung gemeldet haben; so allein in seiner Zelle, allein mit seinen Gedanken, das wäre was für ihn gewesen; so etwas war sogar immer eine Illusion bei ihm. Doch nun, ohne Ruhe und mit dem peinigenden Gedanken an die Not von Frau und Kindern, war es nicht ratsam.

Überlegend, was ihm nun zu tun übrig blieb, beschloß er, den Verleger van Helden, der ihn in Amsterdam besucht hatte, um Vorschuß zu bitten für ein Werk, das er für ihn zu schreiben versprach. Nachdem Meyer, der Verleger der beiden ersten Ideenbände, Eigentümer dieser beiden Bände geworden war [Meyer hatte Multatuli das völlige Eigentumsrecht daran, als der letztere zu Ende des Jahres 1865 dringende Wechselschulden von Tine bezahlen mußte, unter Ausnutzung der drückenden Lage des Autors abgekauft], stand es für Multatuli fest, daß er keine weitere Verbindung mit ihm unterhalten konnte. Van Helden erfüllte seine Bitte, jedoch an Schreiben war in den ersten Monaten noch nicht zu denken. Es wurde wieder gespielt. In unserer Hoffnung geschlagen und mit sehr wenig Geld kamen wir im Juni in Coblenz an.

[Der nächstfolgende Brief liegt in der Zeit zwischen den beiden oben vermeldeten Spielperioden.]

CXII

An Julius de Geyter in Antwerpen.

Frankfurt, 1. April 1866.

Lieber Herr de Geyter. Erst vorgestern empfing ich Ihren herzlichen Brief vom 22. März, und zwar hier in Frankfurt,

wo ich seit einiger Zeit bin, weil ... weil ... ja, warum? Man frage das treibende Herbstblatt, warum es der Sturm dort-, dort- oder dorthin führte.

Meine Handlungen gleichen seit Jahren zum großen Teil, seit Monaten ungefähr ganz, mehr den unbewußten Zuckungen eines Sterbenden, als den selbstbewußten, durch freien Willen bestimmten Bewegungen eines gesunden Menschen.

Ich fürchte, daß die grausamen Zuschauer im niederländischen Amphitheater bald ihr lange erwartetes „habet!" werden ausrufen können. Ich werde schwächer und schwächer! Wie Julian der Pfeil traf, den er durch Christus gelenkt wähnte, so treffen mich die trivialen Mühen und Sorgen des Lebens je länger desto tiefer, und ich fürchte ... ich fürchte ...

Mehrmals nach Brüssel reisen? Ach nein! Ich war nicht da seit dem 17. Dezember 1864. Und warum nicht? Es wohnen da doch meine Frau und meine Kinder. Ich konnte nicht hin aus Armut. So ist es! Einmal seit dieser Zeit habe ich meine Frau und mein jüngstes Kind gesehen, meine liebe Nonnie. Es war, als „Die Braut dort oben" gespielt wurde. (Ohne meine Bemühung und gegen meinen Willen beinah, denn Sie begreifen, daß ich von dieser Spielerei aus meiner Jugend nichts wissen will.)

Gut, „Die Braut dort oben" sollte gespielt werden, eine junge Dame in Brüssel wollte es sehen und nahm meine Frau und meine Kinder mit. Durch diesen freundlichen Zufall sah ich mein Töchterchen im März 1865. Aber seitdem nicht mehr.

Wohl aber sah ich meinen kleinen Max! Nämlich zuhause, in Brüssel, sah man Not entgegen, und um meine Frau zu entlasten, mußten wir uns dazu entschließen, daß er in Amsterdam zu einer Familie auf Besuch ging. Das sollte nur eine Zeitlang sein, ja sogar nur für kurze Zeit, denn natürlich, wir können doch Fremde nicht für die Dauer mit der Sorge für unser Kind belasten. Aber seit Monaten nun schon habe ich keine Möglichkeit gefunden, auf andere Weise für ihn zu sorgen.

Daß ich nicht nach Brüssel kommen konnte, war wegen

der Schulden, die meine Frau dort hatte machen müssen. Sie hatte nichts und mußte dankbar sein, wenn man ihr Wohnung, Nahrung, Kleider auf Kredit geben wollte. Dafür wurden Wechsel ausgestellt, die mir über den Kopf wuchsen. Ich mußte jedesmal neue Verbindlichkeiten eingehen, um alten nachzukommen. Ersparen Sie mir die Mitteilung dieser peinlichen Geschichte.

Hätte ich wie ein Arbeitsmann von der Feder regelmäßig arbeiten können, es wäre nichts gewesen. Aber ich bin kein Schriftsteller, kein Büchermacher. Ich habe nichts in meinem Herzen als Entrüstung, und die füllt keine Druckbogen. Es ist ein kurzes Wort, ein Fluch auf das verrottete Holland! Und wäre es mir auch möglich gewesen, mehr Schreiberei zu liefern, dennoch würde das nichts geholfen haben, denn die Qualität wäre allmählich so geworden, daß sie mein eintöniges Geklage nicht „schön" gefunden haben würden. Das ist jetzt bereits der Fall. Sie wollen, daß der sterbende Fechter sie mit einem Sterbeliedchen ergötze.

„Ich wette, daß er sprechen wird am Kreuz,
Die Kinder gehn, um das zu hören, mit."

Richtig! Darum gehen die Kinder mit, und darum kaufen die Eltern einen Bericht, was der Mann am Kreuz gesagt hat.

Aber noch einmal, man füllt nicht Druckbogen mit Eli asabthani.

Das ist ein Klagebrief, das ist läppisch, unmännlich, klein, unritterlich . . . nicht wahr? Indes ich mußte auf Ihren herzlichen Brief so antworten, oder unhöflich sein und nicht antworten. Kommen, Gehen, Schreiben, Antworten oder Schweigen . . . rechnen Sie mir nichts an. Es ist mir passiert, daß ich jemanden erzürnte, weil ich ihn nach von ihm gemachtem Besuch nicht wieder besuchte. Ei nun, der Mann wußte nicht, oder tat so, als wenn er es nicht wüßte, daß ich keine ordentlichen Schuhe hatte. In solchem Fall muß man für schuldig gelten, oder den Grund nennen. Man

hat dann zu wählen zwischen scheinbarer Unhöflichkeit oder unmännlicher Klage.

Hätte ich nun, anstatt das letztere zu wählen, bei Ihnen für unhöflich gelten sollen? Dies zur Entschuldigung für mein Klagen.

Verbreiten Sie doch soviel als möglich Ihr Urteil über den Unterschied zwischen Antikatholiken und Protestanten... ja, ich glaube sogar, daß wir weiter gehen können, als daß wir die Protestanten unter die Antikatholiken stellen, sie stehen wahrhaftig unter den Katholiken selbst. Der Katholizismus ist ein Irrtum, der Protestantismus ist eine Pest. Ich habe darauf viele Male hingewiesen. Lassen Sie doch niemals in Belgien die Idee aufkommen, daß Liberalismus eins ist mit Protestanterei. Wir müssen für uns selbst und unsere Kinder nach Wahrheit streben, gut! Und es ist nicht angebracht, zu wählen zwischen $2 \times 2 = 5$ und $2 \times 2 = 3$. Aber... wenn Wahl zwischen Lügen möglich wäre, dann würde ich hundertmal lieber meinen kleinen Jungen als Meßdiener oder Chorknaben sehen, als als Protestanten. Denn sehen Sie, der Protestantismus ist keine Dogmensache. Protestant sein heißt eigentlich: vorteilhafter Anstand, Effekten-Solidität, Droogstoppel-Weisheit. Ein Protestant opfert nicht, er verspottet alles Opfer. Er verlacht kindlichen Irrtum und mästet sich mit anderm Irrtum, der besser notiert steht an der Börse. Und wie auch verteilt in Arten des Glaubens, dennoch sind die Protestanten eins, sobald es ihren eigentlichen Glauben gilt: Vorteil. Die Einstimmigkeit, womit man gegen jeden zu Felde zieht, der sich gegen ihr goldenes Kalb erhebt, hat mich überschrieen, oder nein, schreien tun sie nicht. Das würde ein dummer Papst tun, wenn man ihn angriffe. Die Protestanten schweigen in der Öffentlichkeit, verleumden im Geheimen, und ersticken den Freidenker, der ehrlos zu Grunde geht. Ach, es ist so bitter, daß man . . .

Ich kann nicht weiter schreiben. Ich empfange soeben Bericht, daß meine Frau geflüchtet ist aus Brüssel. Heute verfielen Wechsel an Schlächter und Hauswirt. Es ging nicht

länger! Sie ist in Amsterdam und wird dort das Bodenkämmerchen beziehen, das ich bei meinem Verleger inne hatte. Ich muß nun weiter Rat schaffen. Wie, weiß ich noch nicht. Zeit, um durch geregelte Arbeit etwas zu erreichen, ist nicht. Und wäre auch die Not nicht dringend, ich habe keine Stimmung für die Arbeit. Ich weiß nichts, begreife nichts. Und wie werden die wohlhabenden Holländer mich schlecht finden, daß ich die brüsseler Wechsel nicht bezahlt habe!

Adieu, sein Sie herzlich gegrüßt. Ich muß daran denken, wo meine Frau und mein Kind morgen Essen herbekommen sollen. Darum schließe ich, und wenn Sie später nichts von mir hören, so denken Sie nur, daß so etwas mich beschäftigt hält.

Herzliche Grüße und Dank für Ihre Teilnahme.

Douwes Dekker.

CXIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

[Tine flüchtete, wie schon aus dem vorigen Brief hervorgeht, 1866 im März aus Brüssel. Kurzer Aufenthalt voll Mühsalen in Amsterdam. Ende Juni folgte sie einer Einladung ihrer Freundin Stephanie Etzerodt, damals schon Frau Omboni, nach Italien. Tine schrieb Dekker, daß diese ihr 300 Francs für die Reise geschickt hätte. Anfangs meinte Dekker, daß man sie für unbeschränkte Zeit als Gast gebeten hätte. Aber die Absicht war, Tine dort ihren Unterhalt verdienen zu lassen, wie es auch geschah.]

Coblenz, 2. Juli [1866.]

Liebe, beste, tapfere Tine. Ja, Vater würde gewiß sagen, daß du eine Kenau wärest! [Kenau Simons Hasselaar, eine tapfere Frau, die zu Anfang des großen Befreiungskrieges bei der Belagerung von Haarlem durch die Spanier die Bürger anführte und ihren Mut anfachte. Sie kämpfte selbst mit. Die Spanier mußten schließlich abziehen. Seitdem wird die Tat dieser Frau als ein Beispiel weiblichen Mutes angeführt.] Tausend ja, wie ich den Brief anguckte! Es war ein kleines Briefchen von Siet dabei, worin stand, daß du

schon abgereist wärest. Also im Augenblick schon ein ganzes Ende weg. Ja, du hast recht gut daran getan, daß du mir kein Geld schicktest. Ich bin doch schon bange genug, daß du zu kurz kommst, da Edu mitgeht, und ich fürchte, daß du die Kosten nicht gut berechnet hast. Edu wird überall für volle Person gelten. Ich werde nicht ruhig sein, ehe ich nicht von deiner Ankunft höre.

Wie ist das außerordentlich lieb von Stephanie und von Omboni. Du wirst aufblühen in dieser Umgebung, und auch für die Kinder ist es gut. Ich bin sehr neugierig, was du in Sicht hast für Edu, und auch ob dein Geld reichte, um die ganze Reise zu machen. Mimi fürchtet so, daß du zu knapp bist. Wir rechnen schon aus, soviel wir wissen, und dann würdest du bis Lyon schon 180 Francs allein für Fahrt lossein. Ohne Verpflegung oder Trinkgeld oder Hotelkosten. Nun, von Lyon ist es noch weit! Und du hattest gewiß vor deiner Abreise aus Amsterdam auch noch Ausgaben. Ich bin sehr unruhig.

Du begreifst, wie gern ich jetzt vor allem zu Garibaldi möchte. Aber dahin zu kommen! Und ein bißchen anständig da anzukommen! Soviel wie möglich lese ich die Zeitung. Bis jetzt scheint er nichts von besonderer Bedeutung ausgerichtet zu haben, und ich fürchte . . . Worte, ich werde französisch schreiben, dann liest du es vielleicht vor.

Je crains que Garibaldi et en même temps la grande cause de l'Italie ne soit sacrifié. Il y a des choses qu'on voit mieux de loin que de près. Garibaldi a été fait général, on l'a enrégimenté, on lui a mis sur les épaules le joug écrasant de la routine officielle, on lui a donné des instructions, absolument comme à d'autres qui mangèrent depuis vingt ans le pain des casernes . . . tout cela ne lui va pas, lui qui est simplement héros et homme de coeur. Un génie attelé ne valut jamais rien. Je comprends parfaitement qu'il a accepté les conditions que la soit disant politique du cabinet Italien lui a posées sous peine de contre carrer ses projets et de

déclarer traître à la patrie celui qui se permettrait de prendre Vénise et de chasser les Autrichiens sans suivre les instructions de l'art. On aura dit: „de par le roi défense au génie de faire aucun miracle".

Pour Garibaldi la prise de Vénise aurait été tout simplement le problème (si c'en est un) de la distance entre deux points. „Mais c'est la ligne droite!" aurait-il dit. Moi ici, Vénise la bas . . . allons-y! Et de vaincre ou de mourir! Même en succombant il aurait servi la cause de l'Italie. Le sang d'un héros comme lui est fécond! La jeune Italie se serait senti aiguillonnée, et le cri: „un tombeau pour lui à Vénise, à Rome pour lui un mausolée" aurait été le „Dieu le veut!" d'une terrible croisade!

Et maintenant? Hélas! Le grand homme bronchera à chaque instant sur le chemin inaccoutumé qu'on lui a ouvert. Les misérables entraves d'une très scientifique, très académique (et très ridicule) stratégie le feront trébucher, et à l'heure qu'il est, Dieu sait combien de caporaux se seront apperçu déja que le tant vanté héros ne connait pas le premier mot de l'école de peloton (l' a b c des soldats de parade).

La simplicité du génie ne se fera jamais aux rigides exigences d'une science pleine d'artifices, inventée pour remplacer le génie. Victor Emanuel, obéissant à une fatale pression extérieure, je le sais bien, s'est vu obligé de mettre la tonnerre en bouteilles et d'en verser petit à petit une goutte à l'ennemi . . . tandis que Garibaldi libre aurait écrasé les adversaires soit en triomfant directement, soit en sacrifiant sa vie pour vivifier l'audace des siens.

Pallavicini sous ses ordres? Je n'en crois rien. Je crois plûtot que Pallavicini qui a fait ses tristes preuves de loyauté à Aspromonte lui a été donné comme étouffoir . . . voire même comme espion. Ne se pourrait-il pas que le héros se sentit pris d'un de ces coups de tête qui prennent des royaumes? Et ne faut-il pas que ces choses soient faites selon les règles de l'art? Ne faut-il pas qu'il y ait un peu de Lamarmora,

et un peu du prince . . . un tel, ou un peu du ministre un tel, dans les affaires d'éclat? Quelle honte pour les budgets de la guerre passés, présents et à venir, si un héros fit les choses mieux que les généraux qui depuis tant d'années ont été payés pour les faire.

Rien n'y fait que les héros ne reculent pas, et que les généraux reculent (voir le Hanovre, le Saxe, la Hesse et toutes les campagnes. Partout il y a 20 ou 50 généraux qui reculent ou qui se rendent contre un qui se fait tuer). Cela n'y fait rien, pourvu que les dignités officielles se portent bien! Périsse plûtot la grande cause de l'Italie, que de voir encore les grandeurs incomprises de l'état major devancées par cet intru! On lui fera payer cher la prise de Naples, et sa gloire et son génie, et sa simplicité, et son ignorance . . . Je maintiens qu'on le sacrifie. J'espère que bientot une balle autrichienne compatissante le sauvera du dégoutant mépris des petites gens qui s'appercevront bientôt que l'idole d'un jour, ne valait plus rien depuis que les tristes exigences de la politique l'avaient garotté.

Le monde est comme les enfants qui aiment à voir voler les oiseaux, mais qui les mettent en cage . . . ah, comme c'est triste!

CXIV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Freitag Morgen.

Liebe, beste Tine. Ja, gewiß bist du tapfer. Ich habe deinen Brief vom Dienstag aus Paris. Nun muß ich dir sagen, daß ich in ärgster Unruhe war wegen deines Geldes, und ich bin es noch. Ich konnte mir denken, daß du in Amsterdam noch Ausgaben gehabt hast, und auch ohnedies, Eduards Mitgehen wird deine Berechnung zu schanden gemacht haben. Ich

weiß natürlich, daß das schnelle Durchreisen sehr ermüdend ist, aber demgegenüber steht die Kostspieligkeit des Aufenthalts. Dienstag warst du in Paris. Nun begreife ich nicht, wo du Sonntag Abend geblieben bist. In Brüssel? Das denke ich nicht, Willème's [eines Gläubigers, Tines Hauswirts] wegen. Ich dachte, daß du Sonntag gleich durchfahren würdest nach Paris. Nun gedachtest du Donnerstag anzukommen, also vier Nächte Logis. Ich fürchte so, daß du dich verrechnet hast. Denn deine Mittel waren gering. Ich werde nicht ruhig sein, ehe ich nicht weiß, daß du da bist.

Die ganze Sache, was deine Übersiedlung nach Italien angeht, konnte gar nicht besser sein. Holland war für dich eine Hölle. Aber es geschah auch nicht freiwillig, daß du dahin gingst. Ich kann nicht sagen, wie ich an euch denke. Ach, der Edu und Non in Italien! Und daß er so fürsorglich war für dich auf der Reise, der liebe Junge. Die ganze Sache ist herrlich, und ich kann Stephanie nicht genug danken. Auch von Omboni ist es mehr als lieb. So etwas haben alle meine holländischen Bewunderer und deine ganze holländische Familie nicht getan.

Was mich betrifft . . . ich warte! Alte Geschichte. Vor vier Tagen war die Not wieder sehr nahe. Ich schrieb an Huet. Er sandte mir gleich 25 Gulden, so daß ich jetzt wenigstens wieder essen kann. (Findest du es nicht komisch, ich bin warmen Essens entwöhnt und verlange abends nur kaltes gesalzenes Fleisch und Brot.) . . . . .

Hast du nicht daran gedacht, deinen Weg bis Basel per Rheinboot zurückzulegen? Es ist gut, daß du es nicht getan hast. Wenn du nachts immer hättest durchreisen können, wäre es besser gewesen, denn es ist weniger ermüdend. Aber wenn nicht, dann hättest du zuviel zu übernachten gehabt, und das hätte die Billigkeit der Reise per Boot wieder aufgehoben. Auch wärest du auf holländische Boote angewiesen gewesen, da die preußischen wegen des Krieges nicht höher als bis Coblenz fahren können. Das dicht dabeiliegende Mainz ist

feindlich. Die Preußen haben den Wein des Herzogs von Nassau aus seinen Kellern geholt, aber für Tausende liegen lassen, weil an den Fässern ein Merkmal war, daß sie Privaten gehörten! Ist das nicht stark in Kriegszeiten? Ich kriege Respekt vor Preußen. Dennoch muß ich dir sagen, daß die Österreicher nicht verloren haben würden, wenn ich vor Jahren Kriegsminister gewesen wäre. Es tut mir weh, daß ich hier so untätig sitzen muß, wo ich nun doch sehe, daß ich manche Dinge gut durchschaut habe, deren man jetzt erst, nach enormem Schaden, inne wird. Aber Achtung vor der Einrichtung des preußischen Staates! Das ist prächtig! Man muß dieses Militär sehen, und die Schnelligkeit und die Kraft der Maßregeln! Im Augenblick glaube ich, daß Frankreich gegen Preußen einen sehr schweren Stand haben würde. Wenn der König von Preußen jung und energisch wäre, würde er sich zum Kaiser von Deutschland machen können, nicht dem Namen nach wie die vorigen Kaiser, sondern effektiv. Aber der König ist beinah 70 Jahr, und sein kraftvoller, tüchtiger Minister Bismarck hat vielleicht weniger Mühe mit ganz Österreich als mit dem alten christlichen Herrn. Wie es sei, die Weltgeschichte verspricht interessant zu werden. Frankreich, das erst gegen Österreich sein mußte, wird nun allmählich zu fürchten beginnen, daß Preußen zuviel gloire gewinnt: jalousie de métier, und es könnte schon geschehen, daß Italien jetzt Venetien kriegt, unerobert, einfach geschenkt, weil Österreich all seine Kraft im Norden nötig haben wird.

Ich weiß nicht genau, wie spät es ist, ich denke, etwa ein Uhr, Freitag, und fürchte, daß die Post vorbei ist. Denke dir, ich bin auf eine ärgerliche Art meine Uhr los geworden. Wir hatten einen Spaziergang gemacht über die Berge, es war eine Bruthitze und wir ruhten aus am Wege. Da es eine einsame Gegend war, zog ich Rock und Weste aus (zum Trocknen) und hängte meine Uhr an einen Strauch. Beim Weggehen vergaß ich sie. Ich merkte es erst in einem Dorf, ziemlich weit von dem Fleck, und lief zurück, aber sie war

weg. Ich hatte mich schon so oft darüber gefreut, daß sie nur von Messing war und also nicht im Falle der Not verkauft werden konnte. Nun ist sie doch weg, sie ging so gut, und ich hatte soviel Spaß daran.

Ich denke, daß die Postzeit vorbei ist. Du begreifst, wie mich verlangt. Wirst du mir gut deine Reise beschreiben? Ach, es tut mir so gut, daß Edu so wacker ist. Und er bezahlte? Nun, das wird er wohl gut besorgt haben, wollte er mich doch keine Birnen kaufen lassen.

CXV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Donnerstag, 12. Juli.

Liebe Eef. Denke dir, noch kein Brief aus Mailand. Schreib um Gottes Willen sogleich, und wenn du einen oder mehr Briefe von Mailand versandt hast, so wiederhole alles, was darin steht.

. . . . . Schreib mir. Ich muß wissen, wie es steht. Der Haupteindruck, den ich von der Sache habe, ist, daß ich ausgeschlossen sein sollte. Es sieht alles so aus, als wenn ich das Geld durchgebracht haben würde, das für dich und die Kinder nötig war, ja, als wenn ich es dir abnehmen würde.

Ach, ich hatte mich so abgeängstigt, daß du auf der Reise zu kurz kommen könntest, da ich berechnete, daß es mit den 300 Francs von Stephanie nicht genügend sein würde. Ich wußte nicht, daß du mehr hattest, und nun stehe ich Huet gegenüber in der Position, als wenn du mich betrogst und als wenn ich das Geld hätte haben wollen, das für dich bestimmt war.

Ich bin sehr niedergeschlagen! Grüß und küß die lieben Kinder und laß mich um Gottes Willen etwas von euch hören.

Daß ich an Huet schrieb, geschah aus hoher Not, aus

Hunger. Nun, in diesem Brief erzählte ich, daß du mit 300 Francs nach Italien wärest. Ich zeigte ihm also, daß ich nicht von mehr wußte, denn ich schrieb, daß ich so besorgt wäre, daß du zu kurz kommen könntest. Daraus mußte also klar werden, daß du mir das verschwiegen hattest. Was folgt daraus? Daß ich dir sonst das Geld abgenommen haben würde. Sonst hatte das Verschweigen keine Ursache. So stehe ich nun da! O Gott, wie bitter. Ich bin ein für alle Mal gebrandmarkt, als wenn ich dich und die Kinder beraubte, um selbst etwas zu haben .....

[In den nächsten Tagen erhielt Dekker Nachricht von seiner Frau aus Italien.]

CXVI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Coblenz, 24. Juli 1866.

..... Tine, es würde manches anders gegangen sein, wenn du dir immer die Mühe genommen hättest, mir zu schreiben, was vorging. Diese Geheimtuerei hat Schaden getan. Nun in diesem Augenblick weiß ich noch nicht, was du empfangen hast und was man dir versprochen hat. Wie ist es mit den 100 Gulden von Kerkhoven und den 100 Gulden von van den Bosch? Ist das das Jährliche für Eduard? Ist es zuviel verlangt, daß ich etwas von diesen Dingen erfahre? Ich saß in Angst, daß du auf der Reise nicht auskommen würdest, und sah dich schon mit den Kindern irgendwo in großer Verlegenheit sitzen. Diese Angst ist Huet bemerkbar geworden. Also ist ihm auch bemerkbar geworden, daß ich von keinem andern Geld wußte als den 300 Francs von Stephanie. Also: daß du etwas vor mir verbargst, und dann muß es doch wohl wahr sein, daß ich dich und die Kinder benachteiligte, wenn du genötigt bist, das für die Kinder Empfangene vor mir geheim zu halten! Wenn ich nun bei

dem allen bedenke, wie ich litt unter deiner Not in Brüssel, unter deiner Angst vor Wechseln, welch Genuß es mir war, wenn ich dir etwas senden konnte, dann — das wirst du wohl einsehen — ist es bitter, nun so angesehen zu werden. Und . . . wenn noch etwas dadurch erreicht wäre, aber gerade umgekehrt! Mit dem Untergraben der Sympathie für mich untergräbst du alles. Dir und den Kindern hätte geholfen werden müssen um meinetwillen, nicht gegen mich. Dies letztere konnte niemals geschehen. Es war kein Grund dazu.

Und ich hätte es nicht verlangt von dir, dieses Geld, obschon ich Hunger litt. Ich habe rohe Bohnen stehlen müssen im Feld, und nicht deswegen beunruhigte ich mich, sondern über die Frage, ob du genug haben würdest für deine Reise. Seit zweiundeinhalb Monaten habe ich bis auf drei Male kein gekochtes Essen gehabt, manchmal Brot mit Fleisch, manchmal allein Brot. Ich bin denn auch erschöpft, und wenn ich dabei bedenke, wie du mich in der letzten Zeit hast mißhandeln lassen, so ist mein Gefühl sehr bitter.

Gut also! In einem Augenblick, da ich buchstäblich meinte zugrunde gehen zu müssen in meiner Not, schrieb ich an Huet. Ich mußte etwas wissen, und auch: etwas essen. Als du nach Italien gingst, hatte ich buchstäblich nichts. Vor drei Tagen hatte ich sehr viel Mühe, um die 8 Groschen zu bekommen für deinen Brief! Gut also, Huet sandte mir 25 Gulden, und davon lebe ich kümmerlich weiter, mit noch 25 Gulden, die ich später bekam als Vorschuß für kleine Berichte in der Haarlemmer Courant. Ich will versuchen, damit mich am Leben zu erhalten. Wenn ich diese Beziehung aufrecht erhalten kann (was nicht gewiß ist, meine ersten Berichte taugten nicht, ich hatte sinnvolle Erwägungen und Betrachtungen gegeben. Sie müssen nur trockene, nüchterne Tatsachen haben und können meine Folgerungen entbehren . . . aber ich werde mein bestes tun!) nun, wenn ich diese Beziehung aufrecht erhalten kann, dann ist viel gewonnen, und ich werde es versuchen . . . . .

CXVII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Coblenz, 30. Juli.

Liebe, beste Tine. Ich habe deinen Brief vom vergangenen Montag. Er berührt mich sehr angenehm, aber du begreifst, wie weh es mir tut, daß du dich um Stellung bemühen mußt. Das ist also das Resultat von dieser holländischen Hilfe, daß du in Italien Gesellschafterin werden mußt!

Und es würde nicht nötig sein, wenn ich mich jetzt nur rühren könnte, aber meine Lage ist sehr schwierig. Der Kampf ums Essen oder Nichtessen ist ermüdend. Und wen soll ich um Hilfe bitten?

Ich schreibe jetzt, Gott besser's, kleine Berichte für die „Haarlemmer Courant", aber ich selbst verstehe nicht, wie das andauern soll. Als ich anfing, setzte ich mich mit Eifer an die Arbeit und schrieb jeden Tag lange Stücke, so gut ich konnte. Aber anstatt Genugtuung zu finden, daß ich mich so abgearbeitet hatte, bat Huet mich, doch ja nicht mehr zu senden, als einmal oder höchstens zweimal in der Woche einen kleinen Bericht, keine Betrachtungen. Es darf nur z. B. sein: Die Ernte verspricht viel. Der Herr ***, Gesandter von ***, ist in Frankfurt angekommen. Die Cholera herrscht in ***. U. s. w. Mit grausamerem Sarkasmus konnte das Geschick mir nicht begegnen als jetzt, wo ich, um mir ein armseliges Leben zu erhalten, mich darum ersuchen lassen muß, meine Ideen für mich zu behalten. Indes, ich tue, was man verlangt hat. Wenn ich auch nur davon leben könnte!

. . . . . Mimi tut, was sie kann. Ihre Zufriedenheit ist wahrhaftig zu bewundern. Sie erträgt meine Bitterkeit sowohl wie die der Verhältnisse mit großem Mut, und es ist zu bewundern, wie sie sich darein schickt. Solange es ihr nun unmöglich ist, etwas anderes zu tun, übersetzt sie Stücke aus dem Deutschen und versucht sie bei holländischen Zeitungen

und Zeitschriften anzubringen. Sie hängt mit großer Treue an mir und mit einer schier unbegreiflichen Beharrlichkeit, sie tut alles mögliche, um mir nützlich zu sein, sei es dadurch, daß sie bei mir bleibt, oder dadurch, daß sie geht. Die Vorstellung von ***, als wenn Mimi mir zur Last läge, ist lächerlich. Es ist die Frage, wer von uns dem andern mehr zur Last liegt, ich ihr oder sie mir. Wer ihre Entbehrungen mit ansieht, muß gerührt werden von der Ruhe, mit der sie alles trägt . . . . .

Es ist mir ein fürchterlicher Gedanke, daß du in eine Stellung gehen sollst. Und die Kinder! Nonni den halben Tag nicht bei dir, und Edu ganz weg. Und ich ganz getrennt von den Kindern. Nun frage ich dich, was deine Reise nach Italien für Nutzen gebracht hat! Ich bereue bitter, daß ich dich habe gewähren lassen . . . . .

[In den vorhergehenden und weiteren Briefen ist von Dekkers Mitarbeit an der „Haarlemmer Opregte Courant", auch „Haarlemmer Courant" oder „Haarlemmer Opregte" genannt, die Rede. So kärglich der Ertrag war, es war doch ein kleiner fester Beitrag für die Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse, und Dekker hielt diese Verbindung bis zum Sommer 1869 aufrecht. Interesse für uns hätten wohl die Berichte Dekkers über den preußisch-österreichischen Krieg, indes ich muß mir jedwede Wiedergabe versagen. Wie wir ersahen, war ihm die Mitteilung von eigenem Raisonnement in seinen Berichten „Vom Rhein" versagt, und man kann sich vorstellen, welchen Kampf hier sein Naturell zu führen hatte. „Aber es dauerte nicht lange", sagt Busken Huet in seinen Erinnerungen, „und Multatuli fand für den siedenden Dampfkessel seiner Subjektivität ein geeignetes Sicherheitsventil, und er schuf den ‚Mainzer Beobachter'. Von all den Betrachtungen nnd Berichten aus der Rheinprovinz, von ihm angetroffen in der ‚Kreuzzeitung', in der ‚Vossischen', in der ‚Frankfurter Postzeitung', machte er getreulich Meldung. Aber war er der Meinung, daß diese Blätter den Gaul verkehrt aufzäumten, oder fühlte er Bedürfnis, als Augenzeuge auch anderen Auffassungen das Wort zu geben, dann schickte er den ‚Mainzer Beobachter' seiner Erfindung ins Feuer." Multatuli lieferte seine Berichte „Vom Rhein" und die viel beachtete Weisheit des „Mainzer Beobachters" bis in den Sommer 1869 hinein. Wiederholt hatte er inzwischen an Freunde sein Geheimnis bezüglich des letzteren mitgeteilt. So erfuhren es schließlich auch die Besitzer der Zeitung,

ungläubig fragten sie bei ihrem Korrespondenten an. In einem Briefe voll Humor, der leider verloren gegangen, bekannte Multatuli seine Schuld. So hatte es ein Ende mit der lustigen Herrlichkeit des „Mainzer Beobachters".]

CXVIII

An C. Busken Huet.

Coblenz, 4. Sept. 1866.

..... Ei, gute Bücher werden in Niederland nicht recensiert, also nirgend etwas von meiner Blumenlese. Das ist ein freundliches kleines „also". Die Spectator-Artikel finde ich komisch. Ich kann wahrhaftig Kritik ganz gut vertragen (wenn Sie mich mal recht mitnehmen wollen, werden Sie es sehen) und bin in diesem Punkt durchaus nicht reizbar. Ich habe zuviel Widerwillen gegen Schreiben, Machwerk, Autorschaft, um es mir zuzuziehen, wenn man an meinem Geschreib was auszusetzen hat. Und ich vermeide meistens alle Replik, um nicht auf den Gedanken zu bringen, daß ich böse bin, wie es leicht scheinen würde, wenn ich etwas heftig diese oder jene Dummheit meines Angreifers ans Licht zöge. Dieser Dr. Keerom scheint hauptsächlich gegen meine Unwissenheit zu Felde zu ziehen. Du lieber Gott, kann ich dafür? Ich bin nicht mal Dr., was denn doch das mindeste ist, was man, um nicht ganz Luft zu sein, sein kann. Und, komisch, bei jeder Gelegenheit oder Nichtgelegenheit zieht er Menschen an, von denen ich etwas lernen kann. Sokrates, Buckle, Dr. Waitz. Herrje, das will ich gern glauben. Aber warum soviel Lügen in so einer Recension? Habe ich Thorbecke angegriffen, weil er von 1836—60 nichts geschrieben hat als seine historischen Schilderungen? Wo habe ich je den „törichten Hirngespinsten von natürlichen und ursprünglichen Zuständen, die Rousseau in die Welt gesetzt", nachgejagt? Ach, es langweilt mich. Aber daß fatsoen von facies kommen sollte, habe ich nun unfrei-

willig von Herrn Keerom gelernt. Ich dachte, daß das eine und das andere von facere käme, via façon und face.

La critique est aisée et l'art est difficile . . . finde ich einen lahmen Satz und ziemlich sinnlos. Wußte Boileau denn nicht, daß just die Kritik ein „art" ist? Die spruchmäßige Gegenüberstellung fällt ins Wasser.

Ach, ach, Kläs'chen Siebenstern! Ich hab' das Schäfchen nicht gelesen, habe mich nun aber sehr dabei amüsiert, wie Sie sie später ausgezogen haben. Bei späterer Behandlung von Stücken wie diese Klaasje Zevenster, worin von Patriziern gesprochen wird, empfehle ich Ihnen das Adjektiv „gemeen" [= gemein] bei dem „fatsoenlyk" [= anständig], das van Lennep so gern in den Vordergrund stellt. Mir schaudert, wenn ich an den Augenblick denke, wo ich ihn das Wort „fatsoenlyk" [= anständig] aussprechen hörte. Ich hatte einen Verleger für den „Havelaar" (Gunst, der das Buch für Rechnung meines Bruders drucken sollte). Van Lennep, der das Manuskript hatte, sagte:

— Nein, nein, lassen Sie mich nur dafür sorgen . . . es muß bei einem anständigen Verleger erscheinen. Überdies, Sie wissen nicht, wie man mit solchem Volk (solches Volk und anständiger Verleger? Wie stimmt das zusammen?) umgehen muß. Zum Beispiel, wenn Sie es nun machten, was würden Sie dann tun mit diesem Band? (das Manuskript)

— Nun, ich würde ihn ihm geben.

— Natürlich, so verkehrt wie möglich. Ich mache alle Blätter los, gebe sie ihm in kleinen Mengen, dann behalte ich ihn in Händen.

Noch begreife ich nicht die Finesse dieser Maßregel. Aber das Wort „Anstand" kann ich nicht hören, ohne an die übergroße Anständigkeit zu denken, womit v. L. mich betrogen hat. Damals jedoch hatte er nicht diese Absicht. Erst später hat er, um sich gegen Vorwürfe von „Amsterdamer Patriziern" zu decken, gesagt, daß das Buch sein Eigentum wäre und daß er sich desselben bemächtigt hätte, „um es zu unterdrücken".

Er hat sich nicht geschämt, dies zu veröffentlichen. Aber er log. Er wollte lieber für scharfsehend treulos gelten, als für naiv kurzsichtig. Er betrog mich aus Feigheit, und nichts ist richtiger als Ihre Parallele zwischen der Charakterlosigkeit der Helden seines Buches und seinem eigenen Mangel an Charakter. Aber . . . ist Ihre Anziehung von Ferdinand Huyck (auf pag. 19) eine lobende? Das begreife ich nicht. „Ferdinand Huyck" ist ein infames Buch. Auch dieser van Lennepsche Held ist ein armseliger Herr, der seine Dame im Stich läßt, aus Furcht vor Papa und „fatsoen". Ich habe so einen Widerwillen gegen dieses Buch! Ich hatte es nicht gelesen, als ich van Lennep kennen lernte, später fand ich ihn genau in seinem Buch wieder. Möchten Sie dieses gemein-Anständige doch geißeln bei jeder Gelegenheit! Feigheit ist schon schlimm genug, solche Löcherigkeit des Gemüts braucht nicht auch noch herausgestrichen zu werden. Der sehr anständige Ferdinand Huyck, und, so weit ich ihn nun aus Ihrer Beschreibung kenne, auch der junge van Eylar, sind mir ein größerer Greuel als die Personen, die der Romanschreiber als „schlecht" aufmarschieren läßt. Unter Bewohnerinnen von Häusern wie Mont Athos habe ich gute Menschen gefunden. Unter Feigen niemals.

Was hat es van Lennep nur mit seinen Patriziern wichtig! Die Hoheit der amsterdamer Tonangebenden datiert zum größten Teil aus sehr naheliegender Zeit. Die van Lenneps selbst stammen von einem Goldschmied. Hartsen (jetzt geadelt) trägt den Stempel der Bürgerlichkeit in dem Schwanz seines Namens. Die Bickers und Backers haben gebacken und gebickt [= gepickt, d. i. Steine geklopft], Huydecoper verkaufte Häute, Leder. Sillem ist eine seit fünfzig Jahren aufgekommene Judenfamilie. Willinck datiert seine Hoheit aus der Zeit Louis' (unsaubere Geschichten mit Louis, Umgehung der Continentalsperre) etc. etc. Wenn ich die Erzählungen aus meiner Jugend als zu meiner Zeit gehörig rechnen darf, kann ich sagen, daß ein sehr großer Teil von den amsterdamer Ton-

angebenden während meiner Zeit von nichts zu etwas geworden ist. Und dann die Roëls? fragt van Lennep. (N. B. Ich vermute, daß Roëll oder Roël, will sagen ganz kurz ohne Trema: Roel, dem „van Eylar“ zur Geburt verholfen hat.) Mevrouw v. L. ist eine Roël, Tochter des Ministers unter König Louis. Nunwohl, ich weiß nichts von patrizischen Roëls. Wohl kenne ich Willèr's, deren Väter Willer hießen, und so werden auch wohl die Roels zu dem Nachdruck auf ihrem Schwanz gekommen sein.

Wenn Adel Torheit ist (welchem ich nicht ganz zustimme), um wieviel törichter ist dann das Pochen auf eine Art Adligkeit, die nicht einmal besteht! Der autochthone Adel, selbst der Briefadel, sind denn doch noch bekannt, und werden hier und da anerkannt. Dann und wann haben sie auch historische Bedeutung. (Es ist wahr, selten! Es ist eine Schande, wie wenig vollbracht wurde von Geschlechtern, deren Voreltern seit Jahrhunderten bessere Nahrung genossen und die Möglichkeit eines besseren Unterrichtes hatten, als ihn die Plebs hat.) Aber was so ein amsterdamsches Patriziat für eine Bedeutung hat, weiß der Himmel, d. i. niemand. Die Keizersgracht und die Heerengracht sind angelegt vom Geld der „edlen“ Westindischen Compagnie, wie nun der Willemspark im Haag von Freiarbeitern und Kulturprozentmännern. Die Raubritter wagten noch Leib und Leben. Was wagten die Herren XVII [Die Mitglieder der Ostindischen Compagnie]? Und die gegenwärtigen Reichwerder?

Was mich in der „Klaasje Zevenster“ wahrscheinlich stören würde, das ist dieser eintönige Trick, die Tugend der Heldin so ganz und gar zurückzubringen auf das . . . ja, wie soll ich sagen? Wird sie oder wird sie nicht heiraten, oder wird sie sterben als Mädchen? Diese plumpe Moral herrscht in all diesen Sachen, Pamela, Clarissa Harlow, Susanne Bronkhorst, ja selbst in Sarah Burgerhart (die ich sonst wohl leiden kann). Ich habe immer Lust, solcher verfolgten Tugendheldin zuzurufen: „geh doch in Gottes Namen schnell mit diesem oder jenem zu

Bett, dann ist es aus! Öde uns nicht fünf Bände lang mit deiner Tugend an, die bei Licht besehen sehr selten Tugend ist." Ich bleibe dabei, die Ehre wohnt über dem Nabel. Es kommt mir so jungensmäßig vor, daß man diese Frage ewig so in den Vordergrund rückt. Bei vielen Frauen, die mit Bravigkeit um sich werfen, steigt mir die Frage auf, ob es wohl der Mühe wert sei, soviel Mauerwerk um ein unbedeutendes Städtchen auszugeben.

Mußjöh Publikum findet mich grob . . . ich finde Mußjöh Publikum grob. Ja, Romanmacher und alles, was ihnen zujauchzt, die soviel Wesens machen von der Frage, ob ihre Heldin schon oder noch nicht „gefallen" ist, scheinen auf das Fallen, und so auch auf das Nichtfallen, mehr Wert zu legen als ich. Es scheint, daß dieses ihres Lebens Praeoccupation ist, ihre Hauptsache. Es liegt etwas Katholisches darin. „Fasten, Beten, Messe, Almosen, Glaube" . . . damit bist du im reinen! Wer damit in Ordnung ist, ist gut. Bei dem es darin hapert, der ist schlecht. Es ist die Moral, auf Paragraphen gezogen. Und dann die Heuchelei noch! Denn diese Moral, so trocken und dürftig sie auch ist, ist nicht einmal aufrichtig. Wie würden die Häuser Athos bestehen, wenn es wahr wäre, daß man solch ein Grauen hätte vor Unzucht? (Dieses Wort „Unzucht" zeigt ziemlich gut an, daß die ganze Sache nichtiger ist, als man gegenwärtig scheinen lassen möchte. Das Wort ist recht flau im Vergleich zu dem Eindruck, den es machen soll.) Die Lüge in Predigten, Büchern, Erziehung, Principienkrämerei ist sehr gefährlich. Man macht schlecht, indem man fortwährend erzählt, daß diese oder jene Verirrung so ausnehmend schlecht sei. Ein junger Mensch, der die Vermahnungen buchstäblich nimmt, ist in der Tat schlecht, wenn er handelt gegen sein Gemüt. Und wer sie nicht buchstäblich nimmt, gewöhnt sich an andere und an alle Abweichung. Ich halte es für einen großen Fehler, daß man überall das Geschlechtsleben so in den Vordergrund stellt, als Kriterium der Tugend. Die Romanschreiber haben es nötig als Feder zur Bewegung ihrer

Drahtpuppen. Es ist öde. Wird sie, wird sie nicht? Wird sie nicht, wird sie? Ja, es ist langweilig, und im Grunde auch ekelhaft.

Ich schreibe nachlässig, das weiß ich wohl. Sie nicht, und darum bitte ich Sie, fortan montyon ohne h zu buchstabieren und gefälligst auf „als“ für „wie“ zu achten. (Für mich würde es nicht darauf ankommen, aber in Ihren Arbeiten sieht es nicht gut aus.) Ach, wenn Sie es so machten wie ich und ein für allemal erklärten, daß Sie nichts um diese Dinge gäben. Es ist so famos, frei zu sein. Und sehen Sie mal die segensreichen Früchte der absichtlichen Zuchtlosigkeit. Keerom, der feine, gebildete, gelehrte, weise Keerom, der mich zu ärgern glaubt mit der Erklärung, daß es Menschen giebt (worunter Sokrates), von denen ich noch was lernen kann, selbst dieser Keerom, wie giftig auch gelaunt, wagt nicht zu sagen, daß ich nicht orthographisch schreibe und „mensch“ ohne Schwanz [d. h. ohne ch] schreibe. Ihnen würde man das geringste Fehlerchen, ja selbst die kleinste Abweichung vorwerfen. Ich darf alles tun, und ich mach' Gebrauch davon!! Sehen Sie, wenn ich nicht recht weiß, ob ein Wort männlich oder weiblich ist, schreibe ich ganz in der Nachbarschaft eins oder das andere so inkongruent als möglich. Mache ich dann einen Fehler im genus . . . nunwohl, man sieht doch, daß ich nichts drum gebe. Wer ein Loch im Strumpf hat, tut am besten, auf bloßen Füßen zu laufen. Sie dürfen keine Löcher in Ihrem Strumpf haben.

Sein Sie mit Ihrer Frau recht, recht freundlich gegrüßt.

t. à. v.
DD.

CXIX

An C. Busken Huet.

3. Januar 1867.

Lieber Herr Huet! Ich habe die Broschüre von Bosscha richtig empfangen und danke Ihnen für die Mühe und das

Auslegen des Preises. Ich würde Ihnen gleich den Empfang mitgeteilt und mich dafür bedankt haben, aber ich schob es auf, weil ich dachte, daß ein Brief folgen würde.

Jetzt arbeite ich eifrig an einer Sache: „Etwas im Anschluß an die Broschüre von Bosscha ‚Preußen und Niederland'". [Später veröffentlicht unter dem Titel „Das eine und andere über Preussen und Niederland"]. Ich hoffe es in ein paar Tagen fertig zu haben.

Die Decke von meiner Stube ist dünn. Auf dem Boden über mir spielen die Jungens aus der Bäckerei Sabbath, keinen Judensabbath, sondern einen wahren Blocksberger Hexensabbath. Das stört mich. Ich klagte. Es störte mich wieder, und ich klagte wieder. Es sollte geändert werden, ließ die Frau sagen. Aber es änderte sich nicht. Im Gegenteil, der Sabbath nimmt zu an Jux und Kraft und Lärm. Ich selbst tanze mit; ich muß schon, denn das ganze Haus dröhnt.

Gut. Ich klage wieder, und diesmal bekomme ich eine weniger hoffnungsvolle Antwort.

— Ja, Herr, das hat so mit der Sache seine ganz eigentümliche Bewandtnis! Einer von den Lehrlingen, sehen Sie, ist Geselle geworden, und nun will er etwas mehr Freiheit haben und sagt, daß er auf seinem Zimmer machen kann, was er will. Man muß jeden in seiner Qualität respektieren, also ... wenn es Ihnen nicht paßt, wäre es wohl besser, wenn Sie auszögen.

In Gottes Namen! Den 15. ist der Monat um, und ich muß sehen, daß ich weg kann vor dieser Zeit. Aber um weg zu kommen, muß ich zusehen, daß ich auch das nötige Geld dafür habe.

In Verbindung also mit der neuen Würde des Bäckergesellen bin ich so frei, Sie zu bitten, den Kassierer zu fragen, ob er dafür sorgen kann, daß ich das Honorar schon vor dem 15. hier empfange.

Was ich mehr nötig habe, werde ich für mein Geschreib über Bosschas Broschüre von van Helden zu bekommen suchen.

Natürlich werde ich ihn beauftragen, Ihnen ein Expl. zu senden. Gewiß werden Sie darin Spuren finden von dem Sabbath und dem Bäckergesellen, den ich in seiner Qualität respektieren muß.

Sein Sie inzwischen freundlich gegrüßt von Ihrem

Douwes Dekker.

CXX

An Julius de Geyter.

Köln, 8. Februar 1867.

Werter Herr de Geyter! Es ist wahrlich nicht meine Schuld, daß ich auf Ihren liebenswürdigen Brief vom 20. Januar bis jetzt noch keine andere Antwort gab, als daß ich noch nicht antworten könnte. Ich irrte umher. Holland ist mir unerträglich. Ich war in Coblenz, und war beschäftigt mit . . . ja, mit was? Mit Denken. Ich muß zugeben, daß ich dies im gewissen Sinne für eine krankhafte Beschäftigung halte, und glaube seit einiger Zeit — denn früher dachte ich anders — daß man nicht rein denken kann, ohne zugleich andere Arbeit dabei zu verrichten. Was ich früher Denken nannte, scheint wohl einmal Irren gewesen zu sein. Doch scheine ich davon einiges Bewußtsein gehabt zu haben, wo ich mir selbst und andern die Beschäftigung mit Mathematik so sehr anempfahl. Aber viele Ärzte, oder was sich dafür ausgiebt, kranken selbst an dem Übel, das sie heilen zu können vorgeben. Wie dem sei, ich fühlte, daß ich arbeiten mußte. Doch, wie ich Ihnen in meinem vorigen Brief bereits schrieb, um geregelt arbeiten zu können, d. h. so, daß das Denkvermögen seinen Weg gehen kann, ist eine gewisse Ordnung nötig, eine gewisse Festigkeit in der Umgebung. Da meine Arbeit nun leider in Schreiberei besteht (lieber machte ich Schuhe, denn mein Geschreib verwundet mich), so wollte ich der Presse etwas näher sein und wollte nach Köln.

Eine Broschüre, die ich bereits in Coblenz begonnen hatte (gerade das lästige Hinundhersenden der Korrekturen trieb mich näher an die Grenze) nun, die kleine Arbeit ist fertig. Ich gab meinem Verleger auf, Ihnen ein Expl. davon zu senden. Aber viel Besonderes ist es nicht. Eigentlich nicht viel mehr als eine Philippika gegen niederländische Fäulnis, ein altes und langweiliges Thema. Ja, man könnte es auch nennen eine Darlegung, wie man aus Ekel am Parlamentarismus monarchisch wird. Wahrlich, ich habe nicht viel übrig für Könige! Und wäre dies auch der Fall, dennoch .....

[In der holländischen Veröffentlichung sind die hier folgenden Worte unterdrückt.]

Aber ... der elendeste König steht nach meiner Ansicht höher als der falsche Republikanismus, der in Holland regiert. Der Ruf: Es lebe der König! womit ich meine Arbeit beschließe, bedeutet eigentlich: Tod dem Übrigen. Es ist ein Notnagel.

Ich habe van Helden gebeten, dem König ein Expl. zu senden. Aber zum ersten .....

[Das Folgende wieder unterdrückt in der holländischen Veröffentlichung.]

Holland ist nicht, wie man oft sagt, unreif, sondern ungeeignet für das repräsentative System.

Unreif sein, noch nicht reif sein, setzt die Möglichkeit des Reifwerdens voraus. Diese besteht in Nordniederland nicht. Ich suche nach der Ursache und glaube sie zu finden in der Unsittlichkeit der Kapitalsbildung. Holland arbeitet nicht, es spekuliert, es treibt Glücksspiel. Hieran können $^{99}/_{100}$ der Bevölkerung aus Mangel an Mitteln nicht teilnehmen. Diese $^{99}/_{100}$ stehen hinter dem Spieler wie Lakaien im Saal zu Homburg, und warten mit lakaienhafter Untertänigkeit, ob etwas abfällt vom Gewinn. Dies erniedrigt. Arbeit (in anderem Sinn als das Aufraffen der zugeworfenen Gulden), produktive, schaffende Arbeit würde veredeln, Anspruch auf Miturteilen geben und Fähigkeit dazu. (Ich fühle es an mir selbst, wieviel stolzer,

frischer ich gestimmt bin, wenn ich arbeite, als wenn ich grübelnd umherirre.) In Holland ist jeder Reiche Patron (o, nicht im römischen Sinn, nein, im gemeinen deutschen Sinn: Herrschaft), jeder Arme ist Knecht, Bedienter, abhängig, Klient. Und dieses letztere wieder nicht im römischen Sinne, denn der Klient hatte Anspruch auf Schutz.

Der lächerliche Hochmut derer, die etwas besitzen, die verächtliche Niedrigkeit der Armen ist in Holland Ursache der allgemeinen Degradation. Es kommt dem Armen nicht in den Sinn, daß er andere Rechte hat als das Wohlwollen seines Herrn (d. i. des Mannes, der ihn für eine kleine Zeit mietet). Der holländische Arme ist kein Bürger. Es ist eine große Krisis nötig, damit dies sich ändere. Ein gemeinsam erlittener Schiffbruch wird die reichen Passagiere und die armen Matrosen zueinander bringen. Aber wird das neue Schiff unter derselben Flagge fahren? Das ist die Frage!

Durch Frankreichs (oder Napoleons?) Feigheit, durch die Uneinigkeit Deutschlands ist Preußen kühn geworden. Es muß vorwärts, denn Stillstand ist unmöglich. Und wenn endlich eine europäische Umwälzung kommt, so wird das verrottete Holland bei dem ersten Stoß zugrunde gehen.

Wenn es der Menschheit zum Heil gereicht, sage ich Amen dazu! Doch muß ich zugeben, daß es mich wurmen würde, Deutsche im Haag zu sehen.

Und nun die Sache von Ihrem Cercle! Sie fragen, ob der Vorstand mich offiziell auffordern kann? Ach, das Offizielle tut doch nicht not. Ich will Ihren Brief dafür ansehen, und ich sage: ja! Ich will dafür sorgen, daß ich in Antwerpen bin, um da einen Vortrag zu halten, an dem Tage, den der Vorstand bestimmt. Aber wohl wünschte ich, so bald als möglich. Ich weiß es nicht gern zu lange vorher, weil es mich dann beunruhigt. Am allerliebsten (und am wenigsten schlecht) spreche ich gänzlich aus dem Stegreif. Machen, fabrizieren kann ich nichts. Doch ich fürchte, daß die Bezahlung zu hoch ist. Ach, dies ist keine Bescheidenheit. Ich bin nicht

bescheiden. Sehen Sie, es könnte sein, daß ich, wenn ich in gewisser Stimmung bin, Tausende zu wenig finden würde. Das ist also viel eher hochmütig, nicht wahr? Aber ebenso gewiß finde ich mich keine drei Francs auf einem Abend wert, wenn der Geist sich nicht bezeugt. Ich hoffe Begeisterung zu schöpfen aus Ihrem Brief (das einzig Angenehme, was mir in langer Zeit zu teil wurde), und ich werde nach diesem Eindruck sprechen, hoffe ich.

Bestimmen Sie also über den Tag meines Kommens, und ich werde erfüllen, was Sie in meinem Namen verabreden. Religion und Politik meiden? Ja, ja, ich begreife dies wohl, ich kenne diese Artikel in den Statuten. Auch die Freimaurer haben so eine Bestimmung! Ach, als wenn es möglich wäre, etwas zu berühren, ohne zu gleicher Zeit alles zu berühren! Alles grenzt aneinander, alles berührt sich, alles hat miteinander Ähnlichkeit, alles ist in allem!

Aber ... aber ... ein hinkender Fuß kommt hinterher. Ich habe kein Geld, und mag von van Helden nichts mehr verlangen. Paßt es Ihnen oder dem Cercle, mir 100 Francs zu senden, tun Sie es dann, und rechnen Sie darauf, daß ich an dem Tag, den Sie bestimmt haben, da sein werde.

Und noch eine Bitte, ich hoffe, daß Sie sie nicht allzu seltsam finden werden; ich wollte gern außer Ihnen keine Bekanntschaft machen, ehe ich nicht meine Rede gehalten habe. Danach gern!

Aber ich schließe mich gern einen halben Tag ein, ehe ich spreche, im andern Fall ist es sicher nicht gut.

Ich werde nach Antwerpen kommen mit gemischten Empfindungen. Ich bin dankbar für die Sympathie, aber habe Furcht, daß ich sie nicht rechtfertige. Doch werde ich mein Bestes tun.

Sein Sie herzlich gegrüßt von Ihrem Sie schätzenden

Douwes Dekker.

CXXI

[Von Multatuli deutsch geschrieben.]

An H. Flemmich.

Cöln, 4. April 67. abends.

Lieber Herr Flemmich, Heute früh empfing ich die zwei Paketen, und nachmittags Ihren Brief. Ich bin ein Bischen unwohl („styve nek", und was dazu gehört) und möchte gern daran Schuld geben, wenn ich nicht weis wie ich für Alles meinen Dank aussprechen soll. Doch das würde nur halbwahr sein, denn die Krankheit ist so schlimm nicht, schon beinahe ganz vorüber, und doch kann ich's nicht sagen wie ich Ihre Herzlichkeit fühle. Und die Zeilen Ihrer Frau! Ich bin gar nicht Puritanisch — In meinen Ideën werden Sie finden: Man meint, daß ich mich erhebe gegen alles — ach, wenn man wüßte, wieviele Dinge mir heilig sind! Dazu gehört wahr sein. Nicht das plumpe Quäkerische Wahrheit sagen, das zu sündigen meint durch „nicht zuhause", wenn man ein Besuch abwehren will, oder durch ein conventionelles „Ergebenster Diener" als Unterschrift eines Briefes an Jemand dessen Diener man um Alles in der Welt nicht sein möchte, doch das wahr sein, als Geschenk der Freundschaft. Ich würde Ihre Herzlichkeit nicht haben tragen können, ohne dafür das einzige zurückzugeben, was ich zu geben hatte: Aufrichtigkeit, so weit es einem Menschen gegeben ist! Denn: nichts ist ganz wahr. Um gut in allen Nuancen zu erklären was ich Ihrer Frau sagte, würde ich Jahre Zeit, und eine neue Sprache nöthig haben. Man erzählt keinen langen, Inhaltsschweren Roman in einer Stunde! Doch verstand sie gut und schnell. Ich fühlte das. Und auch Ihnen wird das leichter fallen, wenn Sie sich durch Havelaar u. s. w. werden durchgearbeitet haben. Darin werden Sie so vielen Fehler finden, daß auch die größten Ihnen ganz natürlich scheinen werden. Sie werden sehen oder ahnen vielmehr daß mein Leben sehr voll ist, daß ich lang und viel

getragen habe, und entlich Sie werden den Fehler nicht machen des Garnisonssoldaten der sich wundert über die zerrissenen Kleider seines aus dem Schlachte heimkehrenden Kameraden.

Fehler? O ja . . . ohne Zahl! In der Sache aber woran ich jetzt denke, habe ich gut gethan. Ich könnte nicht anders ohne Feigheit. Doch davon nicht mehr für heute.

5 April.

Als ich gestern Abend das kleine Zettelchen nach der Eisenbahn gebragt hatte, war meine Absicht lang und viel zu schreiben. Habe 's aber nicht gethan. Mein styve nek ist mir in Schulter und Brust gezogen. War 's darum daß ich nicht schreiben könnte? Ich weiß nicht. Ich war verstimmt.

Als ich Sonntag abreiste war ich einigen Augenblicke ganz betäubt. Ich hatte in Antwerpen so viel empfunden! Der Herr der mit mir im Coupé saß bot mir Cigarren an, obschon er sah daß ich welche hatte. Er meinte seine Cigarren waren so ausgezeichnet gut, und darin hatte er Recht. Warum aber so freundlich? Weil Sie ihm über mich gesprochen hatten. Also folgte mir noch auf der Reise Ihre herzliche Fideliteit. Wie Gensd'armen ihren Gefangenen von Station zu Station überzugeben gewohn sind, hatten Sie mir dem Dr. Semal übergegeben. Er war sehr liebenswürdig, und hat Ihrer Empfehlung Ehre gemacht. Doch fühlte ich das Bedürfniß allein zu sein. Später nachdem Dr. S. mich verlassen hatte kamen zwei Herren in meinem Coupé die über Veuillot's „Odeurs de Paris“ sprachen. „Cela pue“ sagte der eine der aussah wie ein Artiste doch (oder und) Mitglied der ersten Kammer war. „Cela pue . . . impossible de lire ce livre jusqu'à la fin . . . cet amalgame de sainteté et de salopperie m'a dégouté.“ &c. &c. Ich hatte von Veuillot's Buch viel gehört. De Geyter hatte es mir mitgegeben, und ich will es lesen. Wahrscheinlich wird es mir nicht degoutiren, denn (wie ich schon meine kleine Nonni habe sagen hören): „es giebt nichts schmutziges“. Wenn Veuillot über alledem was es in Paris ekelhaftes gibt, die Wahrheit sagt, hat er Recht dazu, und es ist unmöglich über Koth

zu sprechen ohne Koth zu berühren. Ich dachte an Kappelman der seinem Sohn lehrte nie etwas unsauberes . . . zu nennen. Der Artiste-Senateur sah mir nicht aus als Jemand der so fürchterlich prude und Mädchenhaft sein würde, so bald es etwas zu sehen und zu thun geben würde. Nur das gedruckte Wort ärgerte ihm. Bei vielen scheint Anstand zu Typographie zu gehören. Die Schriftstellerei hat viel Boses gethan. Sie hat zweierlei Moral erfunden, nein, eine dritte Moral eingeführt. So thut man, war 's erste. So spricht man, das zweite. Und . . . so schreibt man, das häßliche dritte.

Nun, ich bitte mir nur ein Criterium aus, dieses: daß ich immer that wie ich sagte und schrieb. Was man übrigens darüber urteilt, ist mir gleichgültig. Und darum wünschte ich daß Sie und Ihre Gattin so schnell möglich gelesen hätten was ich schrieb. O denn ist die Frage nicht ob Sie alles beistimmen? Das kann nicht. Die Frage ist nur ob Sie mich und meine Bücher für wahr halten, das heist ob Sie glauben daß ich so wahr sein will wie es mir möglich ist? Weiter beanspruche ich nichts. „Agis comme tu penses." Einen höheren Richter als unsere Meinung gibt es nicht. Das ist die einzige Moral. Was man gewöhnlich Moral nennt ist eigentlich nur Ordnung. Moral würde man mit sich führen, auch da wo geselschaftliche Ordnung aufhört, in Steppen, Prairien. Ordnung ist nötig, und gehört zur Moral, wie lesen und schreiben zur Bildung. Lesen und schreiben allein ist darum noch keine Bildung — im Gegentheil!

Doch nicht daruber wollte ich Ihnen schreiben. Ich wollte Sie bitten daß Sie beim lesen des Havelaar beachten daß ich nicht wußte wie populär das Buch werden sollte. Wer daran nicht denkt, muß es lächerlich finden daß ich soviel und so von mir spreche. Ich meinte als dritte Person (Mult.) sagen zu können, was ich nicht würde gesagt haben als erste. Später habe ich eingesehn daß mein Hochmuth naif war.

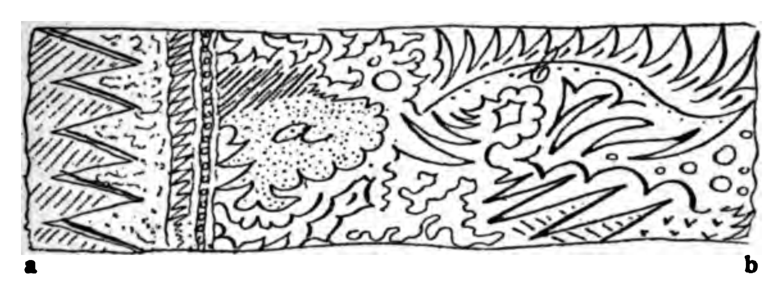
Batik / Sarong / Kapala } Sarong=unterkleid, Rock ohne genähten Falten. Die Falten sind wie es fällt, und dadurch schöner und malerischer als die Europäischer weise absichtlich

gemachten plis. Batik ist das aus der Hand malen von eigenthümliche Dessins. Das thun die Frauen und Mädchen. In den Dessins ist Bedeutung, Seele, Herz. Die Dessins werden in Europäische Fabriken nachgedruckt, und sehr billig in Java verkauft, doch stehen in Werth gegen die ächte als Druck gegen Manuscript. Nur arme Leute tragen gedruckte Sarongs. Das Dessin sagt nichts, spricht nicht. In der Ächter hat die Farbe, jede Linie seine Bedeutung. Kapala = Haupt, Kopf, ist —

sehen Sie hier

Kapala
Adinda batikt
spitze Kapala
wie diese.

unmaßgebliche Probe



[Diese Zeichnungen hier sind dem Original von Multatuli genau nachgebildet.]

a und b wird zusammen genäht, doch nicht immer. Bisweilen trägt man den Sarong ungenäht, und denn heist es slendang.

Wenn eine Adinda für ihren Saïdjah batikt, weiß er was jede Linie, jedes Pünktchen bedeutet. *a* könnte z. B. die Menge ihrer thränen sein. Die Linie *b* etwas als Schwung der Hoffnung, u. s. w. [Es ist *a* und *b* innerhalb der Zeichnung gemeint.] Doch Sie begreifen daß mein Muster gar keinen Werth hat. Es ist nur daß Sie sich vorstellen, was es sein kann. Die häßlichste Dessins sind oft die Werthvollste für den, der sie versteht.

(Nota. Seit $2^{1}/_{2}$ Jahrhundert sind Europäer da, und bis jetzt hat niemand auf diese javanische Poesie Acht gegeben. Man suchte nur Pfeffer, Kaffe und Zucker!

verwschuitje (Farbschiffchen). Ein Wort das ich machte. Es ist das . . . Töpfchen womit die Batikerinnen ihre Dessins zeichnen. Darin ist die Farbe. Ungefahr so:

4.6 mahl größer. Vier, sechs dergleichen Töpfchen stehen neben der Arbeiterin, und jede enthält eine andere Farbe. Das Leinwand (selbst gesponnen, und aus der Hand gewebtes Baumwoll, Kattun) ist gespannt auf ein chevalet. (Esel)

Etwas eigentümliches ist das nach den Indischen Schönheitsbegriffe nie eine Zeichnung etwas bestimmtes vorstellen soll. Keine Blume, kein Bild, kein Haus, nichts als . . . Alles. d. h.: *phantaisie*, nur verständlich für *wer es weis*:

„Adinda zeichnete Betrübtheit auf ihr Gewebe, denn sie hatte Saïdjah *traurig gesehen*.“

Das war *ihr* Geheimniß, und dazu ein Beweis daß sie nicht mehr Kind war.

Der ganze Saïdjah ist sehr correct, weil ich alles was er sagt und thut, und was ihm wiederfahrt in's Malaiisch gedacht habe.

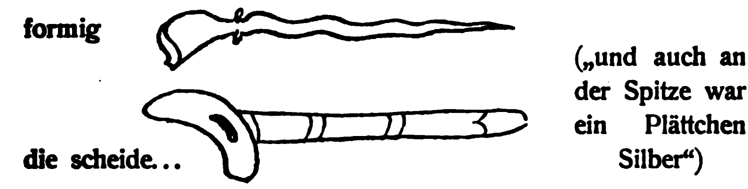
Was übrigens die Wahrheit der ganze Geschichte von Saïdjah angeht, darüber verantworte ich mich in den Havelaar selbst, wo ich frage ob die schöne Parabel des verlorenen Sohnes *wahr* ist? Und Uncle Tom's cabin?

In den Minnebrieven werden Sie weitere Beweise finden. Doch ich brauche keine Beweise mehr da alles jetzt anerkannt ist. Meiner erwähnt man aber dabei nicht.

kris. Javanischer Dolch. oft vergiftet. Ist nicht so sehr ein Waffen als zur Schmuck gehörig. Es gehöhrt zur Kleidung. Darin ist viel Luxus. Der Griff von:

kamuning. Eine sehr schöne Wurzelholzsort, besonders für Krisgriffe geeignet. Die Javanesen poliren es

sehr schön, und schneiden darin allerlei phantastische Figuren. Der Kris selbst ist gewöhnlich schlangen-formig



(„und auch an der Spitze war ein Plättchen Silber“)

die scheide...

In Antwerpen fragte mir Jemand (der glaube ich, dafür aus Holland gekommen war) ob ich wirklich die Häuptlinge meiner Provinz so angeredet habe, als im Havelaar zu lesen steht? Ich glaube ja! Es muß so gewesen sein, denn ich fühlte so. Und was die Ausdrückungsweise angeht (es soll so „schön“ sein) das ist ganz einfach Malaiisch. Das werden sie überal finden wo ich etwas aus meinen Indischen Erinnerungen in's Hollandische ubersetze. In's Malaïsche würde man es nicht anders sagen können. Auf diese Weise bin ich also zu wohlfeil an meinen Ruf von „Schönheid“ gekommen. In meinen Ideen sage ich es óft daß das ganze Geheimniß der Schriftstellerei darin liegt daß mann sich nicht zum Schriftsteller mache. Wer sich bestrebt wahr zu sein schreibt gut. Wer schön schreiben will, schreibt häßlich.

Jetzt finde ich selbst meine Anrede an den Lebakschen Häuptlinge schön — und ich kann es sagen weil ich sie nicht machte. Wer hätte in den Umstände die ich da erzähle, anders sprechen können. Ist nicht der ganze Havelaar wie der Aufschrei der Mutter die ihr Kind in's Wasser sah? Und begreifen Sie warum ich kein Schriftsteller sein kann? Und wie es mir ekelt wenn man meint daß ich's bin?

Die Braut von oben! So! Wollen Sie es spielen lassen? Dazu ist es gut genug, — doch hie und da muß die Scheere hineingesetzt, ohne Mitleid. Es gibt der Phrasen zu viele darin, und das ganze ist schrecklich ordinär [soll bedeuten: gewöhnlich, alltäglich]. Es ist von 43, und ich war damals mehr unter den Eindruck von was ich gelesen hatte, als von meinen Erlebnisse.

Ich wußte damals das einfachste noch nicht: daß alles geschehene unendlich interessanter ist als das geschriebene. Ich hatte um mich, in mich sehen sollen um Drama's zu suchen. Doch ist etwas von mir darin, — doch nur wenig. Und das wenige habe ich noch falsch verschriftstellert. Ich liebte. Gut, doch ordinär. Ich meinte unglücklich zu sein. Auch gut, doch auch ordinär. Ich meinte ein Martyrer zu sein. Allerordinärst, und nicht einmal wahr. (Sie finden davon etwas im Havelaar) Kurz und gut, das Ding ist ein Muster wie man nicht schreiben soll.

Die Holländer sind böse, weil ich es jetzt, nachdem sie es beklatscht haben, einen „Schmöker" genannt habe. („Das eine und andere über Preußen und Niederland", pag. 82.) Haben Sie das? Und die „neudrucke?" Ich bin gewiß das Sie sich damit amusiren werden. Doch erst Havelaar und Minnebrieven.

Da ich hohen Werth darauf stelle bei Ihnen zu sein mit meinen Gedanken bitte ich mir fortwährend zu schreiben wie weit Sie gefordert sind. Ich sehne mich danach daß Sie die Minnebrieven und die Ideen lesen. Vielleicht weil ich aus Havelaar viel vergessen habe. Ach, es sollen doch auch Ideen darin stehen, und dan ist es mir eins. Hat Ihre Frau gelacht über Droogstoppels Predigt an Fritz? Ist das schnelle wechslen von Ton und Styl nicht ermüdend? Im Anfange verstand man nichts davon in Holland. Man meinte ich sei der Kaffemakler. In einer Zeitung protestirt man. Wogegen, meinen Sie? Ein Kaffemakler behauptete das Buch war nichts werth „denn ein anständiger Makler wohnt in einer anständigeren Gegend als die Lauriergracht". Ach, du lieber Gott, wahr ist es, aber ich wußte damals noch so wenig von fatsoen [= Anstand]. Jetzt weis ich 's. Das werden Sie sehen in mijn „Einen und andern", wo ich das Holländische „fatsoen" mit einem gemeinen Matrosenfluch erwidre.

Ja, ich möchte so gern Ihre Frau lachen sehen bei Droogstoppels Analyse von Heine! Doch hat Dr. bisweilen recht,

und der Philister kann nicht grausamer poetische Blumen zertreten als es sehr oft der Dichter selbst thut. Les extrêmes se touchent. Kühle, dumme, falsch-realistische Herabsetzung im Munde des Spiesbürgers ist sehr oft in Einklang mit der sarkastischen Unzufriedenheit des Poeten. Droogstoppel zieht das höhe nach unten. Heine sah das höhe unter sich. Beiden nannten es niedrig, das ist ganz einfach.

Ich weiß daß mein Deutsch schändlich schlecht ist. Ich kann es wohl ein Bischen besser, doch dann würde ich Acht geben müssen, und langsam schreiben. Das würde zu langweilig sein. [In späteren Jahren schrieb M. besseres Deutsch.]

Mein guter, lieber Wolfgang! Das gute Kind! Ich freue mich so daß er das Leben so glücklich durchgehen wird, denn das steht auf sein Gesichtchen. Er ist gutmüthig und zufrieden. Er hat, glaube ich recht gethan daß er in der Welt gekommen ist. Es gibt Kinder (und Menschen!) den man es anseht daß sie aus Irrthum Platz nahmen. Für Ihnen ist es ein großer Schatz, daß die liebe Natur ganz allein die Erziehung besorgen wird. Ich denke daß Sie nichts zu thun haben als nie absichtlich etwas unwahres zu lehren. Das ist eine leichte Aufgabe. Ja, das wird Alles sein, was Eltern zu thun haben. Doch scheint es bisweilen schwer zu fallen.

5 April abends.

Noch habe ich Ihre Gedichte nicht. Warum sind Sie so modest? Ist es um mich zu beschämen? Meinen Sie wirklich daß Ihre Arbeit keinen Werth hat? Ich kann es nicht glauben. Die arme, allein durch 's Unglück nicht vergessene Tanne hat mich gerührt. Was können Sie mehr wollen? Daß die Mythologie Ihrer Jugend noch immer eine Rolle spielt, ist natürlich. Das würden Sie auch finden in meinen früheren Versuchen. Es ist nicht die höchste Poesie, das weis ich wohl. Diese bedarf keiner Unwahrheit, sey es auch die falschreligiöse, das vermeint-erhabene. Doch so lange man glaubte, war Gott, und was dazu gehört, wahr, und poetisch brauchbar. Sonnst könnten Homerus, Virgilius, Tasso, und die Pro-

feten des alten Testaments keine Dichter gewesen sein. Schade daß später so vielen gemeint haben man könnte nicht Dichter sein ohne Olymp, ohne Parnas, ohne Pegasus. Wie gewöhnlich hat man Mittel für Zweck genommen, und weil Propheten sich begeisterten durch den Gedanken an Ihren Jehovah, meinte man daß es zur begeisterung des Lesers oder der Zuhörer nöthig war immer den armen Jehovah hinein zu schleppen. So begreifen vielen keine Liebe ohne Rose, Thau, Himmel. Ach! Immer Lerchen, Nachtigallen u. s. w.

Dem Poeten solle jede Stein etwas zurufen, und ihm soll Alles schön sein auch das conventionell-häßliche. „Wer in der Wahrheit keine Poesie findet, wird außerhalb stets ein ärmliches Poetlein bleiben!" Ein bekanntes Steinchen ist uns mehr, gibt besseren Stoff zur dramatischen Behandlung als ein unbekannter Gott. O, o, Poesie ist eins mit Philosophie. Fühlen, wissen, begreifen, 's ist alles eins. Doch werden Sie — Ach du lieber Gott, ich bin pedant. Das kommt von der Schriftstellerei. Vergessen Sie nicht mir ihr „Tannengrün" zu schicken.

Ich habe in Antwerpen so unendlich viel Herzlichkeit empfangen, daß es mir wirklich Leid thun würde, wenn dadurch — ich weis nicht wie ich es sagen soll. Um mich kam vieles zusammen, was nicht zusammen gehörte und ich fürchte daß daraus Streit entstehen wird, oder schon entstanden ist. Dieser Gedanken wird mir schwer auf's Herz liegen, wenn ich wiederkomme. Und wie wenig Zeit wird mir gelassen werden für Ihre freundliche Wohnung.

Doch will ich mir dazu Freiheit bedingen, denn die Gespräche mit Ihre liebenswürdige Frau wirkten wohlthätig auf mein Gemüth. Auf mein Gemüth das verstimt ist. Seit Monate hör ich nur einen Ton:

„Zerschmelze doch dies al zu feste Fleisch" und was folgt im Hamlet. Ich habe vieles und schweres zu thun, und brauche tagtäglich meine Kraft für ordinärste —

Ja, ich habe vieles zu thun, und darum Adieu für heute. Das

war falsch, denn was ich zu thun habe ist anderer Art: Man wartet in Indie! Mit oder ohne mich wird Insulinde bald reif sein. Und ich glaube das Recht zu haben dabei zu sein. —

Adieu, lieber, guter Freund. Glaube doch das ich für Alles herzlicher danke als ich es sagen kann. Ihr

Max.

Morgen schreibe ich Ihrer lieben Frau. Ich hätte es gleich thun wollen, doch dan wird's zu spät.

CXXII

[Von Multatuli deutsch geschrieben.]

An Frau H. Flemmich.

Cöln 6 April abends.

Sehr geehrte Frau, liebe Freundin, Ich weis wohl, kann aber nicht gut sagen warum ich erst jetzt danke für den schönen Brief, den Sie die Güte hätten mir zu schreiben. Was auch die Ursache sei, Undankbarkeit war 's nicht. Auch nicht weil ich nichts zu sagen hatte. Im Gegentheil. Ich hatte und habe Ihnen viel zu sagen, und ich denke dabei an Idee 501. Es ist mir so angenehm verstanden zu werden. Ja, wem nicht?

Es gibt aber verstehen und verstehen, und es war oft mein Loos meinen besten Zuhörer nicht zu finden unter den Herren der Schöpfung. Darüber habe ich zwar in Antwerpen nicht zu klagen gehabt — doch das wird sich ändern! Nach meiner Erfahrung profezeie ich eine sehr verdrießliche Reaction, und ich fürchte daß man mich bald so weit unter meinen Werth stellen wird, als man aus Güte (und anderen Ursachen) bis jetzt mich viel zu hoch stellte. Das weis ich, das erwarte ich, das muß sein. Und ich werde es tragen können. Doch sehr schwer würde mir der Verlust fallen Ihrer Gewogenheit. Eine

gebildete Dame mit Herz und zartes Gefühl ist mir, auch was wissen und urtheilen angeht, unendlich mehr werth als alle Professoren der Welt. Mein eigenes Wissen ist auch beinahe immer nur fühlen. Ohne Herz begreife ich nichts. Ich habe irgendwo demonstrirt daß wissen und lieben eins ist. Ich weis recht gut wie fremd dieser Satz ausseht, doch ich fühle daß es wahr ist. Sie werden darüber vieles finden in den Ideen. Wenn Sie so weit sind, wollen Sie dann daran denken daß ich Sie darauf aufmerksam machte in diesem Brief, und mir darüber etwas sagen?

Das erste was ich jetzt thue, um mein Wissen oder Können in Einklang zu bringen mit mein Gefühl, ist so gut möglich — oder so wenig schlecht möglich — Deutsch zu schreiben. Wenn Sie nun nur nicht aus zu vielen Sprachfehlern den Schluß ziehen daß ich Ihnen hasse. —

Daß Sie mich vermißten als ich fort war, ist mir lieb gewesen — doch traurig stimmt es auch. Beim Abfahren dachte ich — nein denken ist 's Wort nicht — ich hörte die Musik von Mendelssohn, auf: „Es ist bestimmt in Gottes Rath". Es war mir — doch wozu das? Ich bin so oft getrennt von was mir werth war — so oft wird es noch geschehen — wer das nicht zu tragen versteht, versteht das Leben nicht. Die ganze Natur wirkt nur das eine: verbinden und trennen, d. i. wieder verbinden mit etwas anderes. Jedes atoom ist ewig dauernd ein untreuer Brautigam. Gleich nach der Verlobung hüpft er fort und macht Hof an anderen Atomchen, die ihrerseits nicht treuer sind. Während ich diese Bemerkung schreibe, haben die Atomen die mein Ich machen, unzahlbaren Male Hochzeit gehalten —

Kommen einmal getrennten Atomen einst wieder zusammen? Nein. Jede Verbindung ist neu. Und wir, Menschen, einmal getrennt, werden wir wieder zusammenkommen? Ja, weil wir einen Willen haben, und unsere Verbindungen wählen können. Doch kommt nichts zurück was einst war! Jede Verbindung wird anders sein. Schöner, besser? O, Nicht

immer. Gerade das was wir am liebsten wieder empfanden, kommt nie zurück. Bei jede neue Erscheinung von das ersehnte, sagen wir (wenn es uns gegeben ist aufrichtig zu sein, was sehr selten ist) als der Mann den man die Lieblingsspeise seiner Kindheit vorsetzt: „Ach, die Pfannkuchen meiner Mutter schmeckten mir doch besser!“ Ich glaube es gern. Seine Phantasie hat sie gezuckert! Wann werden Sie wieder Fleisch auf mein Teller legen?

Also Trugbilder heißt man es, wenn das Auge 40 Sekunden lang treu ist an dem Bilde das es 40 Sekunden sah? Dummes Wort, Trugbilder! Die Farben ändern sich, doch die Umrisse bleiben. Ist das nicht schon sehr viel? Kann man von Augen mehr verlangen? Das Herz kann es kaum. Treubilder sollte es heißen.

Sonntag Abend.

Ich war und bin verstimmt.

Und ich bin so sehr verdrießlich
Weil ich so verdrießlich bin.

So steht in Wolfgang's Büchlein. Das Cilinder meiner Lampe ist auch gesprungen. Wie vielen Tausende Atomen haben sich dazu trennen müssen. Doch scheint es Weh gethan zu haben, denn es geschah mit Larm. Doch jetzt fühlen die gebrochenen Stückchen Glas nichts mehr davon, und wissen 's nicht einmal was geschah. Man sollte wünschen ein zerbrochenes Lampencilinder zu sein.

Ich schreibe Ihnen nicht wie ich es wollte. Ich fühle etwas unwahres in mein Ton. Ich sage was ich nicht sagen wollte, und was ich sagen wollte, sage ich nicht. Gewiß haben Sie es schon bemerkt, und wahrscheinlich wissen Sie besser als ich selbst was davon die Ursache ist.

Ich sollte Ihnen Bildchen schicken, und kann es nicht. Das eine ist zu hübsch, das andere zu häßlich. Meine gute edle Tine seht aus wie ein Chinese, und ich kann es nicht leiden daß sie einen unangenehmen Eindruck machen sollte. Vom kleinen Max (mein Eduard, der jetzt so klein nicht mehr

ist) habe ich hübsche und häßliche Bildchen, zu hübsch, und zu häßlich. Nur Nonnie ist ziemlich treu wiedergegeben, — glaube ich. Denn wie kann ich es wissen, ich habe das liebe Kind in zwei Jahren nicht gesehen! Das ist doch zu grausam.

Und ein anderes Bild schicke ich nicht, weil es wieder zu hübsch ist. Das sagte sie selbst. Ich nehme lieber Alles mit wenn ich wiederkomme, dan kan ich dabei sagen was dabei gesagt werden muß.

„Man muß entsagen können" sagen Sie. Gewiß. Doch damit ist die Sache nicht aus. Wenn es nur das wäre! In Romane heißt es immer; „je pars pour l'Italie!" Das sind Bücher-Redensarten. Man schleudert ein handvoll Alpen oder Pyreneen zwischen sich und den Gläubigern seiner Seele, und die Geschichte ist aus. So geht es in 's Leben nicht. Glauben Sie mir, wenn nur von Entsagen die Rede war, würde schon längst Alles in der Ordnung sein.

Napoleon hat einmal, vor der Schlacht, seinen Soldaten versprochen daß er sich der Gefahr nicht ausstellen würde. „Mes amis, je vous promets que je ne m'exposerai pas." Er muß gewußt haben daß er das Recht hatte feig zu scheinen. Erlauben Sie mir egoist zu scheinen. Das Verhältniß wovon sie sagen: es muß gelöst werden" darf nur so gelöst werden als meine Interesse fordern. Nicht meine Frau, nicht meine Kinder, nicht sie — ich allein muß behalten bleiben. Denn, wenn ich falle, fällt Alles. Wenn ich mich selbst wieder bin (was seit 3, 4 Jahre nicht der Fall war) ist Alles gerettet. Die Nadelstiche haben mich ermattet. Entsagen? Seit Jahre thue ich nicht Anders. Entsagung war es als ich Frau und Kinder verließ aus Armuth! Entsagung als ich sie aus Brüssel abreisen ließ, ohne da die Schulden bezahlen zu können, die da gemacht waren, immer hoffend die Zeit würde kommen daß man in Holland meinen gerechten Ansprüche Recht widerfahren lassen sollte. Entsagung war es als ich die sehr schwere Verantwörtlichkeit auf mich nahm die ihre Treue, ihr Leiden um

meinentwillen, ihre Verlassenheit mir zur Pflicht machte. O, ich brauche es Ihnen nicht zu sagen, doch die Welt ist dumm, und urtheilt wie ein Schulknabe, und oft wird als Genuß angerechnet was Opfer war.

Doch eigentlich liegt nicht darin das Schwerpunkt der Sache. Ich muß wieder ganz mich selbst sein, weil ich schweres zu thun habe. Das bin ich jetzt nicht. Also Aenderung. Gut. Alber nicht jede Änderung wird mich nützen. Wie kann ich mich verständlich machen? Denn ich will verstanden sein. — Ein Mann hatte, einen schweren Fracht tragend, einen weiten, weiten Weg abzulegen. Er war müde. Ein großer Sack mit Gold (O Gott, Gold ist sie!) drückte ihm am schwersten. Ist die Aufgabe sich seinen Last zu erleichteren dadurch gelöst daß er sein kostbares Gold von sich werft? Befreien, ja! Wegwerfen? Das würde ihm seinen weiten Weg nicht leichter machen. Dadurch würde er nur die Bürde von seinem Schulter auf dem Herzen verlegt haben. O, hätte er irgendwo ein zuverlässiges Plätzchen, ein Freund dem er sein Gold hätte zutrauen können!

Entsagen? Meinen Sie daß sie es nicht kann? Sie will es. Doch wie? Mich allein lassen, ohne zu wissen wenn und wo meine Tine zu mir kommen kann? Denn das wissen wir bis jetzt noch nicht. Um zu expliciren wie schwer das ist, muß ich Geldgeschäfte berühren, und das will ich nicht. Was vielen ganz einfach scheint, ist oft sehr schwer wenn man sich nicht gehörig bewegen kann, und darum ärgert es mir so wenn die Leute so schnell sagen: „ich würde . . .“ und Bücher: „je pars pour l'Italie!“ In der sehr complicirten Lage, worin ich mich befinde darf nur eines Hauptzweck sein: das ich ungestört denken und arbeiten kann. Dazu muß ich meine Frau und Kinder zurückhaben, doch ohne zu schwere Armuth. Meine Frau schickte mich oft vom Hause um mich zu schützen gegen den Eindrück den unsere Lage auf mich haben würde. Und ich gieng, weil ich mich sparen mußte.

Adieu für heute, liebe Freundin. Dieser Brief ist nicht fertig. Ich schreibe wieder. Für heute Abend herzlich herzlich gegrüßt.

Max.

CXXIII

[Ebenfalls in der Originalfassung Multatulis.]

An Frau H. Flemmich.

Cöln Sonntag
[Ende April oder Anfang Mai 1867.]

Liebe, gute Freundin, Ich wollte lieber sprechen als schreiben, und wenn es mir möglich wäre, käme ich zu Ihnen. Doch ich kann nicht! Gestern Abend spät schrieb ich Ihnen daß es geschehen war. Ich weis nicht ob ich gut gethan habe. Ich fürchte beinahe daß es eine Feigheit war. Doch mußte es, meine ich — und wenn das so ist hören alle Bedenkungen auf. Doch warum mußte es? Nicht weil meine Frau es verlangte, oder selbst wünschte. Es wird ihr Leid thun mich allein zu wissen, übergeliefert an allerlei kleinen Quälereien, die für mich große Plage sind. Auch habe ich kein Geld genug um allein zu sein. Sie war erfinderisch, und wußte von wenigen Groschen —

O Gott, nein, darum mußte sie nicht fort, die Welt hinein — nach Wien, um da vielleicht (sehr vielleicht!) eine Stelle zu bekommen. Das habe ich durchsetzen können! Ich weiß nicht ob ich gut gethan habe! Ruhig bin ich nicht! Sie hatte alles geopfert um nur bei mir zu sein, und jetzt! Hundertmal sage ich mir selbst daß es mußte, und jetzt da es geschehen ist frage ich: Warum? Um die Welt? Die Welt gab mir nie etwas. Die Welt hat kein Recht auf mich. Ich behaupte besser als die Welt zu wissen was gut oder nicht gut ist. Ich fühle daß ich das zu lehren habe, nicht zu lernen.

Ich bin sehr traurig. — Da steht das kleine Kesselchen, das sie einmal kaufte, als sie zum ersten male versuchen wollte selbst zu kochen. Oft aßen wir Brot allein, Tage lang! Oft auch nichts. Nichts als unreife Äpfel und Bohnen, die wir Abends im Dunkel pflückten. Und nie klagte sie! Im Gegentheil, sie freute sich und war stolz auf unseren Armuth. Doch eines verlangte sie immer: ich sollte nur an sie denken, nur mit ihr mich beschäftigen. Dazu hatte ich nicht Liebe, nicht Herz, nicht Talent genug. Denn ich hatte anderes (und vieles!) zu lieben, zu wollen, und zu thun! Sie war eifersüchtig — nicht im gewohnen Sinne, doch auf meinen Gedanken. Sie wollte jede Knospe pflücken, und ich habe, leider! Blüme und Früchte nöthig die ich verkaufen muß. —

Ich sagte Ihnen: ich muß meine Frau und Kinder wiederhaben. Jeder Andere wird meinen zu begreifen daß Mimi darum fort mußte, doch jeder würde sich irren, denn nicht weil meine Frau kommen wird, ist sie abgereist (ich wünschte daß ich so weit wäre) doch um mich das Arbeiten möglich zu machen, damit ich entlich Mittel finde um meine Frau kommen zu lassen.

J'aime l'allemand quand je le lis, quand vous me parlez, mais ça me coûte de l'écrire.

L'idée me pèse que vous croiriez que j'aie jugé le départ de cette noble fille nécessaire pour contenter ma femme. Au contraire! Si j'avais demandé son avis, je suis assuré qu'elle m'aurait conseillé, prié même, de ne pas me priver d'un soutien, dont j'ai besoin à défaut d'elle même. C'est d'elle que Mimi a reçu la mission d'avoir soin de moi, tandis qu'elle tâcherait de sauver les enfants. La pauvreté m'a chassé de chez moi. La pauvreté en deux manières. La petite, qui se montre en manque de nourriture; la grande, qui se présente sous forme de dettes. Ma femme me chassa pour tenir tête, elle seule, à ces misères. Elle savait que, toute douleur d'ailleurs égale, soit de voir manquer le nécessaire aux enfants, soit d'avoir à répondre à un créancier trop exigent, les conséquences étaient plus perni-

cieuses pour moi que pour elle. Car cela m'anéantissait, et nous ôtait le seul bien qui nous reste: mes pensées, mon travail! Un rien peut me rendre impuissant, et tout d'un coup une petite contrariété peut me renverser. Voilà pourquoi elle me confia à Mimi. Et celle-ci a voulu remplir sa mission avec grandeur. Seulement elle n'a pu s'effacer. Elle donna tout, et de gaieté de coeur, mais ne put jamais s'habituer à ne rien recevoir. Hélas, tout ce que j'ai dans l'âme, je le dois à mon éditeur, au public, à tant par feuille, à mes enfants qui attendent leur éducation du métier de leur père.

Et ne croyez pas que Mimi n'a pas voulu autrement. Hélas, j'ai été témoin de ses efforts à ne rien vouloir, à se taire, à être contente de ma taciturnité, jusqu'à que moi-même, touché de sa bonne volonté, recommençai à m'épancher, et de faire justement le contraire de ce que j'avais exigé d'elle. Comme j'ai été cruel souvent! Avant-hier encore! „Comme il me sera doux, dit-elle, de savoir que tu désires me revoir.“

Comprenez-vous que ce souhait m'a fait éclater en reprôches? „Voilà, ai-je dit, ta faute! Ta grande faute! Tu me souhaites le chagrin de ton départ, tu veux que je souffre de ton absence. Il fallait me souhaiter l'oubli, pour que je puisse tranquillement ramener mes idées vers le travail, le travail payé qui doit faire vivre mes enfants. Tu ne penses qu'à toi, qu'à ton amour, qu'à ton amour-propre même, oui, c'est de l'égoïsme que d'aimer de cette manière! Tu veux une trop grande part de mon âme, &c &c. Elle pleura, puis m'embrassa sur le front, et dit: je serai comme tu veux.

Oh, la vie est dûre! Et de penser que j'aurais assez de coeur pour répondre à tout, pour tout payer, amitié pour amitié, pensée pour pensée, amour pour amour même, si je n'avais besoin de ce pauvre riche coeur pour vivre! Ou faut-il encore une fois, comme dans les „Minnebrieven“ faire parade de mes blessures pour récolter l'aumône du public! Faut-il vendre ce coeur qui saigne? C'est dégoûtant! Et c'est bien heureux encore que cela ne se peut pas. Qui sait ce que je ferais,

pressé par le besoin des miens! Mais, c'est impossible. On ne le fait pas deux fois. C'en est déjà assez d'une! Et le Public répondrait: „Connu, connu, nous connaissons cette pièce. Faites nous un conte plus amusant. Assez de vos douleurs."

Montag morgen.

Mein Tag war sehr traurig. Ich hörte eine Stimme die mir zurief: Jetzt bist du allein, wo sind nun die erhabenen Gedanken die sie dir raubte, wie du meintest?

Mein Zimmer ist nun schrecklich leer, und ich habe geweint. Wenn es möglich wäre, kam ich zu Ihnen, ich kann aber nicht. Wie lange wird es dauern vor ich wieder mich selbst bin? Mein Herz ist größer als ich fürchtete, und als sie hoffte. Das Wort hoffen ist unrecht. So meinte sie es nicht. Wenn ich nur meinen kühlen einfachen Verstand wieder hatte! Doch es wird kommen, nicht wahr? Man kann doch von einem Verwundeten nicht fordern daß er gleich wieder munter sei, nach einer schweren Amputation? Schwer war es! Gestern habe ich den ganzen Tag allerlei versucht, doch nichts gelang. Selbst das Schreiben an Sie nicht. Und heute geht 's nicht viel besser. Das sehen Sie.

Doch weis ich das alles heilt. Das ist gerade was ich so erbärmlich finde in unsere Natur. Wir haben nicht einmal die Kraft Schmerz zu bewahren. Alles vernarbt. Wenn ich nur wußte gut gethan zu haben. Das wird sich zeigen. Wenn ich forthin arbeite, so das ich Geld bekomme um meine Frau und Kinder kommen zu lassen, und bei mir zu behalten, dan habe ich gut gethan. So nicht, nicht. Dan würde ich umsonst ein treues edles Herz gebrochen haben.

. . . . . Jetzt grüße ich Sie und Ihren lieben Herr F. und den guten Wolfgang sehr sehr herzlich. Ach, konnte ich Ihnen gut sagen wie ich an Alles denke.

Ihr

Max.

Schreiben sie bald? und viel?

Herr Flemmich hat jetzt doch wohl den Brief an Mad. P. gefunden? Er steht im Anfange des zweiten Theils Ideen. Ach, daß ich nicht Deutsch schreiben kann wie ich es wollte!

Ich adressire an Herrn F. Dan gilt mein Brief für Beide. Das ist eins nicht wahr?

Schicken Sie mir das Bildchen zurück?

CXXIV

An Max Rooses, Sekretär der Einrichtungskommission des IX. Niederländischen Kongresses für Sprachkunde und Litteratur, Gent.

[1867.]

. . . . . Sehr, sehr gern hätte ich Sie näher kennen gelernt, ohne Kongreß, ohne Toasterei, ohne dieses Gewühl. Was mich betrifft, ich tauge für solche Dinge nicht. Mein Geschmack und meine Anlage sind für stille Betrachtung. Mit inniger Freude kehre ich zu meinen mathematischen Studien zurück. Was nicht exakt ist, macht mir Schmerz. Ich hoffe, ich hoffe, eine vereinfachte Methode für die Trigonometrie zu finden. Alle Schüler werden mir dankbar sein. Und ich habe noch viele andere Dinge von dieser Art zu untersuchen. Es ist herrliche Poesie, das Aufheben des keuschen Gewandes der Natur, das Suchen nach ihren Formen, das Forschen nach ihren Verhältnissen, das Betasten ihrer Gestalt, das Eindringen in die Gebärmutter der Wahrheit. Siehe da die Wollust der Mathematik!

Und — ich Tor! — ich bin ihr Freund! Wahrlich, sie stößt mich nicht zurück, ergiebt sie sich gleich nicht mühlos. Just Mysterium genug, um gewünscht und begehrt und angebetet zu bleiben. Nicht genug, um den stürmischen Bewerber mutlos zu machen. Ich habe ihre Fußknöchel, ihre Kniee

gesehn, ja die Hüfte und die Lenden dann und wann ... aber, aber, dann stößt sie mich weg, und flieht dahin, Daphne die sie ist, Sylphe die sie ist, Irrlicht, Courtisane, Jungfrau .... und bei all dem die große, mächtige Isis, die Frau Jehovah, die ist, war und sein wird, unveränderlich, unantastbar, unvernichtbar: das Sein, die Wahrheit.

Sehen Sie, auch darum tauge ich nicht für Kongresse und Speeches. Es ist unmöglich, eine Viertelstunde zu sprechen, ohne hundertmal etwas zu sagen, das nicht ganz richtig, d. h. eine Lüge ist. Das duldet die Natur nicht. Das macht sie bös, grausam, blutdürstig. Sie bestraft den Turmbesteiger, der ein $^{1}/_{10000000}$ eines Striches aus seinem Schwerpunkt schwankt, mit dem Tode. Wir Menschen würden sagen: „Ach, es machte nur so'n bißchen aus, laß den Mann nur oben. Überdies, er hat Frau und Kinder . . ." Narrheit!

Ich habe viel zu tun, ganz abgesehen von der Trigonometrie. Wenn ich gehörig entbunden werde von allem, was ich auf dem Herzen habe . . . ach, ich fürchte so, daß ich um Wochenstuben in Verlegenheit sein werde für all die Kinder. Und dann muß ich sie abtreiben, was schade ist.

Adieu, bester Rooses. Sie werden recht ermüdet gewesen sein nach all Ihren Sorgen. Ich grüße Sie herzlich.

Douwes Dekker.

CXXV

An Max Rooses.

Cöln, 12. Oktober '67.

Lieber Herr Rooses, Dank für die Zeitungen und für Ihren Brief. Die Zeitungen gehen hierneben zurück. Sie machten (wie andere, die ich über diese Sache las) einen traurigen Eindruck auf mich. „Ich würde mir es nicht zuziehen"? Ach, man weiß nicht, was man würde! Ich muß es mir wohl zuziehen, und ich glaube, daß jeder Würder so tun würde wie

ich, wenn er in meiner Lage wäre. Seit sieben Jahren habe ich das eine und andere geschrieben und gesagt. Mein einziges Trachten, beim Schreiben besonders, war: mich so korrekt wie möglich auszudrücken. Täglich sehe ich, daß ich darin keinen Erfolg gehabt habe. Infolge dieser Ohnmacht haben wir viel zu leiden, ich, meine Familie und andere. Die Vreedegeschichte und ihre Folgen geben mir neue Beweise von diesem Unvermögen, und daher meine Traurigkeit. „Mais pourquoi parlez-vous donc?“ rief man Emile de Girardin zu, als er demonstrierte, daß Sprechen und Schreiben nichts nütze. Er war durch diese Frage in Verlegenheit gesetzt. Ich würde es nicht sein. Ich würde eine Antwort haben. Eine traurige Antwort, eine bittere Antwort, aber après tout eine ausreichende Antwort. „Liebe Leute, glaubt mir, daß ich keinen Buchstaben aufs Papier setzen würde, wenn nicht meine Familie Not litte und wenn nicht Schreiben nun einmal das einzige Handwerk wäre, das ich (euch zufolge, ich leugne es) verstehe. Wollt Ihr den Meinen Unterhalt geben für Säge- oder Meißelarbeit, für Lasttragen? Das tue ich lieber, und ich halte solche Arbeit auch für nützlicher . . .“ u. s. w.

Und könnte ich dieses brotgebende Schreiben auch nur! Aber da sitzt gerade der Haken. Meine Unfähigkeit, Bücher zu machen, geht ins Närrische. Ich habe da ½ Drama vor mir liegen. Es sind darin 20, 30 sehr schöne Verse. Der Rest ist Null. Und ich sehe keine Möglichkeit, die restierende Hälfte dazu zu machen, weil es nicht in mir ist. Seit einem Monat sitze ich nun da und kitzle mein Gemüt mit widerwärtiger Onanie. Vergeblich! Es kommt nichts. Die Impotenz ist keine Schande (denn ich habe mich der Welt nicht vermietet als Dramenschreiber, ich habe niemals behauptet, daß ich etwas machen könnte). Aber das Kitzeln? Ach Gott!

Dégoûtant, nicht wahr? Unzüchtig, schmutzig, entehrend? Nein! Und das ist just das Traurige an der Sache: ich muß.

Denn auf das Gelingen dieses Dramas hatte ich meine Hoffnung auf das Wiedersehen von Frau und Kindern gebaut,

die mir durch einen eigentümlichen Zusammenlauf von Umständen genommen sind. Sehen Sie, dieses Drama mußte „schön“ sein, ich wollte damit nach Holland gehen, es da vorlesen, damit herumreisen wie ein Kirmesmann . . . gut, ich wollte Geld sammeln für die Reise der Meinen von Mailand nach . . . nach . . . das weiß ich noch nicht. Aber mein Drama mußte „schön“ sein, daß ich Geld genug damit verdienen konnte, um sogar zu wissen, wo und wie ich meine liebe Familie würde unter Dach bringen können. Was für ein Luxus von Hoffnung! Nein, Hoffnung war es nicht, denn ich wußte wohl, daß ich nichts machen konnte, aber dennoch... was für ein hochgespannter Wunsch! Zu hoch denn auch, das ist klar, denn wie ich schon sagte, die fertige Hälfte taugt nichts, und die andere Hälfte will nicht aus der Feder. Soll ich vielleicht einen Prolog dazu machen: „Leute, mein Drama ist schlecht, aber bedenkt, daß ich es schrieb aus Armut“? Das wäre prächtig, nicht wahr?

Doch es sind herrliche Passagen darin, die mir die Überzeugung geben, daß ich gut schreiben würde, wenn ich nicht schreiben müßte. Ist es nicht schade?

Ihr Ausfall gegen die Mathematik ist witzig, und ich verstehe Sie wohl. Aber, aber . . . ich liebe exakte Dinge. Ich finde Poesie in Genauigkeit, und ich habe Verständnis für die Idealisierung des Buchhalterberufs, der Bilanz, von Ziffern und Linien. Diese Dinge stehen meinem Gemüt näher (und dies wird bei Ihnen auch so sein) als would-be-Poesie, als künstliche Geisteserhebung, das Platteste, was ich kenne. Doch gehe ich weiter und behaupte, daß just das Streben nach Wahrheit der eigentliche Beruf des Dichters ist, gleichgültig ob diese Wahrheit rosenrot ist oder grau, zierlich abgerundet oder eckig. Ein kleines Beispiel, nicht um etwas zu beweisen, sondern um meine Idee zu verdeutlichen. Mein Vater war Seemann und fuhr, als ich noch Kind war, nach Westindien. Ich hörte zuhause viel sprechen über Surinam, Neger, Zuckerplantagen u. s. w. Auch die Seemannsschaft war bei

uns an der Tagesordnung. Wer kein Matrose war, war kein Mensch, wer kein Schiff befehligte, kein Gentleman. Was nicht nach Teer roch, stank. Wer einen Spaziergang im Grünen dem Umherlaufen am schmutzigen Amsterdamer Quai vorzog, wo Schiffe lagen, galt als entartet. In dieser Atmosphäre wuchs ich auf, und ich versichere Sie, daß ich Mühe gehabt habe, mich solchen törichten Vorurteilen zu widersetzen. Auf der Schule machte ich mit einem Jungen Bekanntschaft, dessen Vater Reisen nach Petersburg und Danzig machte . . . vielleicht nach dem Nordpol, que sais-je! Nun, ich bestritt meinem Freunde das Recht, sich ein Seemannskind zu nennen, „weil in Rußland keine Neger wären und weil kein Zuckerrohr gepflanzt würde in Danzig".

Nun finde ich, daß wir seit Jahrhunderten die Seemannsschaft der Poesie zuviel — oder zu ausschließlich — in Zucker und Negern gesucht haben, zu wenig in dem Reisen zur See und im Kampfe gegen die Schwierigkeiten, die wir zu bestehen haben, um mit dem gepanzerten Herzen, das Horaz nötig erachtete, auf den Ocean des Unbekannten hinaus zu fahren, um irgendwo zu landen, sei es, wo es sei. Es sitzt nicht im Zuckerrohr, es sitzt in der Reise. Der Zug nach der Quadratur des Kreises ist ebenso anregend (auch ebenso töricht, aber darum handelt es sich hier nicht) wie jeder andere Kreuzzug. $2 \times 2 = 4$ ist — wenn irgend etwas heilig ist — heilig, und wenn diese Wahrheit jemals unbekannt gewesen sein könnte, wäre ihr Entdecker der größte Seher, der größte Schiffer, der größte Poietes der Welt. Sie nennen vielleicht das „Sehen" von solch einer Wahrheit anders, aber nach meiner Einsicht fließt Wissen, Erkennen, Können ineinander, und ich vermute, daß darin weniger eine Verschiedenheit der Meinung herrscht, als vielmehr eine Verschiedenheit des Ausdrucks. Ist es Ihnen der Mühe wert, einmal nachzulesen, was ich irgendwo in den „Ideen" über den Zusammenhang von „Lieben" und „Wissen" sage? Es ist eine Tirade, die mit Humboldt, Lovelace und Mungo Park endigt.

[Siehe in meinen deutschen Ausgaben: „Die Abenteuer des kleinen Walther", XX. Kapitel; „Frauenbrevier" S. 3.] Ich besitze, müssen Sie wissen, von meinen „Ideen" nur einige lose Bogen. Ich habe keinen „Havelaar", keine „Blumenlese", keine „Liebesbriefe", keine „Frei-Arbeit". Es ist ärgerlich für mich, daß ich niemals etwas nachschlagen kann. Haben Sie die „Neudrucke"? Ich wollte Sie fragen, ob Sie das Gespräch mit Japanern nicht pikant finden.

Ich glaube nicht, daß es in der Schriftstellerwelt ein zweites Beispiel von den Schwierigkeiten giebt, gegen die ich zu kämpfen habe. Das z. B., daß ich nicht weiß, was über mich geschrieben wird. Unlängst vernahm ich durch Zufall, daß ich in der Revue Britannique behandelt worden war, aber ich kann nicht erfahren, in welcher Nummer. Ich scheine darin gelobt und getadelt worden zu sein — nun, das ist mir gleichgültig — aber das Ostindische Problem wird in dem Stück behandelt, und darüber würde ich gewiß etwas zu sagen haben. Ich weiß schon, wie das sein wird, eine Folgerung, die ich bis zum Langweiligwerden widerlegt habe.

1. „Mißbrauch der Autorität, Erpressung u. s. w. u. s. w."

2. „Dies geschah unter den Konservativen."

3. „Nieder mit den Konservativen, es leben die Liberalen, et tout sera pour le mieux."

Ach, da ist wieder eins von den Dingen, die mich bekümmert sein lassen wegen meiner Ohnmacht, mich korrekt auszudrücken, oder so, daß ich verstanden werde. Ich bin sehr, sehr liberal, ultraliberal, und darum bin ich ein erklärter Gegner von dem, was man in Holland die Liberalen nennt. Und, was nun speziell Indien angeht, niemals hat der Javane es erbärmlicher gehabt, als nachdem die sogenannten liberalen Principien dort durchgedrungen sind. Diese Principien sind zusammenzufassen in die folgenden Sätze:

„Das Gouvernement beutet die Javanen aus, im Einverständnis mit den Häuptlingen. Dieses Gouvernement ist habsüchtig, gemein, grausam, tyrannisch.

Wir wollen Freie Arbeit, d. h.: Nicht das Gouvernement soll fortan die Javanen plündern, sondern die Particuliers, die Privatglücksjäger, die immer uneigennützig und edelmütig sind.“

Damit fertig! Wie bequem ist es doch, eine politische Meinung zu haben! Und dieses abgeschmackte Thema finde ich überall auf meinem Wege. In den Kammern wird es von Millionären verteidigt, die aus Erfahrung wissen, wie praktisch ihr System ist, und das Volk nennt diese Menschen respektable Leute und fühlt nicht, welchen Schlag ins Gesicht man mir giebt, indem man diesen Leuten Aufmerksamkeit schenkt und dabei immer sagt, daß der Havelaar so schön geschrieben sei. Es liegt ein bitterer Sarkasmus in dem Beifall, den ich fand. Huet (in „De Nederland“) ist der einzige, der den Mut hatte, kürzlich darauf hinzuweisen, daß man mir etwas schuldig sei. Meinen Sie nicht, daß ich über das Ausbleiben von Belohnung klage . . . ich klage über Mangel. Ich verlange kein Wohlleben, ich verlange Brot, und die Möglichkeit, meine Frau und meine Kinder wiederzusehen, die aus Armut nach Italien reisen mußten, weil man ihnen da ein Dach anbot, das ich ihnen nicht geben konnte . . .

Nun, und das alles entspringt aus Handlungen wie die von den Tagblättern, welche Sie mir zur Einsicht sandten. Darum machen mich solche Dinge traurig. Sollte man nicht meinen, daß die Möglichkeit bestehen müßte, die einfache Wahrheit (und komplizierte Wahrheit giebt es nicht) deutlich auszudrücken und verständlich zu machen? Für mich besteht die Möglichkeit nicht, und diese Überzeugung macht mich mutlos.

Ich hätte mich gern in Flandern niedergelassen und hatte auf solche Hoffnung einige Luftschlösser gebaut. Die Frage war, ob dort Brot für Arbeit zu erhalten sein würde. Doch welche Arbeit? Daß ich in einem bestehenden Tagblatt schreibe, wird nicht gehen. Niemals sah ich ein Programm, dem ich mich hätte anschließen können. Das einzige wäre, selbst ein Blatt zu gründen. Nun, dazu fehlen mir die Mittel. Ich würde von

allen Abonnenten Geld im voraus verlangen müssen, um den ersten Tag zu leben, was sage ich . . . um die Reise nach Antwerpen oder Gent zu bezahlen Ich hatte gehofft, und noch denke ich daran, daß die Flämische Bewegung mich würde brauchen können. Aber das hat seine Schwierigkeiten, in mir und außer mir. In mir, weil ich meine Lust, gegen Französischgesinntheit zu kämpfen, erlahmt fühle durch meinen Widerwillen, Anschluß an das verrottete Holland zu predigen. Außer mir, weil die Flämische Bewegung über den Glauben straucheln wird. Das schöne reiche Flandern ist gebrochen durch die Kluft zwischen Katholizismus und Liberalismus. Dieses letztere nun im belgischen Sinne. Sie und Ihre Geistesverwandten stehen den brüsseler Freidenkern, sind sie auch Franzosen, näher als den holländischen Perücken, glauben Sie mir. Nach einer flämischen Revolution, nach einer Vereinigung mit dem übrigen Niederland würde das erste, was die Flämen zu tun hätten, sein: eine Revolution zu machen. Und komisch, dies gilt für beide flämische Parteien gleich. Die Katholiken gegen die reformierte Orthodoxie, die Liberalen gegen die holländische Beschränktheit. Die Katholiken würden keine Prozession auf der Straße abhalten dürfen, und die Freidenker würden nicht kegeln dürfen unter Kirchzeit. Kein Fläme würde durch Verbindung mit Holland finden, was er sucht, weder der klerikale noch der liberale. Die Fragen sind:

1. Hat die Flämische Bewegung die Aussicht auf Vereinigung mit Holland nötig?

(Ich glaube, ja. Entziehung von dem französischen Einfluß kann nicht geschehen ohne Anschließung an etwas anderes.)

2. Ist eine innige Vereinigung der Niederlande jetzt möglich?

(Nein. Die Bestandteile sind unvereinbar. Ich behaupte, daß die Unterschiede zwischen Flandern und Holland ernsthafter sind als zwischen Flandern und den wallonischen Provinzen. Das scheint jetzt nicht so, weil keine Reibung da ist. Diese Reibung würde sofort nach der Vereinigung entstehen.)

Der Holländer ist (auch außerhalb Glaubenssachen) ungesellig. Wer nicht spricht, geht, sitzt, ißt u. s. w. wie er, ist ein Bauer, ein ungebildeter Mensch. Der fidele Ton, der in Gent herrschte (z. B. in der Korngesellschaft) war: „de circonstance". Nun ja, wenn man aus ist, darf man so etwas tun, aber . . . denken Sie, daß der anständige Holländer sich nicht schämt über solche Ausschweifung? Bier, Rauch, alles durcheinander sitzen, singen ohne Noten, pfui! Wahrscheinlich (sehr wahrscheinlich) werden Sie im Jahre 1868 etwas dergleichen finden auf dem Kongreß im Haag, aber denken Sie dann nur, daß es eine jugendliche Unbesonnenheit sein wird, nach Ihrer Abreise durch verdoppelte Steifheit zu büßen. Doch dies sei von untergeordneter Art, meinen Sie? Nun, niemals wird jemand mit flämischem Accent (und viele von Ihnen sprechen so gut!) sich richtig einbürgern in der Zweiten Kammer. Ihrereins würde geduldet werden, mehr nicht.

3. Was würde geschehen können, um den Unterschieden zwischen Flandern und Holland etwas von ihrer Schärfe zu nehmen?

Das ist die Hauptfrage. Wohlnun, die Antwort ist nicht schwer. Beide Parteien müssen im wahren Sinne liberal gemacht werden. Dazu muß der Katholizismus bei Ihnen, der Protestantismus in Holland ausgerottet werden. Aber so leicht dies gesagt ist, so schwer ist die Ausführung. Ich gebe zu, daß Holland sich seit zwanzig Jahren sehr verändert hat. (In der Tat sehr! Der Unterschied zwischen jetzt und meiner Jugend ist enorm. Man sagt jetzt Dinge, die man damals nicht zu denken wagte.)

Lassen Sie sich in Ihrem Urteil über holländische Zustände ja nicht täuschen durch den Klang des Wortes liberal. Dieses Wort hat da eine eigentümliche Bedeutung und hat nichts zu tun mit antiklerikal, durchaus nicht. Die koloniale Frage herrscht, und sie teilt ihre Farbe allem mit. Liberal ist, ut supra, private Glücksjägerei, gegenüber offizieller Aussaugung des Javanen. Ja . . . und noch ein paar Nebensächelchen

über Steuern, Schutzzölle und Sonntagsgesetze. Aber dem anständigen holländischen Liberalen graut vor Freigeisterei so gut wie dem mechelner Kongreß. Frei-Arbeit, ja, aber ... mit Gott! Keine Schutzzölle, ja, aber immer christlich, immer höchst christlich. Kein Despotismus von einer Königsfamilie, o ja, aber Herrspielen von vornehmen weißen Halsbinden! Kein droit divin, aber Anstand!

Und sogar die, die wirklich Gott enttront haben und nicht an Bibelspuk glauben, bleiben steif, eingeschnürt in die Bande, in die sie von altmodischem Glauben einmal eingewindelt sind. Servabit odorem testa diu! Ich bin hiervon überzeugt, da ich selbst mich häufig ertappe bei einem Überbleibsel von Protestanterei. Einmal imbutus, bleibt imbutus. So etwas geht ins Blut. Es färbt das Gebein, wie Krapp, womit man ein Huhn gefüttert.

Ich muß sagen, daß ich trotz diesem allen große Lust fühle, mich der Flämischen Bewegung anzuschließen. Wenn es ginge, ließe ich es mir Pflicht sein. Denn sehen Sie, ich würde dadurch meinen Kindern ein Vaterland verschaffen, was sie nun nicht haben. Ja, wenn ich mich bewegen könnte, d. h. wenn ich leben könnte, dann täte ich es! Jetzt ist es wahrscheinlich vergebliche Mühe. Ich bin keinen Tag meiner Existenz sicher und kann nicht darauf rechnen, daß ich das Programm ausführe, das ich doch wohl zusammenfassen kann. Dünkirchen, Maastricht, Delfzijl ein Niederländisches Dreieck. Das würde meine These sein.

Und so bin ich in meinem langen Brief wieder auf die Mathematik zurückgekommen, der Sie so witzig zu Leibe gehen. Aber Sie meinen es nicht ernst. Sie meinen es so wenig ernst wie der Gläubige, der „die Vernunft" niedrigstellt. Sagen Sie ihm etwas Unvernünftiges, sogleich wird er die weggeworfene Vernunft wiederaufgreifen, um Sie zu bekämpfen. Das würden Sie auch tun, wenn ich Ihnen etwas Unmathematisches (das ist: Unlogisches) sagte. Ist nicht Mathematik die Logik der Ausdehnung? Und ist die Übung darin zu mißachten? Giebt

sie uns nicht die Gewohnheit, (annähernd) richtig zu urteilen, auch da, wo wir nicht messen können mit Zirkel und Winkelmaß?

Sind Sie befriedigt von Ihrem Ausflug nach Paris? (Eine langweilige Stadt, finde ich.) Ich freue mich immer, wenn jemand dagewesen ist, es ist mir immer etwas wie eine erledigte Aufgabe. Selbst als „jeune homme" muß man viel verzehren, um wenig zu genießen. Sein Sie herzlich gegrüßt von Ihrem Sie liebenden und verehrenden

Douwes Dekker.

Ich schreibe schlecht, weil es mir vor den Augen flimmert. Fröhliche Aussicht. Meine Adresse hat sich geändert: Breitestraße 123.

CXXVI

An C. Busken Huet.

Köln, 14. Nov. 1867.

..... Mein Hauptkummer bleibt immer der ungesuchte Ruhm der Schriftstellerei. Hundertmal habe ich auf die Ungerechtigkeit des Verdrehens der Sache hingewiesen, aber es hilft nicht. Eine kleine Liste von all den Personen, mit denen ich verglichen worden bin, würde kurios sein. Immer jedoch waren es Schriftsteller oder Redner. Mirabeau war der erste (Amsterdamsche Courant), Sterne, Heine, der Autor der Juniusbriefe, Apulejus (!) ... was weiß ich! Und nun Chateaubriand! Was dieser Herr ausgeführt hat, weiß ich nicht recht. Von seiner Schreiberei habe ich das eine und andere gelesen, und wenn er nichts Bedeutenderes getan hat als das, bedanke ich mich für die Ehre einer Vergleichung. Ich bin ein guter Mensch, der Opfer brachte für das Recht. Die Schreiberei ist Nebensache. Wenn Klaas

Ris, der Müllersknecht, buchstabieren gelernt hätte, würde er vielleicht ein guter Schriftsteller sein, und wer kein guter Schriftsteller ist, den achte ich nicht minder, wenn er im übrigen ein guter Mensch ist. Ich halte die Schriftstellerei für einen Fluch der letzten drei, vier Jahrhunderte. Wir haben überall Redensarten, Klänge, Phrasen für Taten bekommen. Als ich noch ganz jung war, wollte ich so gern — ja, ehrgeizig war ich — was Gutes zustande bringen. Ich fühlte mich — sehr gläubig noch — so etwas wie ein Compagnon von Gott, ich unterhielt mich mit ihm über die Geschäfte. Ich zog mir alles zu Gemüte als mich betreffend. „Ist es nicht eine Schande, so eine Wirtschaft in unserm Packhaus!" Das war die Quintessenz meiner Gebete aus dieser Zeit. Ich schämte mich wegen jedes kleinen Schmutzes im Weltall. Hochmut? O gewiß, lächerlicher, verrückter Hochmut. Dennoch glaube ich, daß es viel Schönes zu sehen gäbe, wenn dieser Hochmut etwas allgemeiner wäre, und dann wäre er auch weniger verrückt . . . . .

CXXVII

An C. Busken Huet.

Köln, 19. November '67.

. . . . . Als ich auf seine Frage, von woher er gekommen sei, zu meinem Eduard sagte: „Aus Mutters Leib, o, das tat ihr so weh . . . ich mußte dabei weinen!" antwortete er: „nun, dann will ich ein schönes Bild für sie antuschen!" Und das tat er. Es war eine Landschaft, wovon es drei oder vier für einen Centime giebt. Sie wurde unter Edus Pinsel blau, rot, grün, und also schöner und schöner. Darauf wurde sie in aeternam rei memoriam in den Deckel der Schachtel geklebt, die mit Pflaumen aus Nantes gekommen war und es sich nicht hatte träumen lassen können, daß sie einmal

ein Nähkasten werden würde, mit dem vielfarbigen Zeugnis der kindlichen Dankbarkeit für das Geborenwerden (so ein Kind ist dumm, siehe Hiob Kapitel soundsoviel: verflucht der Tag u. s. w.) und zugleich von der einfachen Art, wie das angebliche pädagogische Hindernis aus dem Wege geräumt werden kann. Rousseau? Nein, ich habe es nicht von Rousseau, aber lese viel in dem Buch, worin Rousseau las. (Ich behaupte, daß er oft schlecht las.) . . . . .

Die Unterhandlungen mit dem Ministerium Van Zuylen-Heemskerk

1867/68

CXXVIII

An J. J. Rochussen, Exc., Staatsminister.

Köln, 27. November 1867.

Excellenz!

Ihr letzter Brief, den ich in Paris empfing — wie bitter er auch war und wie sehr im Widerstreit meines Erachtens mit dem Ton, in dem Euer Excellenz vor dem Amsterdamer Internationalen Congreß zu mir zu reden beliebten — wird mich ebensowenig verhindern, Euer Excellenz stets ein dankbares, herzliches Gefühl entgegenzubringen, als da, wo es von Nutzen sein kann für die allgemeine Sache, an Euer Excellenz eine Bitte zu richten.

Ich vernehme, daß die Minister ihren Abschied eingereicht haben und daß auf diese Weise, wenn S. M. ihn zu genehmigen belieben, die liberalisierenden Schwätzer demnächst wieder freies Spiel haben werden. Soll Niederland aufs neue der nüchternen Schulmeisterei des Herrn Thorbecke überliefert werden? Indien dem Herrn Fransen van de Putte?

Kann der Herr van Zuylen mich nicht brauchen? Darf ich nicht mittun in dem Kampf, daß ich den König wieder zum König, die Regierung wieder zur Regierung mache?

Es steht bei dem Herrn van Zuylen, Niederlands Bismarck zu sein. Das Land würde wohl dabei fahren. Ich bin bereit, so Euer Excellenz oder der Herr van Zuylen mich zu unterstützen belieben würden, bei einer höchst notwendigen Kammerauflösung (jetzt oder niemals!) dafür zu sorgen, daß nun einmal in der Tat „neues Blut“ in unser Parlament komme, Männer, die ihre Berufung anders auffassen als drei Viertel unserer „geehrten Mitglieder“.

Ein Zeichen von Regierungswegen, daß man sich meiner annehme — Gott weiß, daß die Motive nicht schwierig zu finden sein würden! — und mein Schreiben hat Einfluß.

Ist denn auf die Dauer im Haag soviel Talent übrig, daß man das meine nicht brauchen kann?

Es ist wahr, konservativ bin ich nicht. Aber das sind Euer Excellenz auch nicht! Etwas ganz anderes ist jetzt notwendig als die verschlissenen Formen, womit — seit 1848 besonders — viele, die ohne solche Parteiflagge absolut nichts gewesen wären, sich haben behelfen müssen. Dieses andere meine ich liefern zu können, wenn ich gestützt werde.

Und ich verlange diese Unterstützung nicht aus eigenem Interesse, sondern im Interesse der Sache.

Unter höflichen Grüßen habe ich die Ehre, mit der größten Hochachtung zu sein

Euer Excellenz ergebenster Diener
Douwes Dekker.

Breitestraße 123.

CXXIX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Köln, 30. Nov. 1867.

Liebe, beste, beste Tine, Denke dir, ich bin in einer nicht geringen Spannung, und ich muß aus den Dingen etwas Gutes herauszuarbeiten suchen.

Seit ein paar Monaten beschäftigen sich englische und französische Revüen mit mir. In Holland prahlt man damit, daß „die niederländische Litteratur" im Auslande die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen beginnt. Sie eignen sich das Lob an, aber . . . werfen mir die Einwendungen an den Kopf.

Nun steht in der North British Review ein Stück, worin Liberalismus und Konservativismus in meine Sache hineingemischt werden. Dieses Stück ist übernommen in die Revue Britannique. Gut, alles würde Antwort erfordern. Aber höre weiter.

De Pène, durch all diese Schreiberei sich erinnernd, daß ich ihm 1860 geschrieben hatte, und gewiß in Verlegenheit, wie er seinen Sonntagscourier füllen sollte, macht mich lächer-

lich, nur um Witze zu machen, und nichts ist leichter, als ihm seinen Lohn zu geben. So beantwortet er meinen freundlichen Brief von 1860 und die Zusendung eines Havelaar. Das erfordert also auch Antwort.

Aber . . . ich habe im Auge, dich und die Kinder wiederzuerlangen durch das Finden von etwas Festem. Du weißt, wie ich auf die Nachricht, daß ein Redacteur gesucht würde, darüber von Huet Informationen habe einziehen lassen. Seit zwölf Tagen hörte ich nichts von der Sache. Ich vermute, daß sie einen Parteimann nötig haben. Aber . . . etwas dergleichen suchend, mache ich mir Sorge wegen der Beantwortung der ausländischen Sachen, weil ich, indem ich darin über Holland spreche, mir alles abschneide. Ich bin darüber in eifriger Korrespondenz mit Huet, der will, daß ich antworte, obschon ich ihm deutlich auseinandergesetzt habe, daß ich, bevor ich wieder alles gegen mich einnehme, dich und die Kinder zurückhaben wollte.

Das ist ein Teil der Komplikation.

Nun No. 2. Vor vierzehn Tagen geriet ich mit einem gewissen Herrn Nahuys in Holland in Korrespondenz, der sehr für meine Sache enthusiasmiert ist. Der arme Junge hatte mir schon vor Jahren geschrieben, aber ich antwortete nicht. Dennoch blieb er unbeirrt, und weil er wenig oder kein Englisch verstand, hat er nach England zu kommen sich bemüht, wurde da bei der Telegraphie angestellt und hat nun, nach Holland zurückgekehrt, den Havelaar übersetzt und einen Verleger gesucht. Gerade heute bekomme ich einen Brief von ihm, daß es ihm nach vieler Mühe gelungen ist. Und bereits vor acht Tagen verlangte er von mir eine Vorrede. Doch ich konnte das nicht tun, wiederum, weil ich mir dadurch alles in Holland abschneide. Der Verleger beruhigt sich dabei, daß ich keine Vorrede gebe, worum er gebeten hatte, und der gute Nahuys schreibt mir gerade heute auf die definitive Zusage der Firma: hurra, hurra, er wird erscheinen, und die Holländer werden die Wahrheit über See

hören! (Beachte, daß ich die Übersetzung geschehen ließ, aber um mich nicht in Streit einzulassen, kein Vorwort geben wollte. Die Übersetzung kann ohne mein Zutun geschehen sein, wie es ja auch eigentlich der Fall ist.)

Doch nun No. 3. In Holland haben sich die Kammern wieder mit dem Ministerium überworfen. Vor vier Tagen schrieb ich einen Brief an Rochussen. (Du weißt, wie böse er mir schrieb, als ich in Paris war.) Ich sagte, daß sein bitterer Ton von damals mich nicht hindern würde, freundliche Gesinnung gegen ihn zu hegen, noch mich hindern könnte, ihm einen Vorschlag zu machen, wenn es sich erwiese, daß das allgemeine Interesse dies erheische.

Eigentlich dachte ich wenig daran, daß er mir antworten würde, und sieh, gerade heute, zusammen mit der Aufmunterung von Huet, den Revuen wacker zu antworten, und mit dem Brief von Nahuys, daß der schottische Verleger es tun wird, wie alles zusammentrifft, gerade heute schreibt mir Rochussen:

„Ich habe Ihren Brief von vorgestern aus Köln empfangen und beeile mich, ihn zu beantworten.

„Ich erkenne in Ihnen viel Talent und Originalität, ich habe Sie stets für einen ehrlichen Mann gehalten. Meine Einwände gegen Sie waren hauptsächlich: 1. Ihre zu große Aufgeregtheit, 2. Ihre der meinen gegenüberstehende Richtung auf kolonialem Gebiet. Ist der Brief, den ich Ihnen nach Paris schrieb, einigermaßen bitter gewesen, dann war es, weil die geplante Übersetzung Ihres Werkes in das Französische mir unangenehm war.

„Aber wie es um dies alles auch stehe, ich bin überzeugt, daß Ihre Feder Einfluß auf die öffentliche Meinung hat und infolgedessen eine Stütze für die Regierung sein würde.

„Auch ich habe getrachtet, den Grafen van Zuylen zu stützen . . . (sein Schwiegersohn, der Minister, der nun mit der Kammer in Zwist liegt und vollkommen in seinem Recht ist. Niemals hat ein Minister sich so verdient gemacht. Dieser Mann hat etwas g e t a n. Limburg frei von Preußen.

Luxemburg erlöst von preußischer Garnison, und ... er hat dabei Frieden zu bewahren gewußt, was wahrhaftig kein geringes Kunststück ist! Dennoch wußten die Kammerschwätzer alles besser.) ... und ich habe Beweis davon gegeben, indem ich, obschon krank und gegen das Verbot meines Arztes, nach der Kammer ging, um für seinen Etat zu stimmen.

„Ob er am Ruder bleiben wird, ist mir unbekannt; in diesem Augenblick befindet er sich mit dem Minister des Innern auf dem Loo beim König. Bleibt er am Ruder, dann werde ich ihm Ihren Brief mitteilen und für seine Tendenz sprechen, falls — ich füge dies aus Ehrlichkeit hinzu — Sie sich verbinden, das koloniale Kultursystem nicht zu bekämpfen. Seine Verteidigung verlange ich nicht, weil ich von niemandem fordern würde, gegen seine Überzeugung zu sprechen und zu handeln: etwas, was Sie, wie ich vertraue, auch nicht tun würden.

„Möchten Euer Edelgestrengen mir näher schreiben wollen, so mögen Sie es ruhig tun. Es würde zum Beispiel vielleicht nützlich sein können, wenn Euer Edelgestrengen mir einmal bestimmter angäben, auf welche Weise und unter welchen Bedingungen Sie Ihre Hilfe würden leihen wollen.

„Mit Hochachtung etc. etc.“

Der Brief ist sehr freundlich und kann zu einer schönen Anknüpfung führen. Doch du verstehst wohl, daß ich nun in eigentümlicher Lage bin mit all der im Grunde schon übernommenen Schreiberei, die das wieder zerstören würde. Auch weiß ich nicht recht, wie ich von Rochussens gutem Willen Gebrauch machen soll. Das heißt: welche Forderungen. Vorläufig habe ich ihm heute Mittag gedankt für seinen Brief und werde morgen ausführlicher schreiben. Ich werde ihm sagen, daß ich dich und die Kinder wiederhaben will. Seine Bedingung bezüglich Kultursystem ist diplomatisch und ist mir ein Beweis, daß van Zuylen (nach Rochussens Urteil) mich wird gebrauchen können. Rochussen nämlich weiß besser als irgend jemand, daß ich für das System bin, gegen Freie Arbeit, so gut und stärker als er. Es ist eine diplomatische Manier,

eine Bedingung zu stellen, mit der es keine Schwierigkeit hat, um sich nicht ohne Bedingung zu binden. Das will sagen: „hm, wir nehmen dich nicht, weil wir in der Patsche sitzen (das ist aber gerade der Fall! In Holland ist alles genau so, wie ich es vor Jahren prophezeit habe) nein, nur weil du jetzt das Kultursystem verteidigen helfen willst". Siehst du, mein Versprechen (das ich ruhig geben kann) muß dann als ein Opfer von meiner Seite gelten. Ich kenne das.

Wie dem sei, ich habe ihm auf mein Gewissen hin geschrieben, daß er darauf rechnen könne. Daß ich wütend wäre über die Naseweisheit der Kammer, die das Regieren hindere, und helfen wollte, den König wieder zum König zu machen. „Er muß auch in politischer Hinsicht die Kraft haben, eine Nacht auf dem Deich zuzubringen" (wie bei der Wassersnot) etc.

Aber beachte wohl: morgen muß ich wieder schreiben und Bedingungen angeben. Und nun bekomme ich gerade Bericht vom Glücken der Übersetzungsgeschichte! Alles an einem Tag!

Und noch mehr Komplikationen. Es geht mir sehr dürftig und ich schrieb nach Antwerpen, ob ich da für Geld einen Vortrag halten könnte. Seit vierzehn Tagen warte ich vergeblich auf Antwort. Vor drei, vier Tagen schrieb ich nach Maastricht, um da für Geld zu lesen, obschon das seine Schwierigkeiten hat, weil ich, wenn ich nach Holland komme, erst ins Gefängnis muß. [Von dieser Sache ist der Leser durch meinen Vorbericht auf S. 4 des vorliegenden Bandes unterrichtet.] Aber das möchte ich gern hinter mir haben, denn es hindert mich in meinen Bewegungen. Ich unterhandle also deswegen, und habe (wenn Chateleux einen Abend für mich ansetzen kann, die Not ist hoch!), um zu animieren, das Thema angegeben: „Einige Bemerkungen über dramatische Litteratur, darauf folgend Vortrag von drei Akten eines Dramas." Ich muß schon so etwas tun, um zu ziehen. Wenn ich nun da meine Absicht erreiche und man

läßt mich lesen, bevor man mich ins Gefängnis setzt, dann stoße ich auf eine neue Schwierigkeit. In dem halben Drama, das ich vorzutragen habe, kommt ein lächerlicher König vor, der, anstatt die wirklichen Interessen des Landes wahrzunehmen, sich mit Lappen und Litzen von Uniformen beschäftigt. Das kollidiert natürlich wieder arg mit den Unterhandlungen mit Rochussen!

Und bei all dem Mangel an Geld! Meine Absicht war, mit dieser sehr lockenden Vorlesung ganz Holland zu bereisen, um Geld zu sammeln, daß ich euch kommen lassen kann. Mach dir nun ein Bild, wie alles zusammenläuft!

Das Schlimmste ist, daß ich nicht warten kann. Die Not drängt so, und dann muß ich häufig anders handeln, als ich wollte.

Obschon nun dies alles ein kolossaler Wirrwarr ist und ich nicht weiß, auf welche Seite ich mich schlagen soll, so ist jetzt doch etwas Bewegung, und das wollte ich dir gern schreiben. Adieu, beste Tine, adieu, liebe liebe Kinder.

Es ist nun die Frage, ob und wieviel Einfluß Rochussen auf van Zuylen hat, und ob van Zuylen Wagemut hat. Meine Vorschläge werden sein, daß der König die Kammern davonjagt und die lahme Verfassung ändert.

CXXX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Köln, 6. Dez. 1867.

Liebe, beste Tine, Höre, ein Lichtstrahl! Ich scheue mich, dir zuviel Hoffnung zu machen, aber ich mag doch nicht verschweigen, daß Hoffnung besteht. Ich bin in Unterhandlung mit der Regierung. Meine Forderung ist, daß ich in stand gesetzt werde, dich und die Kinder wiederzubekommen. Da-

von gehe ich nicht ab. Ich bin höflich, aber entschieden in meinen Forderungen. „Man“ will diplomatisieren. Gestern schrieb ich: „Es ist im Interesse der Regierung, aus meiner Lanze einen Flaggenstock zu machen.“

Du mußt wissen, daß Holland in Not ist. Jeder sieht ein, daß ein starker Versuch gemacht werden muß, um die Wirtschaft in Ordnung zu bringen. Die Kammer muß wieder aufgelöst werden, und es wird geschehen. Die Zeitungen wissen es noch nicht, aber es war mein Vorschlag, und Rochussen schreibt mir, daß es wahrscheinlich geschehen wird. Dann wird die Bewegung unbeschreiblich sein, und die Regierung wird Mühe haben, sich aufrecht zu erhalten. Nun, ich will ihr helfen. Rochussen (Schwiegervater des Premierministers) schreibt mir:

„Sobald es gewiß ist (die Kammerauflösung), spreche ich mit Graf van Zuylen und vielleicht mit ein paar andern Ministern über Ihre angebotene Hilfe und mache dann klar, daß dies eine Kraft für sie sein wird. Ich schreibe Ihnen dann näher.“

Auch fragt er, „was getan werden müsse, um mich von der amsterdamer Geschichte zu befreien“. (Verurteilung, Gefängnis und Buße.) Nun, die Annullierung der Sache wäre schon ganz angenehm.

Er weiß, daß der Havelaar in Edinburg unter der Presse ist und daß die Herausgeber mich um ein Nachwort bitten. Ich habe ihm geschrieben, daß es nun von der Regierung abhängt, wie dieses Nachwort aussehen wird.

Also, liebes Herz, du siehst, ich wehre mich wie ein altes Kaninchen. Lange kann die Entscheidung nicht ausbleiben. Und die Regierung und ich haben Grund zur Eile. Sollten nun die Minister (die jedoch unter Rochussen stehen, er ist das Haupt im Augenblick) aus dummer Eigensinnigkeit mich verschmähen . . . liebe Tine, dann kann ich es nicht helfen. Ich habe getan, was ich mußte.

Ich bekenne, daß ich hoffe. Ich wußte, daß Holland dieser

Verwirrung entgegenging, es war nicht anders möglich, und auch wußte ich, daß man sich dann nach frischen Kräften umsehen würde. Ich bin zu nervös, um dir alles auseinanderzusetzen. Ich hoffe, ich hoffe diesmal. Ich träume von einem schönen Triumph, und dann bekommst du deinen Anteil!

CXXXI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Köln, 14. Dez. 1867.

Liebe, beste Tine, Ich habe deinen Brief vom neunten. Nun, da hattest du meinen letzten Brief vom (ich glaube) 6. noch nicht. Nun ist dein Brief wohl melancholisch, aber ich tröstete mich ein bißchen damit, daß du ein oder zwei Tage danach etwas aufgeheitert werden würdest. Nun, die Sachen stehen ziemlich gut.

Ein Ding ist unbequem. Es geht manches langsamer, als ich gern wollte. Das kann ich nicht ändern. Aber auf einem guten Weg bin ich. Ich verstehe, daß du nach Nachricht ausschaust. Meine Forderung ist, daß ich dich und die Kinder wiederbekomme, unter dieser Bedingung werde ich ihnen helfen.

Helfen, fragst du? Ja! Was ich seit Jahren gepredigt habe, scheint nun offenbar zu werden. Du hast keinen Begriff von dem Zustand, in dem sich Holland befindet. Sie sind in einer babylonischen Verwirrung. Und Rochussen erkennt offen an, daß ich eine große Stütze sein würde. Er hat es mir nun wohl schon dreimal geschrieben. Was seinen Willen angeht, danach wäre ich schon rehabilitiert und du wärst mit den Kindern im Haag. Er ist so für mich, wie es noch nie bei jemandem der Fall gewesen ist. Er ist so, daß man . . . ihm einen Kuß geben könnte. Der alte Mann schreibt mir allerliebste Briefe und redet mit den Ministern über meine

Rehabilitierung. Doch . . . er sagt, daß er müde und alt sei und nicht mehr alles durchdrücken könne. Auch will er nicht zuviel mehr auf seine Hörner nehmen. Er klagt, daß sein Gedächtnis schwindet, u. s. w.

Ich habe nämlich darauf angedrungen, daß er die Zügel der Regierung ergreifen sollte und die Kammer wegjagen (ein bißchen so wie Bismarck in Preußen). Das möchte er wohl geschehen sehen — und gern! — aber er selbst wäre zu alt, sagt er. Das hat denn auch einige Berechtigung. Gut! Was muß also geschehen? Die andern Minister müssen es tun, und ich hoffe auch, daß es durchdringen wird, obschon die sogenannten Liberalen arg dagegen schreien. Wenn Rochussen es durchsetzt, muß der gegenwärtige Minister im Amt bleiben und (das ist jetzt die Hoffnung) mich rehabilitieren. Rochussen will es. Ich bin von seinem guten Willen überzeugt. Seine Briefe sind allerliebst. Doch auch die andern Minister müssen es gutheißen, und er muß sie dazu geneigt machen. Leicht ist dies alles nicht, denn ich bin sehr kompromittierend. Du begreifst, daß die Anerkennung meiner Person eine gewisse Demonstration in sich schließt, eine Art Sprung durch den Reifen. Aber . . . sie haben mich nötig, und dies ist sicher, wenn sie es nicht tun, müssen sie später doch dazu kommen. Ich habe die Zustände gut durchschaut. Rochussen muß anerkennen, daß mein politischer Blick gut ist.

Daß ich einmal rehabilitiert werde (und dann steige ich höher), halte ich für sicher, die Frage ist nur, ob ich es jetzt ins reine bringe.

Aber alles steht gut. Denke dir, Rochussen wollte absolut, daß ich von dem Gefängnis loskäme. „Sie dürfen nicht einen Tag für die alberne Sache gefangen sitzen“, schreibt er, und er schickt mir einen Stempelbogen, um den König zu ersuchen, daß ich von dieser Sache loskomme. Er sagt mir: „schreiben Sie das Gesuch nur ganz kurz und einfach“, als wenn er sagen wollte, „ich werde das Nötige schon dabei sagen!“ Auch bringt er's in Verbindung damit, daß ich nach dem Haag

kommen soll. Es ist mir so gut wie sicher, daß ich innerhalb weniger Tage gerufen werde. Ich bin inzwischen dabei, eine Abhandlung zu schreiben, die Rochussen wahrscheinlich dem Minister geben wird oder auch drucken lassen wird (über Indien). Heute Abend schrieb er mir (das heißt, heute Abend empfing ich es), daß er, als er nach der Zweiten Kammer ging, mir hatte telegraphieren wollen: continuez et achevez, gezeichnet Philomultatuli = Multatulifreund. Aber die Telegraphenlinie war in Unordnung. Wie findest du das? Ist das nicht nett?

Das „continuez“ deutet darauf hin, daß ich ihm die ersten Bogen schon sandte.

[Die hier gemeinte Arbeit wurde später, im Jahr 1871, bei Waltman in Delft herausgegeben unter dem Titel: „Noch einmal Freie Arbeit“.]

Getrennt hiervon höre ich von überall her, daß man mich zu suchen beginnt. Van Helden erhielt einen Brief aus England wegen meiner Adresse. Die Übersetzung in Edinburg nimmt ihren Fortgang. Auch vernehme ich von Huet, daß in Deutschland jemand mit dem Havelaar beschäftigt ist. Aus Indien (Samarang) bekam ich gestern einen Brief mit Aufforderung zur Mitarbeit an einem Tagblatt, in sehr lieben Ausdrücken. Kurzum, alles ist in Bewegung, und ich hoffe, ich hoffe, daß ich diesmal alles recht ins reine bringe (d. h.: du und die Kinder bei mir, und rehabilitiert in solidem Wirkungskreis).

Aber, Liebe, nun muß ich alles mit Überlegung tun, und ich habe jetzt an dich nur die einzige Bitte, daß du wieder wohl wirst. Ach, es ist mir so ein bitterer Gedanke, daß du leidest. All die verdrießlichen Ausdrücke in deinem Brief kümmern mich weniger, als daß du hustest. Alles andere hoffe ich in Ordnung zu bringen. Selbst daß du dich mit dem Geld einschränken mußt, drückt mich im Augenblick nicht so sehr, weil ich solche Hoffnung habe, daß alles wieder ins Lot gebracht werden wird.

Daß Rochussen die Sache noch nicht erledigt hat, kommt

daher, daß die Kammerauflösung abgewartet werden muß, und das steht wieder in Verbindung mit andern Dingen. Famos, daß ich von hier aus auf diese Auflösung drang und daß dies nun just so ein Zankapfel geworden ist. Der König schwankt lange. Ich schrieb an Rochussen, daß nicht allein dies geschehen müsse, sondern daß auch die Verfassung geändert werden müsse! Etwas früher oder später muß das doch geschehen!

Ich habe in der Tat alle Hoffnung auf Rehabilitierung, und dann später sogar auf große Carrière. Nun, das ist jetzt von meinem Zimmerchen in Köln aus keine Kleinigkeit, und ich würde voll Mut sein, wenn du wohl wärest. Was Rochussen tun kann, tut er, das ist gewiß. Es ist nur schade, daß er sich nicht zu stark in den Vordergrund stellen will. Gestern Abend sandte ich ihm das Gesuch für den König. Er hatte mit dem Justizminister schon darüber gesprochen. Nett, nicht wahr, daß er mir selbst einen Stempelbogen schickte! Auch schickte er mir zweimal unverlangt 25 Gulden. Das ist nicht viel, wirst du sagen. Ja, aber er muß mir mehr Geld schicken, wenn ich von hier fortgehe nach dem Haag.

Ein Ding ist komisch. Wohl dreimal habe ich ihm geschrieben, daß er auch auf meine Rehabilitierung dringen muß, wenn der Minister wohl abtritt, und dann gerade, um Thorbeke in mir einen Dorn im Fleisch zurückzulassen. Darauf antwortet er nicht. Vielleicht wagt er nicht zu schreiben. Er bittet mich, seine Briefe zu verbrennen, scheint also sehr vorsichtig zu sein und wartet vielleicht, bis ich nach dem Haag komme, um alles mündlich zu regeln.

Ach, halte dich noch ein bischen gut!

[Multatuli hat Rochussens Briefe in der Tat, wenn auch mit Leidwesen, verbrannt, auch Multatulis Briefe scheinen verbrannt worden zu sein, denn sie fanden sich nicht unter Rochussens Nachlaß. Unbekannter Zufall hat das wenige Vorhandene erhalten; dennoch werden die ganzen Beziehungen durch die Mitteilungen Multatulis an Tine und Busken Huet und durch die darin enthaltenen Briefzitate klar.]

CXXXII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Köln, 20. Dez. 1867.

Ich schrieb dir, daß ich gestern Abend einen Brief von Rochussen erwartete. Nun, der kam heute früh. Alles sehr gut! Ich habe sehr viel Hoffnung. Also sei nur recht aufgeräumt und halte dich gut.

Rochussen ist wirklich allerliebst. Er scheint es darauf abgesehen zu haben, mir nun einmal wacker zu helfen, wahrlich, wenn es nun fehlliefe, ist es seine Schuld nicht. Aber es wird nicht fehllaufen. Das einzige ist, daß alles langsamer geht, als ich wollte. Rochussen klagt sogar darüber.

Komisch, daß er, im Grunde rührend gütig, just tut, was ich will. Ich bat ihn, meine Broschüre abschreiben zu lassen, so und so (halbes Blatt und nur auf einer Seite beschrieben, damit es gleich für den Druck fertig ist, wenn ich nach dem Haag komme), und er sagt, daß er das genau so machen lassen wird.

Meine Gefängnissache (sagt Rochussen) ist „in Behandlung“. Er hat das Vertrauen, daß dies schon in Ordnung kommen wird, aber klagt über die Langsamkeit „in Holland“.

„Sobald diese Sache in Ordnung ist, sagt er, müssen Sie hierher kommen, und ich werde Sie in Person dem Grafen van Zuylen vorstellen“, dem Chef des Kabinetts. Van Zuylen hat nämlich schon einen Teil meiner Abhandlung gelesen.

Dann schreibt Rochussen, daß er mir vor dem Kommen nach dem Haag „Geld geben wird, oder lieber leihen, damit ich — wie er hoffe, daß es einmal geschehen könne — es aus meinem Überflusse zurückgäbe“.

Ist dies alles nicht lieb?

Tinchen, Tinchen, nun siehst du wohl, daß ich dir treu schreibe, nun da etwas Gutes zu melden ist!

Ich ahne und fürchte wohl, daß sie mich im Haag ein-

packen werden durch Freundlichkeit und mich damit schwächen werden. Aber ich hoffe, etwas Gutes zu bedingen. Ich muß in stand gesetzt werden, dich kommen zu lassen mit Sicherheit auf ein ruhiges eigenes Heim.

Sei nun nicht beunruhigt, wenn es noch einige Tage dauert! Bedenke, daß alles gut steht und ich einfach warte. Ich darf mir's nicht verderben durch Dringendwerden.

Ich versichere dich, daß ich schon nach Anzeigen von zu vermietenden Häusern sehe! Ja, und die Verteilung der Zimmer. Mein bester Edu und meine brave Nonnie sollen jeder ein Zimmerchen haben, gut eingerichtet. Ich kann mich so vertiefen darin. Und du wirst verhätschelt werden. Ich denke so an warme Teppiche für deine Füße, und ein schöner Ofen, der nicht leicht ausgeht. Es muß ein offener Kamin sein. Und du bekommst einen warmen Schlafrock, und einen recht bequemen Stuhl. Und ich freue mich so, daß ich die Kinder essen sehen kann. Und jeder darf für einen Tag Wahl treffen, und Freitags Fisch. Und du bekommst alle meine Werke sauber eingebunden.

Die Schulden kann ich nicht bezahlen, das würde zuviel sein, aber doch habe ich eine Regelung getroffen, daß wir, hoffe ich, Ruhe haben werden.

Ich will nur übergehen, was ich von der Regierung verlange. Die Auseinandersetzung wäre zu lang. Die Hauptsache, was dich angeht, ist, daß du mit allem Behagen bei mir sein kannst, ohne alle Ängste. Ich werde dir alles vergüten, hoffe ich. Und daß du dann auch mal wieder recht komisch bist, so daß ich über dich lachen muß! Ich habe gestern gesungen.

Mimi ist ein Muster von Treue und Mut gewesen. Sie hat Hunger gelitten. Nicht als wie so beiläufig gesagt, sondern in der Tat, und niemals hat sie geklagt. Sie hat mich buchstäblich am Leben erhalten. Nun macht sie (weil ich Wichtigeres zu tun habe) die Berichte für die Zeitung. Durch den „Haarlemmer“ bleibe ich auch auf der Höhe der Dinge. Er ist

gegenwärtig gut und behandelt alles, was vorfällt. Es ist entsetzliche Spannung in Holland, und eigentlich überall in Europa. Ich sehe große Stürme kommen!

Als ich vom Mieten eines Hauses sprach, dachte ich an den Haag, denn ich habe so eine Idee, daß ich dich da empfangen werde. Wie lange wir da bleiben? Ob wir später nach Indien gehen? Das weiß ich nicht. Die Hauptsache ist, daß ich wieder im Gange bin.

Ich hätte dir gern mehr geschickt als den einen Taler, armes Mädchen! Das kann ich nun nicht. Bleibe zäh wie immer. Sieh, ich könnte nun wohl an Rochussen schreiben, daß er dir etwas schicken sollte, und er würde es tun, aber ich muß die Beziehung einfach erhalten. Also, Liebe, halte dich gut und sei stark. So schnell ich nur kann, werde ich dir zu Hilfe kommen.

Huet ist ein solider Bundesgenosse! Daß er nach Indien geht, ist gut für mich, für seinen Einfluß da, aber hier in Holland werde ich ihn sehr vermissen. Er ist trocken (das sagt er selbst), aber man kann so auf ihn rechnen. Meine besten Freunde sind immer so trocken gewesen, das weißt du. Ich halte sehr viel von Algebra und Geometrie in Freundschaft.

Der Plan Rochussens, mich van Zuylen vorzustellen, dem Minister des Äußeren und Chef des Kabinetts, ist mir ein gutes Zeichen, besonders da ich wiederholt auf Kraft nach außen gegen Bismarck und die Eroberungssucht von Preußen gedrungen habe. Ich sehe Möglichkeit, Preußen ein bischen zu zügeln, und darauf habe ich in meinen Briefen an Rochussen wiederholt hingewiesen.

Huet, der in Indien viel Einfluß haben wird, mit Rochussen in Berührung zu bringen, ist mir sehr gut gelungen. Huet selbst wird frappiert sein, daß er — nachdem ich die Erlaubnis von ihm erhalten, ihn zu nennen — so umgehend, direkt aus dem Haag entboten wurde. Von ihm selbst habe ich noch keinen Bericht darüber, doch Rochussen schreibt, daß er es

getan hat. Findest du das nicht famos? Gieb mir einen Preis für mein Manövrieren. Ich schreibe und regle nun alles zugleich, und es marschiert gut. Dies ist nun gleichzeitig eine Rechtfertigung für mein langes Nichtstun. Ich gab wohl Acht! Wenn ich nichts tat, gab es nichts zu tun. Du siehst, wie ich zu rechter Zeit aus der Ecke gesprungen bin, gerade wie eine Katze, die „stundenlang geduckt saß".

Ich bin so aufgeräumt! Du brauchst nicht zu schreiben, hörst du? Aber willst du ohne viel Bemühung ein Wörtchen senden, sehr angenehm! Frankiere nicht. Ich habe Rochussen geschrieben, daß er mir Geld senden soll. Er tut es sicher. Komisch, was?

Doch das ist nicht das Geld, wovon ich dich unterstützen kann. Es ist dazu bestimmt, hier reine Bahn zu schaffen und nach dem Haag zu kommen. Dafür muß ich es also behalten.

In einem meiner vorhergehenden Briefe schrieb ich dir, du solltest vorsichtig sein in deinen Mitteilungen an Stephanie. All meine Schulden zu bezahlen, ist unmöglich. (Später wohl.) Ich habe davon schon eine Liste, es ist zum Erschrecken! Wenn ich etwas Geld in die Hände bekomme, werde ich sehr, sehr aufpassen müssen. Auch in Holland werde ich nicht prahlen, und es wird kein Grund dazu sein. Ich weiß, wie schwierig es ist, um 10 Gulden zu bezahlen mit 1 Gulden, und doch wird jeder, der was haben muß, über mich herfallen. Sprich also einzig von Beginn einer Rehabilitierung, nicht von Rehabilitierung.

Wie wird Edu sich freuen! Und Non! Sie werden einen guten Vater an mir haben. Ich werde mit ihnen nach Scheveningen spazieren, und ins Gehölz gehen, und sie sollen viel Vergnügen haben. Daran weide ich mich jetzt schon. Und du vor allem! Adieu, beste Tine, jetzt kleide ich mich an und gehe nach einem Café, um etwas Zeitungen zu lesen. Von dem Geld, das ich von Rochussen erwarte, muß ich meine Uhr und Mimis Uhr und ihr Tuch einlösen. Die Not

war groß, als ich am 27. November diese Sache begann. Wir hatten nichts mehr zu verpfänden. Aber nun wird's bald vorbei sein! Adieu, bestes Mädchen! Adieu, liebe Kinder.

CXXXIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

31. Dezember 1867.

Liebe, beste Tine. Ich schreibe dir, damit du nicht vergebens ausschaust, aber Neues habe ich nicht. Vielleicht kommt noch ein Brief von Rochussen, bevor ich diesen versende, denn ich erwarte schon seit drei Tagen Nachricht und Geld. Rochussen klagte selbst unlängst, daß alles in Holland so langsam ginge.

Wenn ich im Haag bin, werde ich ein kompliziertes Spiel zu spielen haben. Du mußt verstehen, daß ich der Regierung in der Tat helfen kann. Und dies geht nicht allein Indien an, sondern auch die innern Angelegenheiten, dann besonders auch das Verhältnis zu Preußen. Ich schrieb an Rochussen, daß Holland, wenn es nicht brav ans Wachsen dächte, zum Teufel ginge, und gab bereits in ein paar Worten einen Wink, was getan werden müßte. (Belgien teilen zwischen Holland und Frankreich, Flämische Bewegung und Vormauer gegen Preußen.) Er antwortete mir, daß er selbst bereits früher daran gedacht hätte und mich einen von ihm geschriebenen Entwurf sehen lassen würde, sobald ich im Haag wäre. Auch schrieb er, daß er mich dem Minister des Äußern vorstellen würde (das ist Graf van Zuylen, der Vetter seines Schwiegersohnes; der letztere ist Gesandter in Paris). Und auch mit den inneren Angelegenheiten komme ich in Berührung. Der Minister (Heemskerk) nimmt interimistisch die Justiz wahr. Er behandelt also die Sache von der albernen Verurteilung. Später werde ich mit ihm zu tun haben wegen der Wahlen.

Es ist wohl möglich, daß ich mich selbst als Kandidaten aufstelle.

Rochussen hat Huet zufolge über mich „mit Interesse und Auszeichnung“ gesprochen, und, schrieb Huet weiter, „es kam mir so vor, als wären alle Maßregeln getroffen, Sie mit Ehren zurückkommen zu lassen“. Also, Liebe, Beste, alles steht gut, wenn sie nur etwas eiliger wären. Und das aufregende Warten tut mir soviel Schaden! Ich habe schwierige Dinge zu überlegen und kann nun nicht nach meinem Gefallen denken. Ich bin nicht ganz bei guter Laune, habe aber bis jetzt dafür gesorgt, daß sich nichts davon in meinen Briefen zeigte.

CXXXIV

An C. Busken Huet.

Köln, 3. Januar 1868.
Abends.

Werter Herr Huet, Ich schrieb Ihnen am Altjahrsabend, um Sie zu bitten, mir die 25 Gulden vom 15. Januar vorzuschießen, und bekam keine Antwort. Es ist ein Brief von Rochussen mit 200 Gulden, versandt am 27. Dezember, verloren gegangen. Meine Lage ist dadurch furchtbar. Ich vermute, daß auch die erbetenen 25 Gulden von Ihnen weg sind. Sie würden doch geantwortet haben.

Und ein heute eingetroffener Brief aus Holland ist an der Seite mit einem Nagel geöffnet, und überdies geht ein Riß durch das Couvert und eine Lage Papier. Das aufgekratzte Dreieck ist sichtlich abgebogen, um hineinzusehen. Darin war nun kein Geld. Von Rochussen habe ich einen infamen Brief über die Sache. Es fehlt eigentlich nicht viel und er sagt, daß . . . u. s. w. Das sagt er natürlich nicht, aber sein Ton ist so. Begreifen Sie nun meine Lage.

Lassen Sie mich um Gotteswillen wissen, ob und wann Sie

mir antworteten, und welcher Postbezirk (Haarlem oder Bloemendaal?) in Frage kommt. Ich habe diese Angaben nötig, um durch die Coïncidenz mit dem geöffneten Brief zu berechnen, ob beides in einem Waggon, d. h. durch denselben alternierenden Beamten geschehen ist. Dieses Zusammentreffen könnte Licht bringen.

Ich bin ganz aufgerieben von der Sache.

Wenn Sie mein Freund sind, dürfen Sie Rochussen nicht freundlich anreden, noch ihm freundlich schreiben, bevor er nicht seinen elenden Brief von gestern zurückzieht oder zugiebt, daß er, übel gelaunt, sich im Ton vergriff. Es ist infam. Herzliche Grüße

von Ihrem
Douwes Dekker.

Ist es Ihnen möglich, dahinter zu kommen, ob ein Brief von Haarlem behandelt wird in einem haager Waggon? Auf der Post kann man es Ihnen sagen. Verstehen Sie doch bitte die Wichtigkeit der Sache wegen des Tones von Rochussen! Es würde mehr als Tausende wert sein, wenn man hinter die Spur kommen könnte. Erst hatte ich den Besteller hier im Verdacht, doch das Öffnen muß in geschlossenem Raum geschehen sein, und da liegt der Verdacht nahe, daß es durch den Dieb geschehen ist, der unter meiner Adresse am 27. Dezember 200 Gulden fand. Das lockt.

Ich kombiniere nun:

1. den Brief, von Rochussen versandt aus dem Haag am 27. Dez., mit 200 Gulden,

2. das Ausbleiben Ihrer Antwort auf meinen Brief vom 31.,

3. das Öffnen eines Briefes aus dem Haag (ohne Geld und nicht von R.), den ich heute empfing,

4. den richtigen Empfang von 100 Francs, die ich aus Maastricht erhielt (also keine holländische Route).

Ich schreibe Ihnen so umständlich, um Sie zu korrekter und eiliger Angabe zu veranlassen. Ich habe das größte Inter-

esse daran, daß die Sache entdeckt wird. Wie ich darunter leide, ist nicht zu beschreiben. Es ist zum Weinen, so greift mich die Sache an.

Meine Adresse für Briefe ist jetzt vorläufig St. Paul, doch ein Telegramm muß Breitestraße 123 adressiert werden.

Möchten Sie mir telegraphieren, ob, wo und zu welcher Stunde Sie mir Geld geschickt haben, und wieviel? Durch die Kombination würde ich vielleicht Licht bekommen können und Rochussen in seine Schranken verweisen können. Mein Zustand ist elend durch diese gemeine Geschichte.

Ich antworte R. nicht sogleich. Er erhält morgen Abend die Beweise von meinen Recherchen bei Post und Polizei. Schreibt er darauf nicht aus sich selbst anders, dann **muß** ich ihm rauh antworten.

Ist es nicht eine fatale Sache!

Antworten Sie mir um des Himmels willen!

CXXXV

An C. Busken Huet.

Köln, 8. Jan. '68. Zug $1^3/_4$.

Werter Herr Huet. Ich empfange Ihren Brief vom 6. Januar und sehe, daß die 25 Gulden verloren sind.

Meine Lage ist zum Verzweifeln. Ich sitze hier auf Gnade oder Ungnade, in wenigen Tagen sollen meine Sachen, zwei Koffer mit Papieren und Büchern und ein Schreibtisch, auf dem Markt für städtische Steuer verkauft werden. Und mein Zimmer werde ich verlassen müssen. R. beträgt sich infam.

Noch habe ich ihm meine Meinung nicht gesagt, aber auf die Dauer kann ich sie nicht zurückhalten. Ich hatte während der Unterhandlungen mit ihm alles abgewiesen und vernachlässigt. Vorlesungen, mein Drama, das Anerbieten von der „Lokomotive“ durch Noman, der mir sagte, „daß ich selbst nur die Bedingungen zu bestimmen hätte“.

Kurz, ich rechnete auf seine Hilfe. In seinem letzten Brief vor dem verlorenen sagte er: „Ich leihe es Ihnen, Sie werden es, hoffe ich, von Ihrem Überfluß zurückgeben können".

Und, o Gott, das schrieb ich so erfreut an meine Frau! Ich habe noch nicht den Mut gehabt, ihr die Sache mitzuteilen. Es kommt in ihrem Zustand einem Mord gleich.

Ich habe kein Abonnement auf die Kölnische nehmen können, so daß ich nicht weiß, wo ich mein Bulletin hernehmen soll. Ich werde es in einem Café versuchen, doch auch dazu werde ich erst einen Taler leihen müssen in dem Laden, wo ich sonst Cigarren kaufe (die Adresse Bergrath). Ich scheue mich davor und weiß auch nicht, wann ich es wiedergeben kann.

Sie sind vollkommen entschuldigt mit der Versendung. Ich selbst konnte es nicht anders meinen als auf die gewöhnliche Weise, die immer gut ging. Und beachten Sie wohl, meine Bitte war auf die Post gegeben, bevor ich den Diebstahl von den 200 Gulden wußte. Sonst hätte ich vielleicht noch gesagt, der Brief sollte rekommandiert werden, da der Dieb auf meine Adresse ein Auge hätte.

Ich habe einen Plan erdacht, um den Dieb zu entdecken, und ich würde es herausfinden, wenn ich Muße hätte und mich bewegen könnte. Aber in meiner Lage kann ich nichts regeln. Ich bin nicht eines Tages sicher.

[Dieser Brief ist sehr lang, lauter postalische Berechnungen; auch der folgende enthält viele, darum sind beide sehr verkürzt. Alle Briefe wurden fortan auf Dekkers Anordnung von der Post bei Bergrath abgegeben.]

CXXXVI

An C. Busken Huet.

Köln, 13. Januar 1868.

Werter Herr Huet. Ich empfing vor ein paar Tagen Ihre beiden Briefe von Mittwoch Abend und Donnerstag.

Ich konnte nicht sogleich antworten, weil ich meinen

Daumen verstaucht hatte, der mich noch hindert. Ich war auf der Straße hingefallen vor Erschöpfung.

Ja, die 200 Gulden und die 25 Gulden waren beide an einem Freitag unterwegs. Das und noch mehr weist nach einer Seite hinaus.

Und nun etwas sehr Wunderbares. Horchen Sie mal gut auf. Es klingt wie eine Geschichte.

Vor acht Tagen bat ich Nahuys im Haag, jeden Tag einen Brief auf die Post zu geben mit simulierter Bankadresse E. D. D. Breitestraße 123 und gleichzeitig (unter Adresse Bergrath) davon jedesmal Meldung zu machen. (Sie begreifen, daß auch die E. D. D. adressierten Briefe bei Bergrath bestellt wurden.)

Den folgenden Tag giebt mir Frau Bergrath . . . einen Brief, u. a. enthaltend:

„Gleichzeitig mit diesem versende ich den Lockbrief. Ich habe drei Siegel draufgetan, u. s. w.“

Dieser Lockbrief war nicht da. Von dem Meldungsbrief riß ich (sowohl vom Couvert als vom Brief) eine Ecke ab, die ich Frau Bergrath in Verwahrung gab, als Kennzeichen, daß ich diesen Brief allein empfing.

Darauf nach der Post. Wie gewöhnlich mußte ich drei, vier Male wiederkommen, bevor ich den Direktor zu sprechen kriegen konnte. (Die Herren haben vom 22. Dez. bis zum 6. Jan. incl., also in fünfzehn Tagen sieben Feiertage gehabt. Die damit verbundene Behinderung in meiner gegenwärtigen Untersuchung war fürchterlich. Diese Feiertage waren drei Sonntage, zwei Weihnachtstage, Neujahr und Drei Könige!)

Endlich, etwa vier Stunden nach dem Empfang des Meldungsbriefes, durfte ich den Direktor sprechen. Der Mann sieht mich an, als wenn ich nicht recht bei Verstande bin, das fühle ich. Auch habe ich heftige Auseinandersetzungen mit ihm wegen seiner beamtenmäßigen Trägheit. Er hat mir mit einem Prozeß wegen Beleidigung im Amte gedroht. In Gottes Namen! Rochussen hat was zu verantworten! Alles ist seine Schuld. Nicht durch das Verlorengehen des Geldes, sondern

durch die elende Art, wie er die Sache danach behandelt hat. Ich kann meine Zeit besser verwenden, als mich von Post und Polizei brutalisieren zu lassen. Daß ich die Sache nun so durchsetzen muß, ist eine Folge von Rochussens Wort: „es wundert mich, daß dieser Brief nicht angekommen ist!“

Nundenn, endlich traf ich den Direktor. „Ich glaube, daß ich auf der Spur bin, rief ich, das ist ein dummer Dieb, der sich so schnell fangen läßt!“ (Er wußte von meiner Maßregel.)

Auch er wunderte sich und sagte, daß sie wohl schon gleiche Maßregeln angewendet hätten, doch immer ohne Erfolg . . . und nun dies sogleich!

Ich fühlte, daß seine Verwunderung begründet und . . . beleidigend war. Es lag Zweifel darin.

„Ich habe bereits an meinen Korrespondenten im Haag geschrieben, daß sein Lockbrief nicht angekommen ist. Sehen Sie hier den gekennzeichneten Meldungsbrief. Nahuys im Haag muß bezeugen, daß er den Lockbrief gleichzeitig mit diesem versandt hat; Frau Bergrath, daß dieser allein angekommen ist.“ Ich sagte dies etwas provokant, weil sein Befremden mir nicht gefiel.

Unter dem Reden kam es dazu, daß ein Besteller gerufen wurde. Dieser sagte beiläufig: „aber . . . jetzt ist da ein Brief für den Herrn, ein rekommandierter“.

Ich dachte: von Rochussen, und bat, den Brief da empfangen zu dürfen.

Der Besteller holte ihn und gab mir: den Lockbrief von Nahuys, rekommandiert!

Ich wollte in den Boden sinken. Denn bei meinem Verhältnis zu dem Direktor wollte ich nicht sagen, wie dumm doch mein Korrespondent wäre. Nach der Eröffnung sehend, was es war, steckte ich ihn stillschweigend in die Tasche, trottete verlegen ab und war wütend auf Nahuys.

Natürlich schrieb ich ihm erregt, aber . . .

Nahuys hat den Brief nicht rekommandieren lassen. Das

ist auf der Post getan! Es steht unter dem Stempel „Eingeschrieben“ in groben Buchstaben: aus Vorsorge. Der Meldungsbrief war gestempelt: 7. Jan. 12. 4, der rekommandierte vier Stunden später (von Nahuys gleichzeitig auf die Post gegeben).

Beide Couverts sind jetzt bei Rochussen.

Ich bat ihn, einen Diener nach der Post zu schicken mit meiner Karte: „Mein Kompliment, und ich lasse mich bedanken für das Wohlwollen. Anbei die vorgestreckten 10 Cents für das Einschreiben.“

Ich bat Rochussen, mir mitzuteilen, welche Antwort der Diener bringt. Entweder der „Vorsorger“ nimmt den Dank und 10 Cents an, und dann will ich später nachforschen, warum dieser unbekannte Mann zum Nachteil der postalischen Verantwortlichkeit so unberufen für meine Interessen sorgt; oder ... niemand will es getan haben, und dann ist der Dieb von den 200 Gulden am 7. Januar zu jener Stunde auf dem Amt im Haag tätig gewesen.

Ein Glück, daß dieser Zwischenfall so beweiskräftig ist. Ich habe Nahuys Rochussen gegenüber genannt. Er kann ihn zu sich entbieten und sein Zeugnis mit den beiden Adressen vergleichen.

Was übrigens das Verhältnis zu Rochussen angeht, so tappe ich im Dunkeln. Ich denke, daß er beschämt (und also böse) ist. Ich habe ihn mit Briefen überhäuft wegen dieser Sache. Natürlich! Anstatt zu mir zu sagen: „Nun, das ist schade! Indes, ich will Ihnen gleich helfen. Es giebt etwas anderes zu tun, als diesen elenden 200 Gulden nachzulaufen“, wundert er sich, daß der Brief nicht angekommen ist, und schreibt: „forschen Sie nach und berichten Sie mir!“

Gut! Ich habe nachgeforscht! Ich habe mich beleidigen lassen von Polizei und Postmenschen. Vom Morgen bis zum Abend lief ich mit zerrissenen Schuhen im Schnee umher. Das Geld, wovon ich mein Essen hätte bestreiten müssen, verwandte ich auf Telegramme und Briefporto, und den 8. schrieb

er sehr gleichgültig: „Ich glaube nicht, daß Sie mit Ihren Versuchen Erfolg haben werden.“

Ich antwortete: Nun, vielleicht nicht, weil ich mich nicht gehörig bewegen kann; aber wenn ich Minister wäre, würde ich nicht mit solchen Schelmereien zufrieden sein. Auch nehme ich an, daß ich, wenn ich carte blanche habe, dem für immer ein Ende mache. Wenn ich jedoch in meinem erschöpften Zustande nichts erreiche, so ist es kein Wunder.

Ich will versuchen, heute Mittag ein paar Zeitungen einzusehen für den „Haarlemmer“.

Sein Sie mit Ihrer Frau freundlich gegrüßt von Ihrem Sie liebenden

Douwes Dekker.

CXXXVII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

16. Januar.

Was ich nach meinem vorigen Brief ausgestanden habe, ist nicht zu beschreiben. Es ist nun Gott sei Dank vorbei, aber dieser halbe Monat wiegt schwer.

Den 31. Dezember wartete ich, wie du ersehen, auf Geld. Es kam nicht . . . . . [Hier folgt Bericht von dem Briefdiebstahl, von dem Nachforschen bei der Post u. s. w.]

Doch diese ganze Zeit saß ich hier, und sitze noch, ohne Geld. Endlich kam Rochussens Brief, daß die Begnadigung unterzeichnet wäre (nun, das ist so, heute bekam ich die offizielle Urkunde), daß er mit den Ministern sprechen würde und mir dann näher berichten würde. Am folgenden Tag: daß er krank wäre!

Inzwischen kein Geld. Wie ich es machte, um am Leben zu bleiben, das war ein wahres Kunststück. Mimi hat viel, viel Plage gehabt, und hatte auch arg unter meiner Stimmung zu

leiden. Ich war wie toll. Es ist denn auch nicht zu beschreiben, wie alles zusammenkam.

Denke dir, durch Hilfe von Nahuys habe ich ein bestimmtes Indiz für den Diebstahl (wenigstens etwas, was die Mühe des Verfolgens wert war), ich sandte die Stücke und Angaben an Rochussen. Es stand etwas darin wie:

„Sie wunderten sich, daß ich den Brief nicht empfangen haben sollte, sehen Sie hier die Untersuchung, und sehen Sie, wie ich untersucht habe!"

Darüber war er wieder böse und antwortete „Tragen Sie das einem andern auf!" Ich führte ihm vor Augen, daß er mich dann nicht durch seinen Ton und durch Unterlassung einer neuen Sendung hätte provocieren müssen. Ich habe ihm geschrieben: „Wenn ich Ihren Ton mir untertänigst hätte gefallen lassen, hätten Euer Excellenz das Recht gehabt, mich für einen Elenden zu halten. Ich habe kein Vergnügen am Herumlaufen wegen 200 Gulden, doch Euer Excellenz baten um Information. Da mußte ich Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Was mich betrifft, ich glaube meine Zeit nützlicher anwenden zu können. Überdies, alle Leute, mit denen ich wegen dieser unglücklichen 200 Gulden in Berührung komme, begreifen nicht, daß es wahr sein kann, weil sie nicht 200 Gulden unrekommandiert auf die Post geben würden. Wer das tut, sagt man, hat es auszubaden."

Inzwischen wußte ich den 2., 3., 4. nicht, wie es nur gehen sollte, und ich mußte Maßregeln bedenken, um mir zu helfen, wenn Rochussen mich auf die Dauer im Stich ließ. (Bedenke, daß ich aus Geldmangel Sendungen aus Edinburg, die nicht hoch genug frankiert schienen, zurückweisen mußte.)

Nun, vor sechs, acht Tagen schrieb ich einen ausführlichen Brief an Fop Smit, den großen Rheder am Kinderdyk. Das ist eine ausgebreitete Familie. Vor einem Jahr war ich von Antwerpen aus mit ihrem Dampfboot bei ihnen gewesen (einen Abend und eine Nacht) und hatte da bei dem ältesten Mitglied der Familie bis 4, 5 Uhr gesessen und Unterhaltung gepflogen.

Die Leute gefielen mir sehr gut. Einfach und tüchtig. Die Frau des ältesten Sohnes schien meine „Ideen“ auswendig zu kennen, und viele dort im Haus. Ich erzählte ihnen meine Geschichte und sagte, daß ich ein paar hundert Gulden nötig hätte.

Gestern Abend ein herzliches Telegramm, und sie werden meine Bitte erfüllen.

Sobald dieses Geld kommt, kann ich also nach dem Haag, aber ich gehe nicht, ehe mich nicht Rochussen ruft. In jedem Brief (auch in den bösen) steht: ich werde mit den Ministern sprechen und Ihnen das Resultat mitteilen. Das muß er mir erst liefern, ehe ich komme.

Wenn ich nun heute oder morgen das Geld empfange, kann ich Regelung schaffen. Ich habe guten Mut.

Rochussen habe ich komische Dinge geschrieben, unter anderm:

„Es ist schon besser, daß Sie mir fortan sogleich glauben, das ist einfacher und bequemer.“

„Schämt der Kriegsminister sich nicht, von einer Verteidigungs-‚Linie‘ zu reden? Das ist leeres Geschwätz. Die Linie, die verteidigt werden muß, ist die Grenze. Bei Krieg mit Preußen will ich mich verbinden (wenigstens wenn man mir nicht das Holländerbleiben vor dieser Zeit unmöglich macht), auf dieser Linie zu sterben.“

(Und das meine ich ernst. Ich will die verfluchten Preußen nicht in unserm Lande sehen!

„Lassen Sie mal einen von Ihren Söhnen, ebenso wie ich es getan habe, die Kriegsgeschichte studieren, dann wird er sehen, daß

„Kriegswissenschaft Feigheit ist mit dem Range der Wissenschaft“,

und daß „eine Schlacht eine Wette ist, wer am längsten seine Feigheit zu verbergen weiß“;

(Bei Lützen [Gustav Adolf] und bei Dresden [Napoleon] waren beide Parteien weggelaufen.)

„ein alter Soldat ist ein altes Weib“,

(Natürlich. Er lernt von Jugend an, auf seinen Neben-, Hinter- oder Vordermann zu rechnen. Niemals als Person auf sich selbst.)

u. s. w. u. s. w.

Ich kann Huet nicht genug rühmen. Er ist so zuverlässig. Sein Wort hat Geltung. Er will nun den Schaden tragen von den verlorenen 25 Gulden, aber das ist unrecht. Ich bat ihn ja, diese zu senden, und hieß also die gewöhnliche Art gut.

Es ist ein Glück, daß ich gleich Geld bekommen soll, denn ich habe buchstäblich nichts mehr. Selbst kein Stückchen Lack zum Siegeln.

Adieu, liebe, beste Tine, halte dich gut. Glaube, daß ich tue, was ich kann. Adieu, bestes Kind, adieu! Ich habe die beste Hoffnung. Vor allem, nun ich mich wieder werde rühren können.

CXXXVIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

[18. Januar 1868.]

Liebes, bestes Tinchen, Gestern sandte ich dir einen rekommandierten Brief, ohne Geld. Nun, hierin sind 10 Taler und (wenn du sie entbehren kannst) für jedes der Kinder einer.

Ich bekam Geld vom Kinderdyk, 300 Gulden, kann dir aber nicht mehr schicken als dieses bißchen, weil ich wirklich viel auszugeben habe, um bereit zu sein, wenn Rochussen mich ruft. Denn sein letztes Wort ist noch immer: „Ich werde mit dem Minister sprechen und Ihnen Bericht geben.“ Darum bekommst du nun so wenig. Ich muß schwarze Kleider bestellen, Sachen auslösen u. s. w. Auch muß ich an Chateleux 100 Francs zurückgeben.

Adieu, liebes, bestes Tinchen. Ich hab's im Augenblick eilig. Adieu, Kinder!

CXXXIX

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Köln, 21. Januar 68.

Bestes Herz. In Eile viel Gutes.

Ich bin in Maastricht gewesen, Chateleux ist allerliebst. Nachhause gekommen, finde ich einen Brief von dem schottischen Verleger mit Geld, einen Wechsel. Heute Mittag sende ich wieder 10 Taler. Ich habe keine Zeit. Viel Gutes. Hoffe, hörst du?

Aus Politik bleibe ich noch einige Tage in Köln. Ich will gerufen werden, das war die Verabredung mit Rochussen. Und ich will nicht Veranlassung geben, daß man sagt: warum kommst du, bevor ich dich rief?

Adieu, beste Tine.

CXL

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Köln, 25. Januar 1868.

Liebes, bestes Tinchen.

Daß ich noch nicht weg bin von hier, ist, um Rochussen keinen Vorwand zu geben, daß er sagt, ich ging gegen die Verabredung. Ich erwarte einen Brief von ihm.

Komisch, daß ich dieser Tage (als Beweis des Auflebens) wieder einmal jemand habe Schutz bieten können. Ein Mädchen stand so gut wie auf der Straße. Ich habe ihr vorläufig ein Zimmer in unserm Haus geben lassen, und sie meldet sich nun auf Annoncen. Sie scheint ein gutes Kind zu sein.

30. Januar.

Von Rochussen ein sehr freundlicher, doch sonderbarer Brief. Er klagt, daß der Kolonialminister so prosaisch ist!

Und rät mir an, mit der Reise nach dem Haag zu warten, bis die Wahlen vorüber sind. Die Wahlen sind vorüber. Er muß also hiermit einzelne Stichwahlen meinen. Doch ich begreife nicht, warum.

Vor ein paar Tagen kam ich in Berührung mit einem Mädchen, das nicht wußte, wo es die Nacht zubringen sollte. Ich brachte sie zu Mimi, und es war in dem Hause, wo wir wohnen, ein kleines Zimmer zu haben. Wir meinten es so, daß sie einen Tag oder höchstens zwei bleiben sollte. Nun, ein komischeres Abenteuer ist dir noch nicht vorgekommen, sie will nicht weg! Ich hatte seit langem nicht gelacht, aber wegen dieses Kindes muß ich mich ausschütten vor Lachen. Gestern sagten Mimi und ich, daß wir schwere Sorgen hätten —, und daß auch das Zimmer, wo sie schliefe, gegen den 1. vermietet wäre. „Ach, sagte sie, das schadet nichts. Sie (also ich) müssen ja doch nach Holland, gehen Sie doch etwas früher, dann kann ich ja bleiben." Das ist unverschämt, meinst du? Nun, sie ist sanft und gut, kann sich aber nicht vorstellen, daß ich sie auf die Straße setzen würde. Sie ist ein Kind in ihrer Zuversicht. Dabei singt sie (ohne etwas von Musik zu verstehen) sehr schön. Ich sage ihr, daß ich soviel Sorgen hätte und daß sie mir beschwerlich sei. Da lacht sie und sagt, daß alles wohl in Ordnung kommen würde. Nun mußt du wissen, daß die eigentliche Ursache ihrer Lage war, daß ein Herr sie engagiert hatte, damit sie singen lernte (denn ihre Stimme ist herrlich), um dann am Theater debutieren zu können. Nun, nachdem sie dies gutmütig angenommen und ihre Stellung in einem Laden deswegen gekündigt hatte, zeigte es sich, daß man sie für etwas anderes gebrauchen wollte. Da ist sie wütend geworden, und in dieser Stimmung traf ich sie. Augenblicklich ging sie mit mir mit und nahm meinen Trost so buchstäblich auf wie ein Kind! Es ist ein kurioses Studienexemplar.

Der Max Havelaar ist in den schottischen Zeitungen schon angezeigt. Nun bin ich arg in Verlegenheit bezüglich meiner

Korrespondenz mit Rochussen und der Beziehungen zu den schottischen Verlegern. Es ist schwierig, nichts zu verderben an einer der beiden Seiten.

Du begreifst, wie gern ich dir an Stelle all dieses Gequengels etwas von Entscheidung schriebe. Aber, bestes, liebes Tinchen, mach mir keine Vorwürfe deswegen. Ich leide genug darunter.

Durch meine Vermittlung ist Huets Position viel verbessert. Er hat, wie es scheint, eine offizielle Anstellung erhalten (Rochussen schreibt es, und auch der gute Nahuys, der Übersetzer des Max Havelaar). Und . . . Huet selbst hat es mir noch nicht geschrieben! Ich denke mir, aus falscher Scham, weil er Erfolg gehabt hat, durch mich Erfolg, und weil ich mich noch quälen muß. Aber gut und solid ist er. Es wird sich schon lösen. Er erkannte in einem früheren Brief selbst an, daß ich ihm einen großen Dienst geleistet hätte, und nannte mich einen „Zauberer", weil ich hier von Köln aus ihn mit den Ministern in Berührung gebracht hatte.

Adieu, beste Tine, adieu, Kind!

CXLI

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Köln, 12. Februar 1868.

Liebes Tinchen!

Die Sache mit dem Haag läuft bis jetzt elend. Ich gehe fortwährend mit mir zu Rate, ob ich Rochussen nicht bestimmt sagen soll, daß ich von allen ferneren Unterhandlungen absehe, und mein letzter Brief ist denn auch ziemlich kräftig. Um dir einen guten Einblick zu geben, kann ich nichts besseres tun, als seinen letzten Brief für dich abschreiben.

„Haag, 8. Februar. Wohledelgeborener Herr! Es tut mir sehr leid, daß ich Ihnen noch nichts Gutes, nichts Bestimmtes

mitteilen kann. Wie oft ich auch die Minister sprach, immer dasselbe: Schätzung Ihrer Unterstützung, aber niemals etwas Positives. Vielleicht sind sie sich nicht ganz einig, auch ist vielleicht der Grund, daß Sie keine bestimmten Bedingungen gestellt haben, und daß sie Furcht haben entweder vor der öffentlichen Meinung, oder vor übertriebenen Forderungen Ihrerseits! Vielleicht, und das ist das Wahrscheinlichste, sind sie absorbiert von dem Wahlkampf. Nun der so ein wenig günstiges Resultat geliefert hat, sehen sie vielleicht kein langes Leben mehr voraus und wagen darum keine durchgreifenden Maßregeln zu treffen. Vielleicht, daß die Übersetzung des Max Havelaar ins Englische, und zwar durch Ihren Freund Nahuys, Besorgnis erweckt hat. Ich habe nur Vermutungen, doch weiß ich nichts.

Würde es nicht gut sein, wenn Euer Edeln mal eine nicht übertriebene Broschüre schrieben, um die Autorität zu stützen?

Der Herr Busken Huet hat sich entschlossen, nach Indien zu gehen. Ich habe ihm dringend geschrieben, er möchte Sie als seinen Nachfolger in Haarlem empfehlen; es scheint aber wenig Aussicht dafür. Ich würde Ihnen so gern aus Ihrem elenden Zustande heraushelfen, um Sie mit Frau und Kindern wieder zu vereinigen und Ihnen ein ruhiges Leben zu verschaffen. Ich tue, was ich kann, doch ich habe keine Macht und nur einen beschränkten Einfluß.

Möchten Euer Edeln Köln verlassen wollen, um welche Gründe denn auch, und dazu noch einigen Geldes bedürfen, so bin ich noch bereit dazu, es Ihnen zu verschaffen. Wenn es dazu kommen möchte, so schreiben Sie mir, und ich werde casu quo einen Wechsel aus Amsterdam kommen lassen. Empfangen Sie meine guten Wünsche für Ihre Zukunft.

Rochussen."

Und die Antwort:

Köln, 10. Febr. 1868.

Excellenz! Ich bin im Besitz von Euer Excellenz geehrtem Schreiben von vorgestern, und wie erkenntlich auch für die

Mühe, die Euer Excellenz sich zu geben belieben, so muß ich doch, um aufrichtig zu sein, geradeaus erklären, daß der Inhalt mich ebensosehr erstaunt als verdrießlich macht. Euer Excellenz fragen mich, ob ich einiges Geld nötig habe, um nach dem Haag zu kommen. Bereits seit Dezember warte ich — vertrauend auf die zugesagte Hilfe — darauf vergebens, und um jetzt keines Geldes bedürftig zu sein, hätte ich Maßregeln treffen müssen, die ich unterließ im Hinblick auf die angeknüpften Unterhandlungen. Seit langen Jahren schon würde ich keine Hilfe nötig haben, wenn ich mich hätte entschließen können, Gebrauch zu machen von dem Einfluß, den ich ausüben kann, sobald ich übergehe zum Aufgeben meines Verhältnisses zu meinem Vaterlande.

Meinen die Minister fortdauernd mich zur Seite schieben zu müssen — etwas, was unmöglich ist, sobald ich auftreten will — die Folgen kommen über ihr Haupt.

Wenn ich mit der Regierung selbst, will heißen mit dem Kolonialdepartement, in Berührung gewesen wäre, wahrlich, ich würde keine $2^1/_2$ Monate gezögert haben mit einer Entscheidung! Nun jedoch war es schwierig für mich, etwas zu tun, wodurch ich den Schein auf mich lud, als wüßte ich die freundliche Vermittlung von Euer Excellenz nicht zu schätzen.

Was das Schreiben einer Broschüre angeht, um die gegenwärtige Regierung zu stützen, da muß ich denn doch vorab einen Beweis haben, daß diese Regierung das Gute will, und solange man Havelaar nicht rehabilitiert hat, ist dies der Fall nicht.

Ich kann keine Regierung stützen, die Erpressung und Mord in Schutz nimmt, und dies tut man, solange man den, der gegen Erpressung und Mord auftrat, mißhandelt. Der Beweis, daß man sich gebessert hat, wäre leicht zu geben. Meine vollständige Rehabilitierung bedeutet für Indien: Recht und Menschlichkeit. Das Gegenteil bedeutet: Fortsetzung der alten Verbrechen, und ich, Havelaar, mag zu keinem Verbrechen ermutigen. Dann wäre es mir doch leichter

gewesen, in Indien mitzutun, mich zum Residenten machen zu lassen und nachmals in Niederland zum Minister.

Aber auch über die Europäischen Angelegenheiten erwartete ich Euer Excellenz und den Grafen van Zuylen zu sprechen. Was die Kammer angeht . . . sie ist ebenso unbrauchbar wie die vorige. Mit dem gegenwärtigen Wahlverfahren ist nichts anzufangen. Wäre ich zeitig in Niederland gewesen und hätte man mir Ursache gegeben, dieses Kabinett zu stützen, dann hätte ich für einen andern Ausfall gesorgt.

Und noch kann ich dies tun für eine folgende Auflösung. Aber ich glaube dann auch ein Recht zu haben, mich nicht als ein unbedeutendes Nebensächelchen betrachten zu lassen. Glaubt man mir nicht, dann wird die Zukunft ausweisen, ob ich die Wahrheit sprach.

Niemals hat man mich anzutasten gewagt — ja, unlängst ein gewisser Duymaer van Twist. Nun, der Mann ist an seinen Platz gesetzt. Ich selbst habe sein Geschreib nicht gelesen.

Legen Euer Excellenz in Übereinstimmung mit Ihren Zusagen Wert darauf, mich herüber kommen zu lassen, dann bin ich so frei, Ihnen zu wiederholen, was ich im Dezember sagte: daß ich dazu 200 Gulden nötig habe. Möchte einmal die Rede sein — was niemals der Fall sein kann — von Vergütung für die moralischen und finantiellen Nachteile, die mich der Lauf der Sache kostete, dann würden Tausende nicht genug sein! Es ist nicht viel besser als ein Mord an ihr, was meiner armen Frau geschah. Seit Wochen erwartet sie von Stunde zu Stunde ein Telegramm, daß ich im Haag bin. In Gottes Namen, ich habe mehr als das in Rechnung zu bringen!

Ich bitte Euer Excellenz, wohl zu unterscheiden, was ich über Niederland, seine Regierung, und über Euer Excellenz denke, und verbleibe mit der größten Hochachtung und Dankbarkeit

Euer Excellenz ergebenster und dankbarer Diener
Douwes Dekker.

Wie konnten Euer Excellenz auf den Gedanken kommen, daß ich Schreiber werden könnte von den Herren Enschedé! Wahrlich, wenn man auf die Dauer im Haag taub und blind bleibt, habe ich andere Dinge zu tun, als die „Haarlemmer Courant“ zu schreiben. Überdies kann ich Huets Schützling nicht sein. Er ist oder war der meine.

CXLII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Köln, 3. März 1868.

Liebe, beste Tine. Nach allerlei Angst und Plage bin ich nun endlich so weit, daß ich nach dem Haag gehe. Daß ich dir nicht telegraphiere und nur schreibe, geschieht, weil ein Telegramm dich denken lassen würde, daß diese Abreise nach dem Haag soviel bedeutet. Ich selbst dachte dies vor zwei Monaten auch, muß nun aber bekennen, daß ich wenig Hoffnung habe. Rochussen scheint wohlwollend, aber er klagt über Antagonismus, und direkt kann er nichts tun, da er selbst kein Minister ist. Meine Sachen sind gepackt und ich gehe gleich um halb Zwei. Also heute Abend spät bin ich da.

Adieu, bestes Tinchen, adieu Edu, adieu Non.

Ich gehe mißmutig auf die Reise. Vielleicht werden meine Erwartungen übertroffen.

CXLIII

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Haag, 6. März 1868.

Liebes, bestes Tinchen!

Ich bin hier jetzt zwei Tage und habe Rochussen schon zweimal besucht. Er ist äußerst gütig und freundlich, aber du begreifst, daß ich etwas Zeit haben muß. Könnte er selbst zeichnen, dann wären wir schon im reinen . . .

Dir nun genau den Zustand zu erklären, ist eine Arbeit. Die Minister stehen dem Sturze wieder sehr nahe, ja, ihr Sturz ist sogar unvermeidlich. Nun sagt Rochussen (und ich auch), daß sie vielleicht mit meiner Unterstützung sich halten würden und die zweite Kammer zum dritten Male würden auflösen können. Nach Verabredung mit Rochussen schrieb ich ihm das heute früh. Er giebt in der Sitzung von heute den Brief van Zuylen. Dann wird er mich van Zuylen vorstellen, und ich bin sehr gespannt, ob sie der liberalen Partei zu trotzen wagen werden. Jeder meint (und sie selbst auch), daß sie abtreten müssen.

Meine Bedingungen für die Stützung sind, daß meine Verabschiedung eingezogen wird, rückwirkende Zuerkennung von Wartegeld, Wiederherstellung des Dienstverhältnisses, und daß ich dem Departement der innern Angelegenheiten für die Verfassungsänderung zur Verfügung gestellt werde, und dem Departement für äußere Angelegenheiten, um gegen den Grafen Bismarck zu kämpfen. Das alles steht auch in meinem Brief von heute. Ich bin neugierig, wie Graf van Zuylen dies aufnimmt.

Kurzum, ich bin in einer schwierigen Schachpartie begriffen.

Mimi hat mir deinen Brief vom 29. Februar geschickt, ich kann jetzt auf nichts antworten.

Das Schlimmste ist, ich fürchte so, daß es mir an Geld mangeln wird, um langsam zu agieren.

Fragst du nun bestimmt, wie die Sachen stehen — ich weiß es nicht! Einmal denke ich: ja, ein anderes Mal wieder: nein!

Du begreifst, daß die Minister viel Eigenliebe und falsche Scham zu überwinden haben, um mir zu helfen und dadurch anzuerkennen, daß sie mich nötig haben.

Adieu, bestes Tinchen. Nimm mein eiliges, nachlässiges Schreiben gut auf. Ich bin in solchem Zustande der Spannung. Überdies bin ich stark erkältet und erwarte dabei jede Stunde einen Brief, daß ich zu van Zuylen kommen soll. Ich muß mir noch einen Hut kaufen. Adieu, beste Tine!

CXLIV

An J. J. Rochussen, Exc., Staatsminister.

[Abschrift von Baron Alfonse Nahuys, korrigiert von Dekker.]

Haag, 9. März 1868.

Euer Excellenz hatten die Güte, mir zu gestatten, daß ich näher zurückkomme auf das, was ich gestern auf den wohlwollenden Vorschlag Se. Exc. van Zuylen vorläufig zu antworten die Ehre hatte.

Mir sind — und werden noch täglich — Anerbietungen gemacht, sowohl aus dem Ausland als aus Indien. Teilweise habe ich sie abgewiesen, teilweise habe ich die Antwort aufgeschoben, bis ich den überzeugenden Beweis hätte, daß man dauernd mir und der Sache, die ich vertrete, die Anerkennung versagt.

Diese Sache ist in der Tat (ich spreche jetzt allein von der kolonialen Frage) das einzige frische Thema, mit dem ein Ministerium dem Volke gegenüber wird auftreten können; die einzige Flagge, unter der eine neue tüchtige Partei wird gesammelt werden können.

Das Geltendmachen dieser Sache bedeutet:

„Wir wollen, daß Recht geschehe. Wir verlangen (in Befolgung des Artikels 55 des Regierungsreglements und in vollkommenem Gegensatz also zu dem Willen der Liberalen, in dieser Sache repräsentiert von dem gewesenen Generalgouverneur van Twist), daß der Javane geschützt werde vor Willkür. Hierin liegt unser Regierungssystem, das wohl zu unterscheiden ist von der Meinung, entweder: daß das Kultursystem weiter bestehen bleiben müsse auf dem Papier allein, täglich vergewaltigt von trägen und feigherzigen Dienern; oder: daß Java privaten Aussaugern überliefert werden müsse.

„Unsere Politik sagt uns, daß keine Darlegungen oder oratorischen Finessen etwas ausrichten werden, sobald der Javane — allzu lange mißhandelt! — in wüstem Amok [indisch = Raserei] zu den Waffen greifen wird. Zugleich ist diese

unsere Politik die einzige, die übereinstimmt mit Menschenliebe und Gerechtigkeit."

Die Annahme dieses Programms, Excellenz, ist die einzige Bedingung:

1. unter der Niederland sich wird reinigen können von der Schmach, womit unser armes Land von Menschen von der Art des Herrn van Twist beladen worden ist;

2. unter der dieses Ministerium sich wird aufrecht erhalten können;

3. unter der ich dieses Ministerium stützen kann.

Es ist doch nicht zu erwarten, daß ich mir selbst einen Schlag ins Gesicht geben werde, indem ich Partei ergreife für eine Regierung, die die Havelaarssache (die Schützung des Javanen) stillschweigend ruhen läßt und dadurch die unpolitische Ungerechtigkeit der Herren van Twist und Konsorten sanktioniert.

Nach der Behandlung, die mir zuteil wurde, wagt niemand in Indien seine Pflicht zu tun, und Artikel 55 (der allerwichtigste unseres Regierungsreglements!) wird mehr denn je ein toter Buchstabe bleiben, so lange ich, der auf Befolgung desselben drang, umherirre wie ein Verbrecher; so lange man allein die ehrt, lobt und . . . bezahlt, die an der Verletzung dieses Artikels mitgewirkt haben.

Das Interesse Niederlands, der gegenwärtigen Regierung und der öffentlichen Sittlichkeit verlangt meine Rehabilitierung.

Doch, wäre dies auch anders — Talent im gewöhnlichen Sinne habe ich nicht. Solange mein Herz nicht mitwirkt, bin ich ohnmächtig. Es steht bei der Regierung, in mein Herz ein Saatkorn von Beredtheit zu werfen, für dessen Fruchtbarkeit ich einstehe. Tut sie dies nicht, dann würde ich nicht helfen können, selbst wenn ich wollte.

Wenn man, indem man mich anerkennt, den Beweis giebt, daß man fortan den Javanen in der Tat beschützen will, werde ich dankbar und herzlich der Regierung anhängen, die endlich die Greuel abschafft, welche — nach meinem mißglückten Versuch vor allem — unserem Namen Schande bereitet.

Will man dies jedoch andauernd nicht, dann muß ich einen andern Weg einschlagen; nicht gerade den liberalen, o nein! — aber ich habe versprochen, daß Recht geschehen wird, und ich werde mein Wort zu halten wissen. Warum macht die Regierung nicht freudig Gebrauch von der so günstigen Gelegenheit, ehrenvoll teilzunehmen an diesem Versuch?

In Indien wartet man auf einen Wink von mir. Viele mißbilligen mein Zögern, das doch allein seinen Grund hat in dem Wunsch: de laver le linge sale en famille.

Nun, Niederland hat mir meine Geduld schwierig genug gemacht.

Und, wie Euer Excellenz bekannt ist, auch auf andern Gebieten als dem kolonialen hätte ich gern meine Kräfte angewendet zum Nutzen meines Vaterlandes. Bereits mehrere Male nahm ich mir die Freiheit, Euer Excellenz hierüber zu schreiben, und Sie hatten die Güte, mir zu versichern, daß Se. Exc. der Minister des Äußern und Se. Exc. der Minister des Innern wohlwollend gegen mich gesinnt wären. Ich schließe daraus, daß meine Anspielungen auf gewisse innere und äußere Verwickelungen einigermaßen wohlgefällig aufgenommen worden sind. Ich bin darum so frei, Euer Excellenz zu ersuchen, diese Zeilen den Herren van Zuylen und Heemskerk anzubieten, und appelliere mit Ernst an das Wohlwollen, über das Sie sprachen, daß man meine Worte nicht allzu gering schätzen möge.

Daß ich noch immer arm bin und ohnmächtig scheine, ist in gewissem Sinne eine Folge meines Willens. Dies würde sich sofort ändern, sobald durch andauernde Mißachtung meine Gewissensbedenken gegen starke Mittel aufgehoben würden. Die Nachwelt wird billig sein und anerkennen, daß ich lange gewartet habe. Und wenn man dann dabei wissen wird, in welchem Zustand ich wartete, daß ich kämpfte mit Kummer, daß ich mitansah oder wußte, daß auch die lieben Meinen Mangel litten, dann wird man nicht mich verantwort-

lich machen für die Art, wie ich mein Ziel erreicht haben werde. Dieser Brief wird unter anderm zu meiner Verantwortung dienen. Gegen meine Gewohnheit behalte ich hiervon Abschrift.

Den Zustand, in dem Niederland sich jetzt befindet, habe ich vorausgesagt. (Man sehe, was ich in den Jahren 1861 und 1862 publizierte.) Es konnte nicht anders kommen. Ich habe gewarnt vor dürrer, leerer, thorbeckianischer Weisheit, gleichwie ich nun warne vor Trägheit und Mangel an rechter Initiative.

Ich wartete, bis meine Prophetie zur Wirklichkeit geworden sein würde, um meine Hilfe anzubieten, wie ich es mit diesem nochmals tue. Doch dieser Versuch wird der letzte sein. Ich bin achtundvierzig Jahre alt, und ich muß sparsam sein mit der geringen Lebenszeit, die mir noch übrig bleibt.

Noch einmal, Excellenz, ich behalte Abschrift von diesem Brief. Das ist nötig für meine Verantwortung, wenn der gute Wille und die Intelligenz der Herren van Zuylen und Heemskerk Schiffbruch erleiden möchten an einer gewissen ... Engherzigkeit von andern.

Sollte darüber meine Meinung eingeholt werden, dann würde ich antworten mit einer Zeile aus meiner letzten Arbeit (die unvollendet liegen blieb, seit ich die Ehre hatte, Euer Excellenz im November über die res publica meine Ansicht zu unterbreiten):

„Er (eine gewisser Staatsdiener) ist gewöhnlich,
Und in der heiklen Zeit, die wir erleben,
Ist, wo er steht, Gewöhnlich-sein: Verbrechen!"

[Vorstehendes aus „Fürstenschule".]

Wahrlich, es ist Nachdruck, Elasticität, Unabhängigkeit der Formen, es ist Genie nötig! Wer jetzt diese Eigenschaften nicht besitzt, trete ab. Mit dem Gewöhnlichen kommt man nicht aus in diesen Tagen der Krisis.

Euer Excellenz beliebten zu sagen: „daß Mangel bestände an Menschen; daß man aufgebraucht wäre?" Ich bin nicht aufgebraucht, und zum Glück wahrlich, denn ich habe noch viel zu tun, so man mir erlaubt, die Kraft, die in mir ist, zu gebrauchen für mein Vaterland.

Wie nun die Entscheidung ausfalle, ich fühle Bedürfnis, Euer Excellenz wiederholt meinen innigen Dank zu bezeugen für das freundliche Wohlwollen, mit dem Sie mich zu beehren belieben. Bei der vielen Mißkennung hat Ihre liebenswürdige Handlungsweise mich milder gestimmt, als es seit langer Zeit der Fall war. Darum auch wartete ich so lange, ehe ich mich entmutigt abwendete. Und ich bringe der politischen Einsicht von Euer Excellenz meine Anerkennung dar, die Acht zu geben wußte auf die Zeichen der Zeit und die Notwendigkeit von andern Mitteln erkannte, als die sind, welche nun seit Jahren sich als nicht probat erwiesen.

Ich habe die Ehre u. s. w.

CXLV

An Mevr. Douwes Dekker-van Wynbergen.

Haag, 19. März.

Liebe, beste Tine! Verstehe doch bitte gut, daß ich dich seit meinem Hiersein nicht besser auf der Höhe halten konnte, da ich dann wohl jeden halben Tag hätte schreiben müssen. Die reine Schachpartie. Natürlich willst du wissen, wie die Partie jetzt steht. Ich habe Augenblicke gehabt, wo ich sie für verloren hielt, aber . . . aus ist es noch nicht.

Rochussen ist wirklich treuherzig und lieb. Er unterhält sich stundenlang mit mir, und ich kann merken, daß er mich gern hat. An seinem Wohlwollen ist kein Zweifel. Aber er steht sich im Augenblick nicht gut mit dem König, dies hat er mir bekannt, und darum kann er nicht so in den Vordergrund treten.

Dennoch hat er mir einen großen Dienst geleistet, indem er mich dem Grafen van Zuylen vorstellte, bei dem ich freien Zugang habe. „Das ist was!" möchtest du wohl sagen! Nun, van Zuylen steht vor seinem Sturze, und in den Gesprächen, die wir führten, lief es eher hinaus auf Hilfe für ihn, als für mich. Auch kann van Zuylen selbst natürlich nur durch Hasselman (Kolonien) wirken. Und bis jetzt hatte ich absichtlich noch nicht mit Hasselman gesprochen, denn ich fürchtete in ihm als gewesenem Residenten einen Gegner zu finden.

Gestern schrieb mir Rochussen einen Brief, ich sollte mich durch van Zuylen Hasselman vorstellen lassen. Ich antwortete: „Gut! weil Sie es sagen und weil ich leider fürchte, daß nichts mehr an der Sache zu verderben ist. Ich ertrinke in einem Morast von Gewöhnlichkeit." (Dies deutete auf einige Zeilen aus meinem Drama, die Rochussen kennt und worin über Gewöhnlichkeit von Ministern gesprochen wird.) Ich kann ihm alles sagen. Wir haben zusammen Schach gespielt, und er gab mir sein Bild. Ich fühle, daß er etwas von mir hält und es bedauert, daß er mir nicht eher geholfen hat, als er direkte Macht hatte. Nun muß er durch den Grafen van Zuylen wirken, der ein Vetter seines Schwiegersohnes ist, des Barons van Zuylen.

Gut also, ich ging zu van Zuylen, der auch sagte: „Gehen Sie doch zu Hasselman, er ist Ihnen geneigt und giebt zu, daß van Twist Sie ungerecht behandelte."

„Das ist ganz gegen meine Erwartung, sagte ich. Ich hatte gefürchtet, daß der gewesene Resident gegen mich sein würde."

„Nein, nein . . . das ist nicht so!"

Wir unterhielten uns noch sehr angenehm, und ich ging zu Hasselman.

Die Aufnahme war mehr als gut, denn anstatt daß ich meine Sache vertreten und rechtfertigen mußte, begann er damit, zu erzählen, daß er persönlich als Assistent-Resident von Pandeglang (du weißt wohl, die Erdbeeren-Abteilung) alles von

Lebak wüßte und selbst eine Eingabe geschrieben hätte, worin die Erpressungen angedeutet waren. Er wunderte sich, daß ich sie niemals citiert hatte, und sagte: dann haben sie sie sicher beiseite geschafft! Er erzählte mir allerhand unsaubere Geschichten von Lebak, statt daß ich dies zu tun brauchte.

Nun möchte jeder verständige Mensch sagen, daß es also mit meiner Sache zum besten stände! Ja, aber . . .

Zunächst, das Ministerium steht vor seinem Sturze. Gerade heute ist arger Kampf in der Kammer, und sie sind im Voraus verurteilt. Die neue Kammer (nach der Auflösung) hat ungefähr ein gleiches Resultat geliefert, d. h. eine sogenannte liberale Mehrheit, die ans Ruder will. Zu einer abermaligen Auflösung haben die Minister den Mut nicht, vor allem, da der König, der der Mittelpunkt sein müßte, weniger als Null ist; er läßt seine eigenen Freunde im Stich. Der Mann muß nichts, nichts wert sein. Er steht unter dem Pantoffel einer französischen Maitresse, die ihm sein ganzes Geld abnimmt (man sagt, 100000 Francs monatlich), und das muß er hergeben, nicht aus Liebe, sondern weil sie Briefe von ihm hat, die ihn sehr kompromittieren würden. Dadurch ist er knapp an Geld, und stumpfsinnig, gleichgültig. Das ist auch der Grund, weshalb ich nicht zu ihm gehe. Es ist nichts mit ihm zu erreichen, denn würde man ihm auch etwas an den Verstand bringen, den folgenden Tag ist nicht darauf zu rechnen. Dies hindert nun die Minister, durchzugreifen. Er selbst würde sie im Stich lassen.

Gut, sagst du, aber warum können sie dich dann nicht vor ihrem Abtreten rehabilitieren? Dies sagt Rochussen auch. Aber ach, fügt er hinzu, „ein Minister, der vor dem Sturze steht, hat keine Energie, keine Lust . . .“

Recht vergnüglich für jemanden, der darunter leidet.

[Im April kehrte Multatuli nach Köln zurück, ohne etwas erreicht zu haben. Das Ministerium Heemskerk-Van Zuylen trat kurz darauf, am 4. Juni, ab, um einem liberalen Kabinett Platz zu machen.]



Wiesbadener Jahre

1870—1880



Vorbericht des Herausgebers.

Schon während des Jahres 1868 strebte Multatuli Mittel für die Rückkehr Tines mit den Kindern aus Italien zu gewinnen. Er hielt in Holland Vorträge und Vorlesungen aus seinem Drama „Fürstenschule“ zu diesem Zweck, und dies brachte auch einiges ein, indes es war auch viel Geld für ihn nötig. 800 Gulden hatte er allein schon an Rückstand in dem Hotel „De Toelast“ im Haag zu bezahlen, wo er während seiner schließlich fehlgeschlagenen Unterhandlungen mit dem Ministerium und auch später gewohnt hatte. Zum Glück machte Mimi eine Erbschaft von 5000 Gulden, damit wurden Schulden links und rechts bezahlt, um „rein Schiff“ zu machen, wie er sagte, und um später frei zu sein in seinen Bewegungen. Auch seine „Ideen“ wollte er jetzt auf eigne Rechnung herausgeben. Mit rührender Liebe richtete er eine Wohnung für Frau und Kinder im Haag ein, die endlich, im Februar des Jahres 1869 aus Italien nach Holland kamen. Um diese Zeit entstand auch der Bruch mit der „Haarlemmer Courant“ wegen seines „Mainzer Beobachters“. Auch von Huet hörte Multatuli später nichts mehr. Später wurde ihm klar, daß Huets Schweigen von Scham diktiert war: der, von Multatuli mit der Regierung in Berührung gebracht, hatte für das Trinkgeld der Bestreitung seiner Überfahrt nach Indien der Regierung auf ihr Verlangen nach offiziellen Schriftstücken folgenden Dienst geleistet: er hatte Anweisungen zu Maßregeln gegeben, „um die Ausschreitungen der Presse zu zügeln, ohne die Freiheit der Gedankenäußerung mehr zu beschränken, als zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nötig ist“.

Dekker holte Frau und Kinder in Paris ein, und am 22. Februar 1869 war man im Haag. Tine schreibt an dem Tage jubelnd an ihre Freundin Stephanie: „je crois, que le bonheur s'ouvre pour nous tous; je pense, que le moment de compensation est venu“. Die drei Beteiligten vertrauten auf ihre menschliche Würde, ihren Takt und ihre Opfer-

freudigkeit. Ihre Rollen waren nicht leicht, doch selbst Tine ging freudig auf die Reise. Sie entsagte endgültig allen Ansprüchen auf Dekker und wollte mit ihm und Mimi den Haushalt teilen. Welche Erwägungen bei diesem Entschlusse auch mitgespielt haben mögen, immer gehörte eine heroische Selbstüberwindung dazu, ihn auszuführen. Sie hoffte, „par sa présence rehabiliter Dekker et sa compagne, faire taire les mauvaises langues et les ennemis de son mari, qui érigeaient la femme en victime pour mieux accabler le mari“.

Aber das Ungemach wich ihnen nicht von den Fersen. Der Ertrag von der Mitarbeit an der „Haarlemmer Courant“, die ihm zwar nicht viel, aber doch eine bestimmte sichere Summe eingebracht hatte, fiel fort, und er sah sich wieder genötigt, Vorträge zu halten, und reiste im Lande umher. Die Not war all die Zeit über groß, und das erschwerte allen die Aufgabe. Tine muß damals schwer gekämpft haben; sie war schädlichen Einflüsterungen von „Freunden“ ausgesetzt, die sich taktlos einmischten. Diese „Freunde“ redeten ihr vor, sie falle Dekker zur Last. O, sie hatte wohl ohnedies genug mit ihrem Herzen zu kämpfen, und das Schüren von außen brachte es endlich so weit, daß sie ein zweites Mal — heimlich, während Dekkers Abwesenheit — nach Italien zu gehen beschloß. Ende Mai 1870 verließ sie Holland wieder. Und Dekker hatte noch dafür gesorgt, daß unter anderm ihr von dem Blatte „Noorden“, für dessen Feuilleton er seine „Millionen-Studien“ schrieb, jede Woche zwanzig Gulden ausgehändigt werden sollten. Zudem hatte er Abmachungen mit dem Tageblatt „Locomotief“ zu Samarang in Indien getroffen, nach denen er für Mitarbeit 1000 Gulden jährlich bei vierteljährlicher Vorausbezahlung zu erhalten hatte. Man hatte zu neuem Hoffen Recht; und nun reiste seine Frau flüchtig davon, in Mainz übernachtend, wo er selbst in dieser Zeit anwesend war, und ohne daß sie sich sprachen. Erst durch einen Brief von ihr aus Innsbruck erhielt er Nachricht von der Abreise. Er hat diesen Schlag nie ganz verwinden können. Tine

selbst hatte noch, während er auf Reisen und seinem Hause im Haag fern war, an Stephanie geschrieben: „Dekker est au désespoir, la séparation de nous tous lui coûte trop", und „Dekker souffre trop; pauvre homme, il nous aime tant". Und damals war er nur auf kurze Zeit von Hause entfernt. Über Tines Abreise schrieb er noch Jahre später an Vosmaer: „Als Mimi ins soeben verlassene Haus kam, fand sie meinen Brief an Tine und die Kinder auf dem Tische liegen, in dem ich so erfreut schrieb, daß sie jede Woche 20 Gulden vom Blatte „Noorden" empfangen würden. Noch fühle ich physisch den Schlag, als ich vernahm, daß sie abgereist seien. Tine — betrogen! — glaubte wohl daran zu tun, mich zu entlasten!... Dieser Schlag knickte mich." Freilich, was auch Tine gelitten hatte, bis sie zu ihrem Entschluß kam, und ebenso auch Mimi, das mag man sich leicht selbst vor Augen führen, wenn man die Besonderheit der Verhältnisse und die Feinheit der Naturen in Betracht zieht.

Der Haushalt im Haag war zusammengebrochen, Dekker vereinigte sich nun in Mainz mit Mimi, und sie ist dann bis an sein Lebensende bei ihm geblieben. Es drohte der Krieg mit Frankreich. Wer in Mainz bleiben wollte, mußte den Beweis liefern, daß er für drei Monate verproviantiert sei. Das konnte Dekker nicht, und so bezogen sie in den letzten Tagen des Juni ein paar Zimmer im „Wirtshaus zur Gustavsburg", das außerhalb, eine kleine Stunde von Mainz entfernt lag. Er arbeitete hier am 3. Bande der „Ideen", der bei van Helden herauskam; allein wieder unter großer Not, da van Helden nicht immer die Honorierungstermine einhalten konnte, und Dekker, mit der Sorge für zwei Haushalte belastet, sehr viel Geld nötig hatte. Aber er hatte wieder einen Strich hinter den Hoffnungen und Plänen der letzten Jahre gezogen, sah mutig in die Zukunft und war aufgeräumt und zuzeiten glücklich.

Die „Gustavsburg" war alltags fast gar nicht, Sonntags nur wenig besucht. Es war ein idyllisches Plätzchen, das

am Darmstädterweg gegenüber der fliegenden Brücke lag, die über den Main nach Kostheim führt, eine Viertelstunde von der Mainzer Rheinbrücke entfernt. Aber nicht lange war Dekker dort Ruhe beschieden. Der Ausbruch des Krieges brachte Verkehr und viel Lärm. Überall waren Soldaten einquartiert, die den lieben, langen Tag nichts anderes zu tun wußten als zu singen: „Lieb Vaterland, magst ruhig sein". Später wurden in der Nähe große Schlächtereien für das in Frankreich eingezogene Heer errichtet. Täglich wurden viele hundert Ochsen geschlachtet, und nun kamen die Juden und trafen ein Abkommen mit dem Wirt der „Gustavsburg", und alsbald lagen auf dem Hofe derselben große Haufen Abfall von den Schlächtereien: Köpfe, Herzen, Darmteile u. s. w. in Unzahl. Die Luft war verpestet und es war ekelerregend, den Blick aus dem Fenster zu werfen. Dekker kam nicht mehr zum Arbeiten, und man zog notgedrungen am 1. November 1870 nach Wiesbaden.

In Wiesbaden hat Multatuli ein ganzes Jahrzehnt gelebt, wohnte zuerst Schillerplatz 4, später in der Schwalbacherstraße gegenüber der Kaserne. Hier kam er zum ersten Male nach Jahrzehnten zu einiger Ruhe. Mit Genugtuung schrieb er am 18. November 1871: „Niemals war ich nach dem Verzug von Lebak so lange auf einem Platz als nun hier. 13 Monate schon!" Hier, wo er es sich endlich einmal wohler sein lassen durfte, wurde alles vollendet, was während seiner Lebzeiten aus seiner Feder noch veröffentlicht wurde: „Millionen-Studien", „Noch einmal: Freie Arbeit", „Tausend und einige Kapitel über Spezialitäten" (diese drei bei J. A. Waltman herausgegeben), sowie die fünf letzten Bände der „Ideen", von denen der erste derselben, also der dritte der ganzen Reihe, bei van Helden, die letzten vier bei G. L. Funke erschienen.

Das Verhältnis zu Funke war das allerangenehmste. Der war eine vornehme Natur, und Multatuli war ihm aufrichtig Freund. Funke bezahlte 40, später 50 Gulden pro Bogen. Von den vier bei ihm herausgegebenen Ideenbänden faßte jeder 26 Bogen.

Für jeden Neudruck wurde ungefähr derselbe Preis bezahlt, und von 1874 ab zahlte Funke jährlich, als Anteil am Gewinn, unverpflichtet 500 Gulden gesondert an seinen Autor. Auch erhielt Dekker für die Sonderausgabe seiner „Fürstenschule" 500 Gulden extra, obwohl diese schon als ein Teil der „Ideen" honoriert waren. Nach den Erfahrungen mit van Lennep, De Ruyter und Meyer (d'Ablaing) berührte ihn das Verhalten Funkes wohltuend; er schreibt denn auch: „Funke ist mir ein wahrer Schatz. Ach, wenn's doch immer so gegangen wäre. Es würde so vieles anders sein." Im Nachfolgenden finden sich ein paar Briefe an ihn.

Soviel zum Verständnis der Situation. Andere Einzelheiten finden sich in meiner Lebenscharakteristik Multatulis.

CXLVI

An Willem III., König der Niederlande.

An den König!

Sire!

Die Eröffnungsrede, die die Minister Euer Majestät dieser Tage in den Mund legten, enthält Unwahrheiten.

Unwahrheit durch Auslassung ist das Verschweigen des elenden Zustandes der sogenannt niederen Volksklassen und selbst des Bürgerstandes. Wissen Euer Majestät nicht, daß weitaus der größte Teil der Niederländischen Staatsbürger hinstirbt in Blutarmut (starvation), weil die Leute — Bewohner eines Weidelandes — niemals tierische Nahrung zu sich nehmen?

Euer Majestät müßten dies wissen, und Euer Majestät würden es wissen, wenn Euer Majestät nicht fortwährend durch eine verfälschte Volksvertretung Minister aufgedrungen würden, die ebensowenig auf der Höhe ihrer Berufung stehen als die Kammern selbst.

Unsere Zeit, Sire, hat Männer anderer Art nötig.

Euer Majestät selbst scheinen dies anzuerkennen durch die Erklärung: „daß der Gehalt des Heeres der Verbesserung bedürftig sei". An der Spitze dieses Heeres stand immer ein Minister. Immer bemühten sich die Kammern um dieses Heer. Von seinem minder guten Gehalt dürfen wir also auf den Gehalt von andern Personen und Einrichtungen schließen.

Diese Beurteilung wurde uns dieser Tage besonders leicht gemacht von Ihrem Minister des Innern, der bei der Schließung der Sitzungen der Generalstaaten die Herren bekomplimentierte mit der Versicherung:

„daß ihre Arbeit während des letzten Sitzungsjahres nicht ganz unfruchtbar gewesen wäre."

Es würde in der Tat schwierig sein, die Bescheidenheit weiter zu treiben. Ich jedoch nehme Notiz von diesen Worten, weil sie die so ausdrückliche Rechtfertigung des Tones enthalten, in dem ich mich häufig über dergleichen Sprecher und Angesprochene ausließ. Euer Majestät werden gewiß mit mir anerkennen, daß das Volk Bedürfnis hat nach etwas anderm — und zugleich Recht darauf — als vollkommene Unfruchtbarkeit der Tätigkeit seiner Vertreter und Staatsmänner.

Was nun in Ihrer Eröffnungsrede, Sire, das Verschweigen des Zustandes des Volkes angeht . . . ich gebe zu, daß diese sehr hartnäckig-periodische Auslassung mit einigem guten Willen Dummheit und Unkenntnis würde zugeschrieben werden können. Die Schmeichelreden, die ich in dem vorletzten Absatz anführte — denn Schmeichelei war es, ungeachtet der Bescheidenheit! — giebt Anspruch auf diesen weniger ehrenvollen mildernden Umstand. Von der intellektuellen Entwicklung der Personen, Sire, welche Ihnen von unserer Staatsinstitution als Ratgeber zur Seite gestellt werden, würde ich dergleichen Proben zu Dutzenden liefern können.

Doch auch auf anderm als intellektuellem Gebiet trägt die sonderbare Verfassung, unter der Niederland gebeugt geht, bittere Früchte. Man wagt Euer Majestät in Ihrer letzten Eröffnungsrede eine bewußte Unwahrheit in den Mund zu legen.

Die Minister haben Ihr Vertrauen mißbraucht, indem sie durch Sie erklären ließen:

„Freundschaftliches Einvernehmen kennzeichnet unsere Beziehungen zu allen Mächten."

Hier haben Ihre Minister gelogen, Sire! Absichtlich, gegen besseres Wissen gelogen!

Wir stehen auf sehr gespanntem Fuß mit der Macht, die während unseres Ringens mit Spanien zuerst uns als unabhängiges Volk anerkannte. Mit der Macht, die Ihren Vorfahren Maurits als Souverain begrüßte, als dieser noch — zu Unrecht gewißlich! — in den Augen von ganz Europa nicht viel anderes war als ein Rebell und Abenteurer.

Ihr Generalgouverneur, Sire, ist im Begriff, unter gesuchten Vorwänden, höchstens auf Grund von künstlich provocierten Umständen, dem Sultan von Atjeh den Krieg zu erklären, mit der Absicht, diesen Souverain seines Erbteils zu berauben.

Sire, dies ist weder dankbar, noch edelmütig, noch ehrlich, noch verständig.

Wahrscheinlich ist die Zeit nicht weit, da ein mächtiger Nachbar Niederland angreift und versuchen wird, auch Ihnen die Krone zu rauben. Ist es nicht gefährlich, Europa einen Vorwand zu liefern — einen Grund, Sire! — zu gleichgültigem Zusehen? Und der wäre doch da, wenn zur Zeit dieses beabsichtigten Anschlages ein so frisches Beispiel von einem gleichartigen durch uns selbst begangenen Raube in aller Gedächtnis läge.

Dem Schwächeren nachzustellen, ist ein Verbrechen bei dem Starken. Bei dem Schwachen selbst ist es überdies eine äußerste Ungeschicklichkeit. Wir sind nicht mächtig genug, Sire, um uns den Luxus der Gewalttätigkeit zu erlauben.

Bereits zu lange haben wir durch unsere Mißwirtschaft in Indien allen Anspruch auf die Sympathie Europas verwirkt. Der Überfall auf Atjeh würde ein von Ihren Feinden erwünschtes Siegel setzen auf die allgemeine Verachtung.

Der Minister, der Ihnen Atjeh zu stehlen vorzuschlagen wagt, läßt sich weder die Gerechtigkeit angelegen sein, noch die Interessen von Niederland, noch die von Euer Majestät. Er läßt sich angelegen sein die Interessen von Preußen, indem er diesem Reich die Gelegenheit verschafft, sich hervorzutun als Rächer der geschundenen Gerechtigkeit. Sollte nicht diese Rolle zu schön sein? Ist es unsere Aufgabe, dem Feinde diese Rolle zuzuteilen?

Sire! mit einem Appell an Ihr Interesse sowohl als an Ihre Ehre nehme ich mir die Freiheit, Ihnen vorzuschlagen, die Männer von sich zu entfernen, die ein so sonderbares Spiel spielen mit der von Ihnen repräsentierten Würde, den von Ihnen repräsentierten Interessen des Niederländischen Volkes.

Da ich weder Minister bin, noch Mitglied einer der Kammern, so würde es mir in der Tat leid tun, die in diesem Brief enthaltene wohlmeinende Warnung verurteilt zu sehen zu mehr oder weniger vollkommener Unfruchtbarkeit.

Ich habe die Ehre, zu sein

Eurer Majestät ergebenster Diener
Douwes Dekker.
(Multatuli.)

Wiesbaden, September 1872.

CXLVII

An Dr. G. Feringa.

Wiesbaden, 4. Juni 1872.

..... Über Duelle denke ich anders als Sie. Ich halte es für einen Fehler, daß sie nicht Sitte sind, und wenn ich Gesetzgeber wäre, würde ich sie gestatten. Verwerfen Sie diese Meinung nicht zu schnell. Es besteht ein Grund, Sie

nicht zu sehr eingenommen sein zu lassen für Ihre Meinung: der Gehalt der vielen, die so denken wie Sie! Dies beweist nichts, veranlaßt jedoch zur Vorsicht. Wenn es erlaubt wäre, eine Meinung an etwas anderm zu prüfen als an den Tatsachen selbst, um die es sich dabei dreht, so würde man ein Verteidiger des Duells werden, wenn man Acht giebt auf unsere sich nicht duellierende Gesellschaft. Aber ich habe andere Gründe. Nach meiner Ansicht verwechselt man die Beurteilung eines Duells — meistens Dummejungenssache! — mit der Beurteilung des Duellprinzips. Die Duelle würden anders sein, wenn das Duell Sitte wäre. Auch legt man zuviel Wert auf ein Menschenleben, eine Nichtigkeit! Und man beachtet nicht all die ungestrafte Erbärmlichkeit, die jetzt die Stelle des Duellsystems einnimmt. Der Firma Schöps gefällt es wohl so! Doch ich sähe es gern anders!

CXLVIII

An G. L. Funke, Herausgeber.

[Aus einem Briefe vom 4. April 1872.]

..... Statt dessen sitze ich nun da und habe meine Müh und Plage mit der Korrektur. Ich meinte, wo ich mir solche Mühe gab, das Manuskript deutlich zu machen, daß die Korrektur nun glatt gehen würde: eben mal hineinschauen und mit wenig Bemerkungen zurück! Jawohl! Ich behaupte, daß es unverschämt ist von so einer Druckerei, ihnen solchen Abzug anzubieten. Irren ist menschlich, niemand weiß dies besser als ich, aber gerade darum wäre es, dünkt mich, nicht zuviel verlangt, wenn der Gehülfe eben mal nachsähe, was er abliefert! Müssen Sie und ich nicht auch liefern, was uns bestellt ist oder was wir auf uns genommen haben?

Gott weiß, daß ich ein Herz habe für den Arbeiter, aber just in der Stimmung, in der ich diesbezüglich bin, nachdenkend

nämlich über die Mittel zur Besserung seines Looses (die Lohnerhöhung bedeutet nichts; das ist einfach: Wertminderung des Geldes!), geht es mir sehr nahe, wenn ich so eine Handlungsweise sehe.

Ich glaube Mittel zu wissen, um die Druckereien im allgemeinen einmal aufmerksam zu machen auf den Tiefstand unserer Typographie. Sie scheinen nicht zu wissen, was Typographie ist. (Ein schönes Handwerk, und beinah eine Kunst!) Was ich von ihnen lernen müßte, muß ich jetzt vorschreiben, und das ist mangelhaft, denn was ich davon weiß — recht wenig — lerne ich erst aus ihren Fehlern. Sie müßten uns den Weg weisen, und nicht wir ihnen.

Da ich mich auf Seite 2, 12 und 13 auf das Manuskript berufe, folgt es hierneben. Ich bin ärgerlich . . . und wenn ich heute Abend ein neues Drama anfangen müßte, würde es voll . . . Puffs! [Puff ist eine Figur aus „Fürstenschule“, wovon Multatuli gerade die Korrektur unter Händen hatte.] Bereits in den Millionenstudien lasse ich Könige u. s. w. einigermaßen rechtfertigen durch den Hinweis auf die vielen, die... nicht König und ebenso erbärmlich sind! Es ärgert mich jetzt schon, daß mancher Arbeiter klatschen wird bei meinem zweiten Akt, der selbst viel was Schlimmeres tut — und nicht tut! — als die waschlappigen Könige.

CXLIX

An G. L. Funke.

Wiesbaden, 10. Aug. 1872.

Lieber Funke!

Dank für Ihren herzlichen Brief von vorgestern, ich habe nichts vernommen, weder von der Multatuli-Commission, noch von A.

Ich bin sehr . . . verdrießlich ist nicht das rechte Wort, aber schlimmer: impotent! Wohl ist Verdruß die Ursache davon, aber in einem andern Sinne, als Sie so wohlwollend annehmen. Sie suchen für den Umstand, daß ich kein Manuskript sende, sozusagen eine Entschuldigung in der letzten Geschichte mit der Multatuli-Commission, und das ist unrichtig. An sich hat mir die Enthüllung von der Sache mehr wohl als übel getan. So bekommt doch der Kram ein Ende. Ich hatte sie schon so lange satt!

Was mich nach meiner Vermutung so leer von Eindrücken macht, ist die ganze Geschichte der letzten Jahre. Ich würde bis auf 62 zurückgehen müssen, um dies zu erklären. Und das würde mich furchtbar ermüden.

Wenn Sie mich ungesehen hätten beobachten können, jetzt z. B. seit Ihrer Abreise, so würden Sie, davon bin ich überzeugt . . . ja, was? Erst wollte ich sagen: Sie würden mich geringschätzen, aber das ist nicht richtig. Ich weiß nicht, welchen Eindruck ich auf Sie machen würde. Geringschätzung, Ärger, Mitleid vielleicht. Sie würden am klügsten tun, alles Urteil aufzuschieben und sich zu beschränken auf ein: „ich begreife nichts davon!“

Auch ich begreife nichts davon. Doch ich kenne diese Stimmungen aus Erfahrung, und weiß, daß sie vorübergehen. Wenn ich dies nicht wüßte, würde ich mutlos sein.

. . . . . Doch noch einmal, diese Sache an sich ist nicht die Ursache meiner Unfähigkeit zu arbeiten. Ich sagte zu Ihnen: „wenn Sie mich beobachten könnten!“ Nun, merken Sie sich zu allererst, daß ich nichts, nichts tue, das den Geist würde verderben können, kein Vergnügen, keine Ablenkung, kein Trinken, nichts! Was dies alles angeht, bin ich gewiß ein Muster. Und dies bin ich schon seit den letzten zwanzig Jahren. Die Leute, die meinen, daß ich ein „liederliches Genie“ bin, würden erstaunt sein über meinen Puritanismus. In ganz bürgerlichem Sinn genommen, meine ich, daß es wenig Philister giebt, die so brav leben wie ich. Nun, Tugend ist dies nicht.

Es ist Geschmack und Notwendigkeit. Ich **muß** wohl haushälterisch umgehen mit meinen Geisteskräften. Doch nimmt mir dies auch jedes Verdienst, es liefert dann doch keinen Grund, mich des Gegenteils zu beschuldigen, wie man es — aus einem armseligen Bedürfnis nach der Antithese — gewohnt ist. Ich verstehe nicht, wie ein liederlicher Mensch etwas produzieren kann. Und selbst die Hingebung an eine kleine erlaubte Zerstreuung ist mir verwehrt. Das geht so weit, daß selbst ein freundschaftliches Gespräch mich versiegen läßt. Nennen Sie dies krankhaft, schwach, hypersensibel, reizbar . . . es ist so!

Nach Edus Abreise sagte ich zu Mimi: „Sorge dafür, daß ich jeden Tag pünktlich nach der Adolphshöhe gehe." Und das ist geschehen.

[„An der Straße von Wiesbaden nach Biebrich, gerade auf halbem Wege, auf dem höchsten Punkt, 20, 30 Minuten von unserer Wohnung, stand ein Haus, wo Dekker ein Zimmer gemietet hatte; es war so gut wie leer, nichts enthaltend als einen Tisch und ein paar Stühle. Da war er nun seit einigen Monaten, zeitweise regelmäßig, hingegangen, um zu arbeiten, „wie ein Beamter nach seinem Bureau geht", sagte er. Auch meinten wir, daß der erzwungene Spaziergang heilsam für ihn sein würde."]

Ich habe auf dem Zimmer, das Sie gesehen haben, von 9 bis 3, 4, ½5 gesessen, ohne etwas tun zu können. Ich bin beschämt deswegen und manchmal wütend darüber. Ich suche nach den Ursachen und finde sie nicht. Ich sitze hier ungestört und kann mir kein besseres Zimmer wünschen. Einmal am Tage nur sehe ich jemanden, das Mädchen, das mir den Kaffee bringt, und sie geht auf den Zehenspitzen . . . nun ja, das ist mir peinlich! Es ist wie ein Sarkasmus auf meine Untätigkeit.

Da sitze ich dann Stunden hintereinander mit dem Kopf in der Hand.

„Wenn ich mal keine Zeitungen läse", dachte ich, und das werde ich denn auch probieren, obschon es andererseits nötig ist, daß man etwas weiß von dem, was passiert. Aber

daß die Zeitungen mich ärgern, ist wahr. Dies ist schwer begreiflich zu machen — nein, doch nicht! „Der Herr Fransen van de Putte ist von seiner Auslandsreise zurückgekehrt ...“ ei sieh doch! Also wird er nun beginnen, zu kolonialministern! „Zu Mitgliedern von ... allerlei Genossenschaften sind ernannt ...“ und dann eine Anzahl von Namen ohne Namen. Der Ruhm scheint wohlfeil zu sein in Holland. „Wir“ finden, daß der Herr Thiers ... recht hatte oder unrecht. Mir recht, was Thiers angeht, aber diese „wir“! „S. M. der König hat ...“ nun ja, der König scheint etwas getan zu haben. Das ist stark für einen König! Dann die demokratischen Vereinigungen! Und der Annoncenhumbug! Und die falschen Gefühle! Ja, die Zeitungen rauben mir die Stimmung. Mehrmals beauftragte ich Mimi, sie für mich zu lesen, aber es geht nicht. Sie kann nicht immer wissen, was mich ärgert. Und wüßte sie es auch, und überschlüge sie es auch ... dann gerade würde ich Leere fühlen, denn der Ärger ist das Interessante! Ich muß doch wissen, wie jetzt z. B. mein früherer Kollege Otto van Rees durch die Nieuwe Rotterdammer Courant und Fransen van de Putte angeworben ist, um das neue „liberale“ Ministerium zu stützen. Van Rees selbst muß erstaunt sein über all die Verdienste, die die Wahlkollegien auf einmal an ihm entdeckt haben! Nun, unfähig ist er nicht, gewiß nicht! Aber ... liberal? Das ist komisch! Und seine Rapporte über die Freie Arbeit sind falsch. Aber darauf kommt es nicht an für die rotterdamer Wähler, für die Zweite Kammer und für Niederland! Es sei so. Solcher Betrug ist stets gewesen und wird immer fortbestehen, und ich klage darüber nur insoweit, als es mich hindert zu arbeiten. Denn Geringschätzung für mein Publikum ist eine der Hauptursachen meiner Lähmung. Ich rede zu einem Tauben!

Und ich selbst beging einen Fehler. Vor einigen Tagen suchte ich etwas und ging ans Kramen und Blättern in dem Koffer. Ich hätte das vermeiden müssen und werde es denn auch nicht wieder tun. Einen Augenblick dachte ich daran,

alles zu verbrennen. Aber das geht auch nicht. Und wenn ich ans Sichten gehe, muß ich lesen . . . das würde mich noch weiter vom Wege bringen.

Eine Sache können Sie vielleicht für mich tun. Ich habe immer Hilfe gefunden im Schachspielen. Können Sie mir eine seriöse Schachpartie besorgen? Aber sagen Sie ausdrücklich, daß ich nicht stark zu sein behaupte, o nein! (Es ist wahr, daß ich es nicht bin.) Mit einem Meister dritten oder vierten Ranges verliere ich. Bereits an drei Mal habe ich Korrespondenzpartie gespielt in der letzten Zeit, aber ich traf es immer, daß man es zu nachlässig nahm, und da finde ich dann nicht genug Reibung. Doch wenn Sie es nun einem guten Schachspieler vorstellen, hat es so einen Schein von Herausforderung. Dies hält mich vom Schreiben an eine Berühmtheit wie z. B. van't Kruis, van der Leli und solche ab. Und mit einem Stümper hilft es mir nichts. Sollten Sie jemanden finden, der geeignet dafür ist, sorgen Sie dann ja dafür, daß keine Prahlerei in meinem Angebot liegt. Dann würde ich zu dumm dabei wegkommen.

Ihre Blumenlesen! Hm, hm! Ach, wenn ich zum Schreiben käme unter dem Lesen darin! Sie haben mir ein gutes Geschenk gemacht! Es ist recht nützlich für mich als Gradmesser von Geschmack und Urteil. Erstaunen ist mein Haupteindruck, aber meine Meinung ist nicht reif genug, um geäußert werden zu können. Ich mißtraue mir selbst in meiner gegenwärtigen Stimmung. Vorgestern Abend las Mimi mir etwas von Shakespeare vor. (Auch das ist Ökonomie. Ich will meine Augen nicht verderben. So peinlich bin ich in allem! Und dann noch nichts produzieren!) Nun, etwas von Shakespeare. Ich fand es einen Schmarren! Muß ich also meinem Urteil nicht mißtrauen? Der ganze Litteraturkram ekelt mich an. Ich sehe überall das Métier durchscheinen. Dies ist nun auch bei meinem Geschreib der Fall, und das macht mir übel.

Und: wozu dient es? fragte ich mich bei jedem Blümchen

aus der „Lese“, und nicht weniger vor allem bei den Versen von Heye. Wozu dient es?

Eine nette Redensart in dem Munde jemandes, der Ihnen Schreiberei schuldig ist!

Dennoch habe ich soeben gelacht, und das ist ein Zeichen von Besserung. Ich stellte mir einen Kaufmann vor, der Geld gegeben hatte für eine Partie Kaffee. Sein Korrespondent schickt ihm statt der schuldigen Waaren eine Abhandlung über die Schädlichkeit des Kaffees, mit dem Vorschlag, dieses Getränk abzuschaffen . . .

Nun, ich werde meine Abhandlung über den Mißbrauch von Feder, Presse, Gedanke, Talent und . . . Reimwörtern nur für die „Ideen“ aufheben! Dann bekommen Sie doch Kaffee! Aber ärgerlich ist es! Für beinah all diese Litteratur habe ich nur eine Benennung. Aber sie ist zu unanständig in einem Brief, den Sie vielleicht Ihrer Frau zu lesen geben, weil Sie selbst keine Zeit haben.

Setzen Sie meine Geringschätzung der Schreiberei nicht auf Rechnung von Brotneid. Ich bin wahrhaftig froh, wenn ich etwas finde, das mir schön erscheint. (Z. B. ein Stückchen von van Beers: „Die beiden Küfer“. Das ist wahre Poesie! Etwas Seltenes!)

Und Ihr „guter“ W. v. Elgg! Dieses Wort „gut“ schmerzt mich nun. Stellen Sie sich vor, daß ich gerade von der Adolphshöhe nachhause gekommen war (etwa 5 Uhr mittags) und wütend war über meine Machtlosigkeit. Ich konnte niemand empfangen. Eigentlich hätte ich sagen müssen: krank! Dies wäre nicht wahr gewesen im gewöhnlichen Sinn, denn ich bin just recht wohl, schändlich wohl. Aber ungenießbar war ich. Und um es zu einem Vergleich zu bringen, ließ ich durch Madame Manceau ersuchen, morgen zu kommen. Auf diese ziemlich unhöflich erscheinende Bestellung bekam ich zur Antwort: Mr. dit que demain il n'y sera peut-être plus, oder so etwas. Allein dennoch hoffte ich, daß er wiederkommen würde. Die Verabredung mit Mimi war, daß sie ihn

dann mit einem Fuhrwerk nach der Adolphshöhe bringen sollte. Doch er ist nicht gekommen, worin er ganz recht hatte. Es tut mir sehr leid. Und nun müssen Sie noch wissen, daß ich ihn so gern nach Familienpapieren gefragt hätte. Sein Name ist älter, als er weiß. Davon bin ich überzeugt. (Elgg ist keltisch, vordeutsch.)

Daß ich Ihnen heute so lang schreibe, ist ein Heilungsmittel. Ich weiß wohl, daß Sie keine Zeit haben. Ich wohl, wenn meine Stimmung nur gut ist. Als Mittel, dazu zu gelangen, nahm ich mir heute vor, einen Alp von mir abzuwälzen, der mir bei jedem Postabgang aufsitzt: „Was muß Funke wohl denken!"

Meinen Sie nicht, daß es mit meinen Millionenstudien besser geht. Damit ist es genau so. Sobald ich Eindrücke habe, arbeite ich mit mehr Gefallen doppelt, während ich jetzt nichts fertigbringe. Gerade dieses Kämpfen gegen Ohnmacht ist so ermüdend.

Sein Sie ungeachtet meines augenblicklichen Gequengels ruhig. Ich habe solche Stimmungen so oft gehabt! In all meiner Arbeit sind Spuren davon. Es endigt immer mit Wachwerden. Aber ich gebe zu, daß es Zeit wird. Mahnen Sie mich nicht. Das tue ich selbst schärfer, als es irgend jemand würde tun können.

Sein Sie mit Ihrer Frau herzlich gegrüßt von Ihrem Freund

Douwes Dekker.

CL

An G. L. Funke.

Wiesbaden, 19. April '73.

Lieber Funke! Freundlichen Dank für die 100 Gulden. Dies macht 849 Gulden.

Ihre coulante Behandlung stimmt mich dankbar, aber auch

wehmütig. Ach, wenn es immer so gegangen wäre. Es würde so vieles anders sein! Ich war in früherer Zeit immer wohl und hätte durcharbeiten können. Aber dann lag ich im Kampf mit dem Alltäglichen und konnte nichts vollbringen vor Ärger. Denn ohne Stimmung bin ich nichts wert. So etwas lähmt mich mehr als Krankheit.

Seit zwei Jahren erst bin ich manchmal kränklich. Aber das rechne ich nicht so sehr wie Gemütssachen; ich kann wohl gegen Fieber oder Diarrhöe an, aber nicht gegen einen mahnenden Hauswirt.

CLI

[Übernommen aus dem seinerzeit zu Antwerpen erscheinenden „Vrye Volk", Organ des Demokratischen Bundes für Nord- und Süd-Niederland.]

An den Vorsitzenden des Demokratischen Kongresses zu Antwerpen.

Wiesbaden, 29. Mai 1873.

Obschon ich bereits gestern Ihren Brief mit der Nummer vom „Vrye Volk" und dem „Aufruf" empfing, war es mir unmöglich, vor heute zu antworten.

Erst etwas über Ihre Bemerkung, daß ich ein früheres Schreiben von Ihnen unbeantwortet gelassen habe. Ich erhalte sehr viele Briefe, und es würde mir sowohl physisch als finantiell unmöglich sein, mit jedem, der mich in dieser oder jener Sache zu Rate zieht, fortlaufende Korrespondenz zu führen. Ich meine, daß die gewöhnlichen Gesetze der bürgerlichen Höflichkeit in dieser Hinsicht nicht von Anwendung sein können auf jemand, der als öffentliche Persönlichkeit mehr als andere ins Auge fällt. Es würde bald merkwürdig aussehen mit meiner Arbeit, wenn ich meine Zeit privater Korrespondenz widmete, um nun nicht zu reden von der Verzettelung meiner Eindrücke und Ideen, womit ich ökonomisch umgehen muß.

Auch aus einem Gesichtspunkte der Industrie — die Sache besteht, Gott bessre es, und also darf das Wort auch wohl genannt werden — auch industriell betrachtet würde ich ein sonderbarer Arbeiter sein, wenn ich die Waren, wovon ich und meine Familie leben müssen, und die doch nicht sehr reichlich, nämlich niederländisch bezahlt werden, links und rechts in die Welt hinausstreute. Fordert oder erwartet man dies von einem Zuckerbäcker? Warum verlangt man es dann von mir? Ich stecke keinen Bissen in den Mund, der nicht durch sehr mühsame Arbeit, vereinigt mit den Opfern, die ich brachte, verdient ist. Und dann sollte ich noch obendrein meine Ideen wohlfrankiert wegwerfen müssen in den Briefkasten? Geben Sie zu, daß dieses Verlangen sonderbar ist!

Ich empfing bis heute nicht einmal Antwort auf meinen Brief an den König im September [siehe CXLVI], weder von ihm, noch [nach späterer Veröffentlichung des Briefes] von der Nation, die es in erster Stelle anging. Mehr noch, diese Nation, Demokraten so wenig als andere Parteigänger, hat mir noch nicht geantwortet auf den „Havelaar", der bereits dreizehn Jahre alt ist!

Was nun die Einberufung des Kongresses angeht, so begreife ich wahrlich nicht, wie man mich dazu einladen kann!

Vor sehr vielen Jahren bereits hob ich eine Fahne empor, und niemand kam. Ich rief, und niemand antwortete. Ich rüttelte das Volk einen Augenblick wach — oder nahezu — und man ließ zu, daß alles wieder einduselte.

Wie nun dieselben Personen, die es geduldig mit ansahen, daß ich von Frommen und Konservativen, oder besser von den Männern en place aller Parteien, mißhandelt wurde, jetzt auf den Gedanken kommen können, daß ich ihrem Ruf Gehör geben würde, ist mir rätselhaft.

Man kann überdies wissen, daß Reden, Debatten, Verhandlungen, Parlamenterei etc. etc. mir sehr zuwider sind. Durch Phrasen ist das Volk verdorben, es wird durch Phrasen nicht

geheilt werden. In jedem Fall gehöre ich nicht zu „Versammlungen". Das Geschwätz von Demokraten gefällt mir um kein Haar besser als das der altmodischsten Konservativen. Im Gegenteil, ich kann noch besser mit einem redenden Minister auskommen, als mit einem Arbeiter, der ans Raisonnieren gerät, sage Déraisonnieren gewöhnlich.

Dieses alles kann Ihnen bekannt sein. Es steht deutlich in der Parabel auf Seite 108 der Millionenstudien.

Auch in „Fürstenschule" habe ich die Kongreß-, Club- oder Parlamentskrankheit gebrandmarkt, und überall! Die Staatsmänner, womit Niederland sich schmückt, sind in der Regel zu dumm, als daß man von ihnen etwas erwarten könnte, das mit Finesse Ähnlichkeit hätte, sonst würde man auf die Idee kommen, daß Kongresse wie der jetzt geplante durch Inspiration des . . . konservativen Elements zu stande kommen. Nichts tötet die Demokratie so sicher, als solche Schwatzkollegien!

Republik? Ei gewiß . . . wo's möglich ist! Republik? O ja, wenn Stoff dafür da ist! Aber in Holland existiert dieser Stoff nicht. Bevor wir so weit sind, müßte etwas ganz anderes geschehen!

Es ist Integrität nötig, Pflichtbewußtsein, Würde, Rechtsgefühl, Mut . . . allzumal Sachen, die in unserm Land nicht existieren.

Als ich vor vielen Jahren mich erhob für das Gute — wohlgemerkt, nicht mit einer Redensart, nicht mit einer Abhandlung, sondern durch eine Tat! — hat das Volk ganz gleichgültig zugeguckt. Es duldete, und duldet, daß allerlei Possenreißer ihm an die Spitze gestellt wurden, und daß man mich mit Dreck bewarf.

Republikanismus ist ebensosehr, oder besser mehr eine Sache des Charakters als der Politik. So lange der Charakter fehlt, hat die sogenannte Politik nichts zu bedeuten, und diesen Charakter habe ich in Niederland nicht gefunden. Ich kann mich also nicht Personen oder Korporationen anschließen, die

mit der Tat, oder wenigstens durch Enthaltung gezeigt haben, daß sie den nötigen Charakter nicht besitzen.

Wer das Gute wollte, hätte mich unterstützen müssen. Und dies ist noch so. C'est à prendre ou à laisser! Ich werde dafür sorgen, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht schließt, bevor man von dieser Wahrheit nicht die überzeugendsten Beweise gesehen hat. Ich weiche nicht zurück und tue, was ich auf der letzten Seite des Havelaar gesagt habe. Zu seiner Zeit werde ich sie mir ins Gedächtnis rufen, nicht diejenigen, die mich aufrufen — das ist unnötig und sogar einigermaßen unangebracht; es ist, als wenn man Ihnen vorschlüge, in Antwerpen Wohnung zu nehmen und da im Volksblatt zu schreiben! — sondern die Wenigen, die tempore utili Lebenszeichen gegeben haben auf meinen Ruf.

Alles, was ich hier schreibe, konnte oder kann Ihnen bekannt sein aus meinen Werken. Doch ich fürchte, daß es Ihnen nicht bekannt ist. Es mangelt in demokratischen Kreisen an Disciplin, an Methode. Als eine der ersten Früchte der Freiheit scheint man zu betrachten das Recht zu reden. Sehr wohl, aber ei, das Zuhören dann? Was nützt das Reden, wenn das Zuhören vernachlässigt wird?

Man hätte sich in dieser Hinsicht ein Beispiel an den Konservativen nehmen müssen. Sie haben Zucht, Taktik, Methode. Der Herr Groen van Prinsterer spricht kein Wort, das nicht von jedem rechtgläubigen Katechisiermeister auswendig gelernt wird — que bien lui fasse! — So ist Anschluß da, so kann man Einfluß ausüben, so ist Kraft da!

Das wollen die Demokraten nur nicht einsehen. Jeder will General sein. Es versteht sich von selbst, daß es auf diese Weise an Soldaten fehlt. Und . . . ohne Soldaten kein Heer.

Noch etwas, oder lieber dasselbe noch einmal in anderer Form. Wissen Sie, was der erste Schritt ist zur Freiheit?

Die unbedingte Unterwerfung unter eine Diktatur. Die zeitliche Verzichtleistung auf alle Freiheit.

Der unterdrückte Teil eines Volkes ist natürlich der schwächere. Dies versteht sich von selbst, sonst wäre es nicht unterdrückt. Jeder sieht also ein, daß, um mit Hoffnung auf guten Erfolg das Joch der Unterdrücker abzuschütteln, etwas geschaffen werden muß, das ersetzt, was an Kraft mangelt. Die Demokraten haben doch weder Geld, noch Soldaten, noch Einfluß in Ratssaal oder Kammer oder Hofclique. Sie haben nichts, das sie der wohlorganisierten Macht ihrer Gegner entgegenstellen können.

Das „etwas", das diesen Mangel an Kraft ersetzen muß, ist: Zucht, Organisation, Disciplin, Achtung vor der ausgegebenen Parole, Vertrauen zu dem Anführer.

Von diesem allen existiert in Holland nichts! Der General, der mit solchen Truppen ins Feld zöge, würde Schande ernten. Ich bin nicht ungeschickt genug, um mich dem bloszustellen.

Ja, es ist was zu tun! Ja, es giebt Mittel. Aber vor allem müßte ein Anzeichen da sein von ernstem Willen. Dieser muß sich offenbaren in Zucht und noch einmal Zucht. Meint man das Kapitol — wollen Sie Kapital lesen, mir recht! — einzunehmen mit einer unordentlichen Truppe, dann täuscht man sich. Und ich tue nicht mit. Ich fürchte keine Niederlage, doch ich habe keine Lust, mich der Lächerlichkeit einer Niederlage auszusetzen, die bei der Unüberlegtheit des Angriffs vorauszusehen war. Und . . . ich will den Feind nicht stärken, indem ich ihm die Schwäche des Lagers zeige.

Jeder wird erkennen, daß im Augenblick in Holland ungewöhnliche Reibung ist, nicht wahr? Diese Erscheinung ist in gewissem Sinne günstig, nicht wahr? Man fühlt, daß vielleicht etwas würde getan werden können — Zeuge der Kongreß! — wählt man auch meines Erachtens die rechten Mittel nicht.

Nunwohl, haben Sie sich wohl einmal gefragt, was die Ursache ist, daß das Terrain einigermaßen vorbereitet ist? Können Sie leugnen, daß ich mehr als irgend ein anderer das Meine dazu beitrug, und immer, beachten Sie wohl, immer ganz allein stehend, ohne Hilfe, ohne Anhängerschaft, ohne Partei?

Woher dann die Verblendung, daß man meinen Widersachern hilft in ihrer teuflischen, doch sehr praktischen Taktik des Totschweigens? Vous autres démocrates, vous jouez le jeu de l'ennemi! Die Frommen, die Konservativen, die Kapitalisten, die Männer en place sagen euch Dank!

Ich denke hier unwillkürlich an Ihr Stück gegen den Kirchenglauben. Auch Sie — ohne Arg, das weiß ich wohl, aber der Effekt ist derselbe — auch Sie berufen sich darin auf allerlei Aussprüche von ziemlich unbedeutenden Halbdenkern, und unterlassen es, meiner Versuche Erwähnung zu tun, diese Pest auszurotten. Lasen Sie denn nicht, was ich darüber schrieb? Sie lesen doch Voltaire, der noch immer von einem Herrgott faselt und schon recht viel gewagt zu haben meinte, da er die katholischen Heiligen angriff. Das bedeutet wahrhaftig nicht viel, und wirkt schädlich, weil es eine Verstärkung des elenden Protestantismus ist.

In der Politik geht es ebenso. Wer hat zuerst das Männeken Thorbecke ausgezogen? Das habe ich getan, und zwar in meinem zweiten Bande der „Ideen", der bereits im Jahre '62 erschien. Warum dies nicht zugegeben? Warum nicht meine Bemühungen als Ausgangspunkt gewählt statt der lieux-communs aus der Clubwelt, qui ont fait leur temps?

Ihre Gegner sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Hilfe. Wahrlich, man würde sich nicht behaglich gefühlt haben im Haag, wenn das Volk, dessen Ehre ich mir angelegen sein ließ, sich um mich geschart hätte! Aber dies hat man nicht getan, und also . . .

Was mich betrifft, ich weiß, was geschehen muß und was geschehen wird, und ich bedanke mich herzlich dafür, in einer Versammlung zu streiten mit dem ersten besten, der, ohne etwas geleistet oder geopfert zu haben, das Wort verlangt und erhält.

Ich kann keine andere Stellung einnehmen als die eines Diktators. Nach der Exekution (siehe Schluß „Preußen und Niederland") würde ich mich zurückziehen in meine Klause,

denn: Ehrsucht im gewöhnlichen Sinne habe ich nicht. Dazu bin ich zu überdrüssig der Welt, der sogenannt demokratischen nicht minder, als der Welt überhaupt.

Sein Sie freundlich gegrüßt von Ihrem

Douwes Dekker.

Vertraulich ist dieser Brief nicht. Aber durch die nachlässige Form ist er nicht geeignet für die Presse. Zum Hobeln und Leimen habe ich jetzt keine Zeit und keine Lust. Wollen Sie meine Worte veröffentlichen, auch gut! Wenn Sie dann nur auch dies Postscriptum beifügen.

CLII

[Aus J. Versluys', des Mathematikers, „Schoolblad", Jahrgang 1873.]

Keine Antikritik,

sondern eine Dankbezeugung an den Herrn J. Versluys für die Behandlung meiner „Millionenstudien" in diesem Blatt. Die von diesem Herrn gemachten Bemerkungen werden mir bei Neudruck willkommenen Stoff zu einem neuen Kapitel liefern. Ich bin hochmütig genug, mich sehr geehrt zu fühlen durch seine Zurechtweisungen, und es tut mir leid, daß der verfügbare Raum ihm nicht erlaubte, ausführlicher zu sein. Bei der genaueren Prüfung der von ihm gemachten Bemerkungen wird es mir völlig gleichgültig sein, ob die Schale an seiner Seite überneigt oder an meiner. Für ihn ist zwei mal zwei vier, und das ist der Standpunkt, worauf auch ich stehen will. Was darüber ist, das ist vom Übel.

Gänzlich abgesehen also von den vom Herrn Versluys gemachten Bemerkungen mathematischer Art, beschränke ich mich für heute auf ein paar Erwägungen, die auf ein anderes Gebiet gehören.

Ich meine, daß der Herr V. nicht ganz richtig mutmaßt

... nein, ich versichere ihm, daß er sich irrt in zwei Auffassungen.

Es steht da:

„Multatulis Zweck ist indessen nicht, Gedanken zu geben bezüglich Menschkunde, Geschichte, Sprache u. s. w., sondern durch Berechnung die Torheit darzulegen des Spielens an den Spielbanken.“

Nego!

Was war dann dein Zweck, fragt der Leser? Ja, das ist eine Frage, die ich glaube unbeantwortet lassen zu dürfen. Wer meine Werke messen will nach dem Maßstabe des „Vorgenommenen“, der „Absicht“, einer „beabsichtigten Tendenz“, wird diesen Maßstab nur finden in dem allgemeinen Programm, das ich mitteilte in meiner (ersten) Broschüre über „Freie Arbeit“. In engerem Cadre kann ich mich nicht bewegen. Ist dies ein Fehler? Ist es ein Verdienst? Ich weiß es nicht. Doch wohl weiß ich, daß es mir unmöglich ist, anders zu arbeiten.

Die „Millionenstudien“ — bunt wiederum wie ... die Natur — sind in Bezug auf mein Tun ziemlich homogen. Man beliebe zu begreifen, daß ich nur ein Sekretär bin meines Gemüts, und häufig ... ein unfähiger. Ach, wenn der Leser wüßte, wie oft ich meine Feder aus dem Dienst jage!

Was übrigens die „Millionenstudien“ angeht ... wenn ich sie recensiere, werden sie schlechter wegkommen als unter den wohlwollenden Händen des Herrn V. Dennoch hätte der verehrte Herr wohl sagen dürfen, finde ich, daß sie hier und da lustig sind. Ist dies nicht so? (Reklame an die Adresse von Lesezirkeln! Der Herr V. nennt meine Darlegung „logisch“. Armer Verleger!)

Bei dem zweiten Irrtum des Herrn V. handelt es sich um meine Bemerkung gegen Stuart Mill. Den Schriftsteller Stuart, den Nationalökonomen Stuart Mill kenne ich nicht. Dies habe ich ausdrücklich gesagt. Meine Persiflage kann also ihm nicht gelten.

Der Stuart Mill, den ich „lächerlich mache“ (sehr richtig!), ist der gegenwärtige Citiersündenbock in dem Munde unserer Debatter, Nachschwätzer, Ideendiebe, Parlamentarier . . . innerhalb und außerhalb der Kammern. Es ist der berühmte Mr. Chose, womit $^{999}/_{1000}$ unserer Führer auf allerlei Gebiet ihre Nacktheit zu bedecken suchen. Diese Unart herrscht und regiert. Sie überwältigt uns. Caveamus.

Die holländischen Schriftsteller und Sprecher unserer Tage sind zu einem übergroßen Teile nicht ursprünglich, weder in der Art der Einkleidung ihrer . . . halt: der Ideen, die sie aufs Tapet bringen, noch in ihrem Stil — etwas ganz anderes noch als Schreibart! — noch vor allem in diesen Ideen selbst.

Neben dieser trägen Unursprünglichkeit steht etwas Ärgeres: sie pochen darauf, und dünken sich wunders was mit einem „Stuart Mill epha“! Dagegen wende ich mich.

Und als etwas noch Ärgeres gilt mir die Einfältigkeit gewisser Auditorien, die mit ihrem „schön!“ diese Strauchdieberei ermutigen. Die hautes nouveautés aus benachbarten Ländern werden bei uns an den Mann gebracht wie Pfefferkuchen. Was der Mann eigentlich gesagt hat, weiß ich nicht, aber . . . er citierte Stuart Mill, es wird also wohl gut gewesen sein! Erkennt man denn nicht, wie die leersten Köpfe auf diese Weise betrügerisch die Ehre einheimsen, die einem andern gehört? Und . . . daß just dieses Citieren an sich beinahe immer ein testimonium paupertatis ist?

Was mich betrifft, ich muß zu hart arbeiten für mein Brot, um auch noch lesen zu können. Indem ich bis jetzt nicht den geringsten Mangel an Gedanken bei mir wahrnehme, fühle ich kein Bedürfnis, etwas bei Mr. Mill zu entlehnen. Ich kann mit aller Aufrichtigkeit versichern, daß ich Mühe habe, meine eigenen Gedanken gehörig zu quartieren, und also keinen Raum habe für die Kinder des Hirns eines andern. Sobald es nötig wird, werde ich ans Adoptieren gehen, vielleicht bei unserm Mill.

. . . .

CLIII

[Dem Artikel, dem vorstehender Anfang entnommen ist, war ein Brief beigefügt, aus dem folgendes Bruchstück mitgeteilt sei:]

An J. Versluys.

Wiesbaden, 30. November 1873.

. . . . . Hm! Was bezweckte dann der Autor mit diesen Millionenstudien? Ach, vielleicht wollte er einen Beitrag geben zu der Wahrheit, daß „alles alles berührt". Ziffern Poesie, das (sogenannt) Niedrige das (sogenannt) Hohe. Es ist mir wahrhaftig unmöglich, meine Bemerkungen zu zersplittern in „logien". Sprache, Botanik, Geschichte, Poesie, alles berührt einander. Bedenken Sie, daß ich kein Fachmann bin. Haben Sie meine „Spezialitäten" gelesen? Ich will sie Ihnen schicken lassen . . . . .

CLIV

An J. Versluys.

18. Juni 1874.

. . . . . Meine Auseinandersetzungen über gesellschaftliche und politische Zustände sind (oder sollten sein) ein ebenso logischer Entwicklungsprozeß wie eine Multiplikation oder Wurzelziehen. Bei diesem letzteren hat jede Zahl ihren unantastbaren Existenzgrund, bei Strafe der Unbrauchbarkeit des Ganzen. Wenn ich, indem ich solche Dinge ausrechne, mir erlaube, zu sagen, 2×2 ist etwas anderes als 4 . . . was für einen Grund habe ich dann, zu meinen, daß ich k e i n e n Fehler mache in Prozessen anderer Art! Es würde nicht ehrlich sein, sich mit selbstgefälligem Vertrauen zu beruhigen, weil die „Probe" weniger bequem zu machen ist als bei einer Zahlensache. Es ist wieder Larochefoucaulds: „personne ne se plaint de son jugement!"

Nun, dies ist nicht ehrlich von dieser „personne". Wer Obacht giebt auf seine Zahlenfehler, müßte . . . u. s. w.

Ach, ich bin verdrießlich, und eigentlich bin ich es immer. Goethe liebe ich nicht, und seinen „Faust" stelle ich nicht so hoch wie die meisten . . . vorgeben zu tun. Aber die Idee, sich an den Teufel zu verkaufen für etwas Wissen ... (ist das wohl die Idee vom „Faust"? Ist überhaupt eine Idee in dem ganzen Faust, der, dies gebe ich zu, voller Ideen ist?) kurz, ich begreife, daß man alles opfert, um zu wissen. Und dann? Sättigung, Ekel, Stillstand, Tod! . . . Wiederum nicht gut!

Es ist eine (komische) Übereinstimmung in solcher Melancholie mit der Zerknirschung, die den in der Bekehrung stehenden Sünder kennzeichnen soll. „Ich habe schwer gesündigt, o Herr, ich bin ein erbärmlicher Kerl." So beginnen die Jagden auf etwas Seligkeit. Und ich? Sicher habe ich unzählbare Male 2×2=5 gesagt, ich bin ein Schafskopf . . . aber ohne Herrn! Nun, just darum begreife ich die vorgebliche Faustidee, worin man sich mit einem schwarzen Pudel und Mephisto behilft. Ein Mensch will doch etwas haben, dem er seinen Kummer klagen kann!

. . . . . Und ich behaupte, daß der niedere Unterricht in Sprachkunde . . . mit niederem Unterricht meine ich nicht zum wenigsten den, der auf den Hochschulen gegeben wird . . . ich behaupte, daß dieses Sprachstudium das Urteil verdirbt, besser: die Aufmerksamkeit abzieht von dem Inhalt.

Eine ähnliche traurige Verrückung des Interesses, ein „Anlegen auf ein verkehrtes Ziel", glaube ich überall zu finden. Wie manche die Ehrlichkeit umschreiben als die Sucht, „jedem das Seine zu geben" (ich setze hinzu: auch sich selbst!) so würde Philosophie genannt werden können: die Begierde, alles auf sein wahres Maß zu schätzen, das suum cuique, angewendet auf alles, was besteht und geschieht.

Die Übereinstimmung zwischen Moral und Philosophie

ist hier wieder auffallend, nicht wahr? Wer sagt: $2 \times 2 = 5$, stiehlt dem Ding oder Begriff Zwei eine Eigenschaft ab, und zwar zweimal. Er giebt ihm, was 5 zukommt. Oder: er verleumdet die Herkunft von 5. U. s. w. Alles unwahr, unphilosophisch = unmoralisch.

Daß man den Dingen nicht giebt, was das ihrige ist! Ich sehe, daß der König sich wieder mit der Anzahl der Sterne auf den Schabraken der Generale beschäftigt hat! Ist das der Königschaft gegeben, was ihr zukommt? Van Swieten ist (nach seinem eigenen Rapport: unbewußt und durch Zufall) in eine leere Festung gekommen, das Volk glaubt dem Minister, der ihm eine Eroberung vorspiegelt. Ist das den Dingen geben, was ihnen zukommt? Professoren, die vermeintlich „letterkunde" [= Litteratur] dozieren, verzapfen Weisheit über eine Letter oder kommentieren eine alte Chronik (die meist sehr schlecht geschrieben ist und in keinem Teil maßgebend ist für entwickeltere Zeiten). Ist das „letterkunde" geben, was ihr zukommt? Zeitungen erzählen, daß der Herr A. eine Unterhaltung gehabt hat mit dem Herrn B. Um das hungrige Publikum nicht warten zu lassen auf diese erquickliche Seelenspeise, hat man diesen Bericht per Telegraph kommen lassen (am liebsten auf Kosten eines andern Blattes!) und Mußjöh Publikum findet seinen Durst nach Kenntnis damit gestillt. Das ist noch das Schlimmste von der ganzen Geschichte, denn die physische Undurchdringbarkeit der alten Schule besteht noch immer auf dem Gebiet des Wissens. Wo die Wissenschaft von dieser A. B.-Begegnung Platz nahm, ist kein Raum für etwas Besseres. Möge dies auch nicht buchstäblich wahr sein (das Wissen von etwas Überflüssigem hindert nicht direkt das Annehmen einer nützlichen Wahrheit), dennoch wird es wahr durch die Gewohnheit, sich zu nähren mit sinnlosem Geschwätz.

— Ei, ei, sieh doch, ist es wahr? Hat A. einen Besuch gemacht bei B.? Wahrhaftig!

Komm solchen Leuten mal mit einem Satz, der Übung

und Anstrengung erfordert! Mit einem Paradox! Mit einer Ketzerei! Anathema!

Ja, ja, dies alles muß Sie, den Mathematiker, ärgern! Und mich auch, der ich so gern ein Mathematiker sein möchte. Ich beneide Sie um Ihren Arbeitskreis.

In einem Ihrer früheren Briefe schrieben Sie, daß Sie sich nicht mit Griechisch und Latein aufgehalten hätten. Ach, holen Sie das noch eben nach. Es hat wirklich seinen Nutzen, und die Mühe ist so groß nicht. Es kommt einem zugute erstens bei der Terminologie, zweitens bei der allgemeinen Etymologie. (Keineswegs, weil alle gegenwärtigen Sprachen von Griechisch oder Latein abgeleitet sein sollten. Dies nämlich gilt nur von den vermischmaschten romanischen Idiomen.)

Sprachstudium ist immer interessant, weil es Beiträge zur Entwicklung des Denkvermögens liefert. Krumm reden und schief denken leisten sich gewöhnlich Gesellschaft. Sie werden zugeben, daß es (z. B. in der Pädagogik) zuweilen nützlich ist, zu wissen, was die Griechen sagten. Nun, ebenso nützlich ist es, zu wissen, w i e sie es sagten. Die Ausdrucksmanier charakterisiert, hellt auf, erklärt.

Aber Latein und Griechisch ist auch nicht Hauptsache. Lehrreich und amüsant ist das Keltische, und: die Übereinstimmung der vorgeblich älteren orientalischen Sprachen mit den Lauten der alteuropäischen Troglodyten, Höhlenbewohner. (Von dem Wort „kelt" haben wir noch „kelder" [hohler Raum unter der Erde = Keller] und die Engländer ihr „shelter". Das Griechische und Lateinische sind miserabel modern) . . . . .

[Dr. C. Vosmaer, an den die folgenden Briefe gerichtet sind, war einer der ausgeprägtesten Dichtercharaktere Hollands. Er trat in Holland als einer der ersten und am nachhaltigsten für Multatuli ein, besonders durch seine litterarische Studie „Der Säemann", die sehr bekannt ist und noch immer Verbreitung findet, da sie der holländischen Ausgabe des „Havelaar" vorgedruckt ist. Nach dem ersten Erscheinen des „Säemann" kam Multatuli mit ihm in Berührung. Seitdem haben die beiden Männer Zeit ihres Lebens treue Freundschaft zueinander gehalten.]

CLV

An C. Vosmaer.

Wiesbaden, 7. Dezember '73.

. . . . . Mimi Hamminck Schepel ist für mich . . . übermenschlich.

Du kannst dir — ich weiß, was ich sage, es ist keine Phrase — keine zu hohe Vorstellung von ihr machen. Sie ist — vielleicht bis auf einen Fehler, und es ist die Frage, ob es ein Fehler ist — vollkommen. Ich kenne keine Tugend, die sie nicht besitzt, und Untugenden hat sie nicht.

Sie ist wohlerzogen, von besonderem Anstand, intelligent, von gutem Willen, begabt mit Lust zur Entwickelung, mutig, arbeitsam, ebensowenig prüde als lasciv, treu à toute épreuve . . . ich meine nicht romanhaft treu Verführern gegenüber, sondern die Treue in der Prosa, die Anhänglichkeit im Mißgeschick! Das bedeutet mehr als josephische Enthaltung, obschon sie auch in dieser Hinsicht untadelhaft ist.

Und sie ist im höchsten Grade aufrichtig. Als sie mich lieb gewann, war ihr Vater der erste, der es wußte. Füge zu diesem allen — ich will vollständig sein — daß sie auch physisch noch immer angenehm ist. Ich muß dies sagen, um der Annahme zuvorzukommen, daß sie durch ein monströses Äußere gegen sich einnimmt.

Nunwohl, sie habe ich bei mir. Sie sorgt für mich, liebkost mich, trägt meine Launen, sie verzärtelt mich . . .

Warum bin ich, wo ich in gewisser Hinsicht nichts zu wünschen übrig habe, bitter?

Ein Zwischensatz wieder. Wo ich das Wort „bis auf einen Fehler" gebraucht habe, mag ich nicht riskieren, daß du dir dabei etwas besonders Arges denkst. Das wäre schade. Sie ist, meine ich, etwas empfindlich in Herzenssachen, und dann nicht immer sanft genug im Ausdruck. Ihre Empfindung ist wohl sanft.

. . . . . Ja, ich bin nur zufällig Künstler! Ich gebe mich nicht dafür aus, und ich will es sogar nicht sein. Ich subjektiv? Freilich! Ebenso subjektiv, ebenso persönlich wie ein Krämer, der seine Rechnung präsentiert. Daß ich durch ein merkwürdiges Zusammentreffen von Umständen genötigt bin, meine „Kost zu verdienen" durch das Liefern von Dingen, die Kunst berühren, ist mir unangenehm genug. Ich sägte lieber Holz, und würde dies tun, wenn nicht das Holzsägen noch schlechter bezahlt würde als das Schreiben. Ich sende keinen Bogen in die Welt ohne Fluch.

Ich Künstler? Nun, ich habe die Zeit nicht dazu. Zehn Jahre fühlen und denken, und dann ein paar Bogen Druck. Das wäre nach meinem Sinn! Und dann würde ich vielleicht etwas Gutes liefern, doch nun?

Ich Künstler? Ich habe was anderes zu tun! Ich muß Schreiberei liefern für die Kost.

Ich Künstler? Dazu ist . . . Liebe nötig, Liebe für ein Auditorium! Statt dessen beseelt mich Bitterkeit, die meine Arbeit verdirbt.

„Künstler sein" bedeutet im Munde von Mußjöh Publikum: einer, den man ungestraft mißachten und mißhandeln darf. Ich mache nicht den mindesten Anspruch auf eine (angebliche!) Höhe, die vorgiebt, daß sie das als gehörig annehme. Wo ich verhindert wurde, diesem oder jenem zu geben, was ihm zukam, bin ich gehörig geplagt, verfolgt, ausgescholten worden. Ich bleibe bei der Forderung, daß man auch mir gebe, was mir zukommt. Ich begreife nicht, daß man dies nicht begreift. Stell dir vor, daß dein Schuhmacher, der vernahm, daß du Dichter bist, dir eine Rechnung vorlegte: $6+10=30$ oder 50. Ist es dir dann bei Strafe der Verketzerung nicht erlaubt, zu sagen: Männeken, Dichter oder nicht, ich kann ebenso gut rechnen als du!?

Und dann in Augenblicken der Begeisterung nüchtern geschüttelt zu werden durch den Gedanken, daß man gegen solche Schuster das Wort führt! Das hemmt! Nein, ein Künstler

bin ich nicht. Und kein Dichter. Und kein Genie. Ich bin ein einfacher Mensch, der sein Recht sucht.

..... Der Ausspruch von Boileau hat da nur übel gewirkt. „La critique", die so „aisée" ist, damit wird das Aufspähen von kleinen Fehlern gemeint sein. Diese Auffassung des Wortes ging in den Sprachgebrauch über. „Diese Maßregel wird sehr kritisiert" bedeutet nicht mehr: „man unterwarf sie einer genauen Untersuchung", sondern: sie waren nicht damit zufrieden. Was würde dieser oder jener alte Philolog dazu gesagt haben, der einen klassischen Autor herausgab mit „kritischen" Noten?

Noch etwas über Kritik. Ich meine, daß ein gewisser Grad von (?????) sein muß zwischen der Kritik und dem behandelten Werk. Denk mal nach über die Ausfüllung des Wortes oder der Worte, die ich im Augenblick nicht finden kann. Wer Sophokles behandelt, muß u. a. graecus und etwas wie Trauerspieldichter sein, oder wenigstens neben einem Trauerspieldichter gewohnt haben.

Dieses u. a. hat keine geringe Ausdehnung. Ja, es ist viel dazu nötig, ein Kritiker zu sein!

CLVI

An C. Vosmaer.

[Fragment eines Briefes vom Frühjahr oder Sommer 1874.]

..... ohne Zweifel Pflicht, d. h. ein unentbehrliches Element der Vollkommenheit, wechselseitig zu gefallen. Einen Burschen, dem es gleichgültig ist, ob Frauen anwesend waren bei einem Triumph, den er erlebte, oder als er eine lächerliche Rolle spielte, nenne ich unvollkommen.

(Ergänze meine Folgerungen nur.)

Wenn dem so ist . . .

warte, ein Beispiel. Ein Mädchen muß Musik machen zu ihrem Unterhalt. Auf Harfe und auf . . . Posaune ist sie gleich stark. Und der Verdienst steht bei beiden gleich. Ich sage, daß sie dann als brave Frau die Harfe wählen muß, weil das Blasen auf der Schiebetrompete ihr bei weitem unschöner steht als das Spielen auf der Harfe.

Wenn es nun allgemein wahr ist, was bei mir wahr zu sein scheint, daß die Frau sich anmutiger ausnimmt in gewissen häuslichen Tätigkeiten als in Litteratur usw., dann würde sie einen Fehler machen, wenn sie unverpflichtet sich ans . . . Posaunenblasen machte.

Unverpflichtet, oder ohne Ursache von überwiegender Bedeutung! Mimi treibt sozial und finantiell praktische Tätigkeit. Sie will mich stützen. Dies ist eine edle Triebfeder, gewiß. Und ich finde dies um so mehr gut, weil sie dann sich wird helfen können, wenn ich tot bin. Aber ich sagte doch schon, daß ich ihr Streben vollkommen gutheiße. Ich sprach nur von meinem Geschmack. Und ich behaupte, daß die Frau durch verkehrten Emanzipationsbegriff häufig sich schmälert, und daß sie gerade durch die Wahrnehmung der sogenannten nichtigen Tätigkeiten anmutiger erscheint, d. i. höher steht. Denn just dieses Gefallen macht ihren Einfluß größer. Als Mina Kruseman hier war, hustete Mimi. Den folgenden Tag kam Mina mit einigen Ingredientien für einen Sirup herbei, von dem sie das Rezept hatte. Und nun ging's ans Schmelzen und Kochen! Vollkommen im Promenadenkostüm saß sie da in der Küche und machte geschickt das Erforderliche. Nun wohl, dies nahm mich mehr gefangen als die besten Stücke aus ihrer „Ehe in Indien“, worunter doch sehr schöne sind! Ist es im Interesse der Frau, die ihr in solchen Dingen gegebenen Mittel, zu „gefallen“, so mir nichts dir nichts aufzugeben?

Das eine hindert das andere nicht, sagst du. O nein. Bis jetzt nicht. Mimi z. B. ist so geschickt und tüchtig wie

je einer, der niemals an Dramen gedacht hat. Ich spreche denn auch nicht von Mimi. Ich spreche über die sogenannte Frauenemanzipation! Ich fürchte, daß der Einfluß des weiblichen Elements auf die Männer — und damit auf die ganze Gesellschaft! — sich vermindern würde, wenn sie mitaufträten in der Arena. Just ihre Enthaltung giebt ihr Kraft.

„Übung im Denkvermögen“, wie ich sie forderte, ist ganz was anderes! Vielleicht wird diese Übung mehr befördert durch Absonderung, als durch das Teilnehmen am öffentlichen Gewühl. Kann man behaupten, daß die Herren Männer, die breit am Markte sitzen mit Denken, sich darin so besonders geübt zeigen? Doch wohl nein! Siehe gefälligst meinen Matthaeus XIX, Vers 39. [Mitgeteilt im „Frauenbrevier“] . . . . .

CLVII

An C. Vosmaer.

[Einzelnes Fragment]

[Sommer 1874.]

Ich wohne hier viel besser, als in meiner vorigen Wohnung, und doch bin ich noch nicht gewöhnt an mein neues Schreibeckchen. Auch habe ich viel Zeit vertrödelt mit Nägeleinschlagen und solchen Dingen. Das stimmt contemplativ und verdirbt für Äußerung. Es wundert mich, daß so wenige Philosophen unter den Handwerkern sind, und man tut verkehrt, Spinoza zu beklagen, weil er Brillen schliff. Just solche Arbeit läßt dem Denkvermögen freien Lauf, aber noch einmal: es steht der Äußerung im Wege. Wenn ich drei Tage gezimmert habe (oder eine Uhr repariert: das ist noch besser!), dann hätte ich solche Lust, hundert Jahre zu leben, um etwas zur Klarheit zu bringen. Und . . . und . . . das ist die Stimmung nicht, um Bogen für den Druck zu liefern!

CLVIII

An C. Vosmaer.

[Tines Tod.]

Wiesbaden, 13. Sept. '74.

Bester Vos! Ich bekam heute das herzzerschneidende Telegramm, daß Tine gestorben ist. Ich wußte nicht von ihrer Krankheit. Ihr letzter Brief war vom 4. Sept., und da war sie noch gesund.

Eduard telegraphiert: „Mutter tot, sende Geld." Ich konnte nur 20 Gulden senden, denn ich hatte nicht mehr. Natürlich schreibe ich an Funke, aber da ich meinen Rückstand noch nicht ganz abgearbeitet habe, weiß ich nicht, was er tun wird. Und es hat Eile. Denke dir, die beiden Kinder bei der Leiche ihrer Mutter, und in Verlegenheit um das Nötige in dieser Position! Gott bewahre mich davor, daß ich deine liebe Freundschaft als Milchkuh gebrauchen will, aber in diesem Fall muß ich deine Hilfe erbitten. Da sie im Rückstand waren, wird verhältnismäßig viel nötig sein, doch meine Meinung ist nicht, daß du mit einer bedeutenden Summe helfen sollst. Dafür muß ich Rat schaffen, und das werde ich schon, denn ich muß meinen Schmerz verbeißen und Manuskript liefern. Damit war ich denn auch seit einiger Zeit im Gange (wenn ich auch schlecht arbeitete). Nun, ich werde fortfahren und alles herunterarbeiten.

Ob ich Rat schaffe, um nach Italien zu gehen, wie es sich von selbst verstehen würde, weiß ich nicht. Geld ohne mich ist besser, als ich ohne Geld. Soviel, daß ich meine Reise hin und zurück bezahlen kann, dort mich aufzuhalten, den Rückstand zu begleichen und dann Nonnie mitzunehmen vermag, kann ich in keinem Fall sogleich zusammenbringen.

Wie ich also handeln werde, weiß ich nicht. Wie ich sagte, sandte ich vorläufig die 20 Gulden, die ich hatte. Meine Bitte an dich ist nun, auch eine Kleinigkeit zu senden. Ich werde arbeiten wie ein Neger und es dir bald zurückgeben.

Es ist nur, daß die Kinder etwas in die Hände bekommen. Auch Mina Kruseman ist darum gebeten (d. h. Mimi schrieb ihr).

Es versteht sich, daß ich Nonni holen und dann natürlich alles in Ordnung bringen muß. Was dafür nötig ist, muß ich durch schnelles Arbeiten verdienen. Ich war so gut im Gange! Und nun dieser Schlag! Non ist 17 Jahr. Ich kann sie nicht da lassen.

O, die arme Tine! Und jetzt die Non! Eduard kann sich helfen. Seine Adresse ist: Edward D. Dekker Esq. care of Mess. S. & A. Blumenthal & Co., Bankers Venice.

Denke nicht, daß ich dich bitte, eine große Summe zu senden. Jedes Bißchen hilft.

Du kannst dir nicht denken, wie schwer mich dieser Schlag trifft. Adieu, Bester.

Dein Freund

D. D.

Sobald es möglich ist, werde ich oder M. dir schreiben, was ich getan habe. Wenn ich das Nötige hätte für Reise und Ausgaben dort, ginge ich natürlich selbst. Aber nun? Ich habe noch nicht telegraphieren können, was ich tun werde, und gewiß warten sie auf ein Telegramm! Dies ist sehr peinlich. Was für eine Nacht nun für die Kinder!

[„Es war am Sonntag Nachmittag, als wir das Telegramm empfingen. Er saß an seinem Schreibtisch, als ich damit eintrat und das Papier zerknitterte, nicht wissend, wie ich beginnen sollte. „Ist da schlechte Nachricht?“ fragte er, wie er mich sah. „Von Tine?“ Und da ich nicht Rat wußte und nicht sogleich antwortete: „Ist sie ... tot?“ Und nach der ersten Erschütterung und nachdem er die Briefe an Vosmaer und Funke geschrieben hatte, ermannte er sich. Geld war nötig, Geld, Geld! Und er schrieb weiter an seinen Ideen, und zwar die Nummer 1247. Er ließ Walther Hersiliens schönen Sonnenschirm zerreißen, „und niemand kam auf den Gedanken, daß man hier mit einem verwundeten Menschenseelchen zu tun hatte, das etwas zerreißen mußte, um unerträglicher Pein Luft zu machen“. So schrieb er da. Den folgenden Tag konnte er nicht schreiben, weil er zu gespannt wartete auf näheren Bericht aus Italien, und dieses Warten dauerte

Wochen. Er wurde krank vor Spannung und konnte lange Zeit vor Erschöpfung nicht weiterarbeiten."

Folgende Stelle aus einem späteren Brief an Vosmaer giebt eine kurze Schilderung von den Tagen nach Tines Tod.]

CLIX

An C. Vosmaer.

[Januar 1875?]

..... Am Abend des 14. September erwartete ich einen Brief, der nicht kam. Nachts lag ich wach und hoffte auf Telegramme. Den folgenden Tag nichts! Ich begann mir die Vorstellung zu bilden, daß die Kinder Mittel zu finden gewußt hätten, um zu mir zu kommen, und erwartete Tag und Nacht hindurch, sie plötzlich vor mir stehen zu sehen. Sie kamen nicht, und schrieben nicht, und telegraphierten nicht. Ja, ich bekam sogar keine Antwort auf meine Depeschen mit bezahlter Rückantwort. Dieser Zustand (der niemals aufgeklärt ist!) dauerte Wochen. Ich wurde wie toll, wie rasend! Und die Folge? Das Manuskript vom 14. September ist bis heute noch (ausgenommen das bißchen vergebliche Herumpfuschen an dem Lustspiel) das letzte, das ich habe schreiben können. Wäre am 14. ein Brief gekommen, oder den folgenden Tag wenigstens, oder eine Depesche, etwas nur, vielleicht hätte ich weiterarbeiten können. Gegen den Schmerz über den Tod meiner Frau hatte ich Kraft, aber dies so ermattende, unerklärliche Schweigen der Kinder, das Ausschauen nach Post und Telegraph knickte mich .....

Vorbemerkung des Herausgebers zu CLX, CLXI, CLXII.

„Fürstenschule" entstand in der Hauptsache 1870—1872, in Wiesbaden im Hause Schillerplatz 4. Sie eröffnete den vierten Band der „Ideen", der in den letzten Tagen des Jahres 1872 bei dem Verleger G. L. Funke erschien. Schon im Jahre 1870 trug er öffentlich Stücke aus dem 1., 2. und 4. Aufzug vor.

Die erste Aufführung erlebte „Fürstenschule" 1875 in den letzten Tagen des Februar oder den ersten des März in Utrecht. Die verdiente Theatergesellschaft Le Gras, van Zuylen & Haspels brachte sie heraus. Den in Rotterdam stattfindenden Proben wohnte Multatuli sehr tätig bei, er war auch bei den Aufführungen in Utrecht anwesend, dann in Rotterdam und in anderen Städten Hollands, die das Ensemble auf seiner Tournée berührte. In Holland hat das Stück unzählige Aufführungen erlebt, und es wird auch jetzt noch als das fast einzige bleibende holländische Stück häufig gegeben, wofern man nur über die nötigen Kräfte verfügt. Im Nachwort zu meiner Übersetzung des Werkes teile ich das weiter in Betracht Kommende mit, die Worte hier dienen nur zur Einführung für die folgenden Nummern CLX, CLXI, CLXII, in denen von den Proben und ersten Aufführungen und den begleitenden Umständen die Rede ist, besonders auch von Mina Kruseman, die die Rolle der Königin spielte. Ehe Multatuli sie näher kannte, brachte er ihr Freundschaft entgegen (Brief CLVI an Vosmaer spricht von ihr), später lernte er sie als wenig wertvoll kennen, und die Art, wie sie seine Luise spielte, konnte er vollends nicht gutheißen. Bei den Proben hatte er vergeblich sich bemüht, sie zu leiten. Sie nahm ihm seine Bemerkungen sehr übel, und später artete dies in ein seltenes Beispiel von weiblichem Haß aus, dem sie in ihrem Buche „Mein Leben" Ausdruck gab. Multatuli seinerseits spricht sich sehr deutlich über sie in den Briefen an J. N. van Hall aus, der gerade für „Fürstenschule" tapfer die Klinge geführt hatte und viel für das Zustandekommen der ersten Aufführungen tat, der auch jetzt noch als Leiter des „Gids" für Multatuli zu rechter Zeit das Wort zu führen weiß. An ihn sind unsere Briefe CLXI und CLXII gerichtet, der letztere enthält ein gewichtiges Wort über Schauspielkunst. Dirk Haspels, der Autor der jetzt folgenden Erinnerungen an die erste Einstudierung von „Fürstenschule", kreïerte damals die Rolle des Königs.

CLX

Erinnerungen von Dirk Haspels an die erste Einstudierung von „Fürstenschule" im Jahre 1875, mitgeteilt in „Woord en Beeld".

. . . . . Multatuli war fürchterlich, ja störend beweglich, immer gleich geschäftig, und er blieb vorne auf der Bühne, und wenn man etwas tat, stieß er fast mit der Nase auf einen.

Gefiel es ihm nicht, dann machte er es vor, aber es saß, Wetter ja! und dann sah man mit einem Male solche Rolle leben. Und einmal bei Krankheit von Le Gras, und später, als van Zuylen unpäßlich war, sprang er selbst ein in die Rollen von Schukenscheuer und von Spiridio, nein, aber vortrefflich! Mina Kruseman und Elise Baart spielten mit, aber es war viel Wirtschaft und Mache und es mißfiel sehr. Ich höre Mina noch leiern:

> Was ist dem Armen Lenzes Frische? Nichts!
> Der Sterne Heer ihm? Nichts! Was ist ihm Kunst?
> Was sind ihm Töne, Farben, Düfte? Nichts!
> Was ist ihm Poesie? Was Liebe?

Dekker, der auf und nieder lief im Parterre, stand bei diesem letzten Wort mit einem Male still und schrie ihr zu: „Fräulein, so will noch nicht mal Liebe von meiner Köchin!"

Er war ein so sympathischer Mann, so durch und durch Künstler, und wie amüsant er sein konnte! Wenn er mit auf die Reise ging, schlugen wir uns darum, bei ihm ins Coupé zu kommen. Und so einfach! er ging niemals in Hotels ersten Ranges, nein, wo wir logierten, schlief er auch, und dann scharten wir uns abends nach Schluß der Vorstellung um ihn, und dann unterhielt er uns stundenlang mit Erzählen, mit allerlei Schnurren und Versen — er konnte, o, so schön Gedichte vortragen! Aber Mina Kruseman konnte er nicht recht verdauen, es war auch wenig künstlerisch, furchtbar nüchtern, sie spielte nur mit, um sich auf ein Postament zu setzen .....

CLXI

An Dr. J. N. van Hall.

[Rotterdam] 5. März 1875.

..... Ich kann das Ermorden von meiner Luise nicht länger mitansehen .....

CLXII

An J. N. van Hall.

Wiesbaden, 26. Dez. 1875.

Lieber Herr van Hall! Dank für Separatabzug von Ihrem Aufsatz und für das so wackere: „Wach bleiben!“ [Van Hall hatte einen fulminanten Aufsatz über „Fürstenschule“ und die Aufführungen in „Het Nederlandsch Toneel“ geschrieben.] Nun, das ist ausgezeichnet! Man wird Ihnen noch einen Prozeß machen wegen Mangels an gehöriger Schlafmützigkeit. Ja, wach bleiben ist die Parole, es sei denn, daß man — wie von manchen angenommen werden darf — für Schlafen bezahlt wird. Ihr Stück ist famos. Aber sagen Sie, steht es im „Nederlandsch Toneel“? Ich würde es gern in einer mehr verbreiteten Zeitschrift sehen.

Daß die Aufführung von „Fürstenschule“ „guten Erfolg“ gehabt hat, wußte ich aus sehr schönen Briefen von Le Gras und Dirk Haspels. Frau Beersmans [die grandiose Nachfolgerin der Mina Kruseman in der Rolle der Königin; sie ist die berühmteste Verkörperin derselben gewesen] hat also sehr befriedigt. Wohlnun, ich glaube ihnen und Ihnen, aber . . . ich begreife es nicht. Wie zum Teufel kommt eine Frau, die, wie ich höre, von Hause aus ein brabantisches Bauernmädchen ist, zu all dem Nötigen, um die Rolle der Luise zu begreifen? Und nun spreche ich noch nicht von der Ausführung!

Frau B. hat versprochen, daß sie noch einmal als Luise auftreten will, wenn ich in Holland sein werde (hm, wenn mein Lustspiel fertig ist!), und dann wird es mir ein rechtes Studium sein, mit ihr zu sprechen, um zu erfahren, wie der Geist in ihr arbeitet.

Als Frl. Kruseman hier war und über ihr Talent sprach wie über eine Nase von unangefochtener Existenz, wäre ich beinah in die Falle gegangen. Ja, beinah hätte ich ihr geglaubt. Aber sie selbst trug Sorge dafür, mich zu warnen, indem

sie mit gleicher Zuversicht über ihre „Schönheit" sprach und über all die Verliebtheiten, die sie einzuflößen gewohnt war. Nein, darüber sprach sie nicht (über „meine Schönheit" wohl!), aber sie ließ in ihren drolligen Erzählungen manchmal eine Lücke, woraus der allzu wohlwollende Zuhörer entnehmen mußte, daß diese Verliebtheiten selbstverständlich waren. Dies war noch schlimmer als die direkte Behauptung. Sie stand in dieser Hinsicht noch über Gott, dessen Anbetungswürdigkeit denn doch hin und wieder bewiesen oder doch wenigstens versichert werden muß. Da nun gerade ich Frl. K. nicht anbetungswürdig fand — was ich ihr notabene ausdrücklich schrieb! — hatte ich zugleich Veranlassung, auf ihr Talent nicht so mir nichts dir nichts zu bauen, behauptete sie selbst es auch zu haben. Beachten Sie wohl, daß diese unterstrichenen Worte keine Satire sein sollen. Ich meine sie einfach. Trotz ihrer eigenen Versicherung war ich nicht überzeugt, daß sie Talent hatte. Ich hielt sie für offen, naiv, unverdorben. Diese Eigenschaften meinte ich auch in der vermeintlich offenen Art zu sehen, wie sie über ihre Schönheit und die dadurch veranlaßten mannigfachen, nein allgemeinen Zeichen von Bewunderung sprach.

Mein Mangel an Überzeugung ging nicht über in bestimmten Zweifel. „Ich weiß nicht, ob Sie Talent haben", sagte ich zu ihr. Und: „aber . . . sind Sie dessen wohl ganz sicher?" Auf diese Fragen bekam ich wieder eine Antwort, die wie einfältig aussah und sich später nur als dumme Unverschämtheit erwies. Ihr Leibspruch war: „Wenn ich auftrete, bleibt kein altes Weib bei seiner Füürkiek sitzen!"

[In Ermangelung eines hochdeutschen Worts das plattdeutsche ‚Füürkiek' = holl.: ‚doofpot' = ein oben durchlöcherter Kasten mit glimmender Holzkohle darin zum Wärmen der Füße. Besonders früher in Holland sehr gebräuchlich.]

Ich wußte weiterhin nichts. Zu Zweifel und beinah zur Aberkennung von Talent wurde ich getrieben durch . . . die Art ihrer Gespräche, die immer in der niedrigsten Sphäre

blieben. Niemals etwas anderes als kleine Begebenheiten, Vorfälle, Anekdoten, die beinah ohne Ausnahme das Thema behandelten, wie sie den, den und den auf seinen Platz gesetzt hätte. Niemals etwas, das ein Kennzeichen war von einer ... eigentlichen Erziehung. Tausende in Niederland würden, wenn sie dies läsen, meinen, daß ich übertreibe. Das armselige Bedürfnis nach Antithesen ...

Darüber ein Wörtchen. Man kann die Glieder der Familie Schöps ziemlich zutreffend einteilen in Ein- und in Zweiphrasige. Schöps A kann sagen, daß es schönes Wetter ist, und dünkt sich erhaben über einen Pumpenschwengel, der dies nicht sagen kann. Aber die Schöpse à deux phrases bleiben nicht stehen bei so einer primitiven Bemerkung. Sie graben tiefer in den Minen ihrer Intelligenz, sie erheben sich hoch in die Sphären ... etc. (Füllen Sie das nur aus.) Ja, sie wissen zu bedenken, nicht allein daß es schönes Wetter ist, sondern sogar ... daß es gestern kein schönes Wetter gewesen ist. Oder: es ist wohl schönes Wetter, aber wer weiß, ob es morgen nicht regnet! Eine Spottform von den Zweiphrasigen ist: „Schönes Wetter ist es, aber mein Vater trug einen grünen Rock!" Sowohl die echten Zweiphrasigen, als auch die nachgemachten, die sich mit einem unpassenden „aber" behelfen, sehen mit Geringschätzung auf die Armen im Geiste herab, die auf der einen Phrase von der Wiege nach dem Grabe humpeln.

Von den Einphrasigen sage ich nun nichts. Sie machen nicht unser Theaterpublikum aus. Aber die andern? Sie sind es, die aus Armut an Gedanken gierig die vermeintliche Antithese aufgriffen, daß Mina Kruseman so eine „gebildete Frau" wäre. Nego!

Wir wissen nun einmal, daß unser Theaterpersonal gewöhnlich zu den niederen Ständen unserer Gesellschaft gehört, oder richtiger (denn von Stand ist hier keine Rede) die Leute wuchsen auf in ärmlicher, sogenannter gewöhnlicher Umgebung. Sie wohnten nicht in vornehmen Häusern, sondern in Hinter-

quartieren, etc. etc. Schlimmer noch, sie genossen in der Regel beinah gar keinen Unterricht. Ich gebe zu, daß dies alles zusammen hervorbringt, was wir „Ungebildetheit“ nennen mögen. Beim Betreten der Bretter muß der Regisseur (der bisweilen selbst an den Mängeln laboriert, die er zu bekämpfen hat) die Stelle von Schulmeister, Erzieher, professeur de danse et de maintien ausfüllen. Es versteht sich von selbst, daß er, die Direktion und das Publikum mit einem dünnen Firniß zufrieden sein müssen, mit etwas wie Dekorationsmalerarbeit, die nur gerade der sehr oberflächlichen Forderung genügt, die daran gestellt werden darf. Nein, dieser Vergleich ist unrichtig. Der gemalte Baum braucht nur einem Baum ähnlich zu sein. Der Künstler würde, um sein Fach zu verstehen, in der Tat gebildet sein müssen. Um nun noch nicht zu reden von Ausführung, er muß entwickelt genug sein (d. h. hier: sehr, sehr entwickelt!), um die Welt, die auf den Brettern dargestellt wird, zu begreifen, sozial, historisch und psychologisch. Hierzu ist mehr nötig als: nicht aufgewachsen zu sein in einem Hinterquartier! Mehr, als es im Lernen nicht über Lesen, Schreiben und Regel de tri gebracht zu haben!

Da erscheint nun Frl. Kruseman, die in der Tat nicht in einem Hinterquartier aufwuchs. Aber . . . damit ist auch alles gesagt! Rechtfertigt das die Antithese von den Schöpsen? Keineswegs! So furchtbar unmenschlich hoch war wahrhaftig die Sphäre nicht, in der sie aufwuchs. Ihr Vater wird in ihrer Jugend Lieutenant, Capitain und Major gewesen sein, und er hatte das Glück, am Leben zu bleiben, bis er als Colonel mit Generalsrang pensioniert wurde, ohne Kostenerhöhung für die Staatskasse. Br! Da kommt die Tochter eines Generaaaals, und die sehr bürgerlichen Schöpse nun ans Antithetisieren mit der bekannten 2. Phrase! „Frl. Larondelle (oder wie heißt das Weib?) war ein Judenkind, aber sie (M. K.) trägt einen grünen Rock . . . sie ist nun doch mal eine gebildete Frau!“ Beachten Sie, daß das sehr bourgeoise, sehr republikanische

Publikum verflucht viel auf einen Titel giebt. Also: eine Generalstochter! Parlez moi de ça!

Gebildet? Mina Kruseman? Nun, Mußjöh Publikum geht nicht einmal so weit, dies auszusprechen als Urteil. Nein, es ist abgemachte Sache. Man wird bald nicht mehr nach dem Theater gehen, um zu beurteilen, ob diese neue Künstlerin gebildeter spielt als die armen Würmer, die auf einem Hinterboden ausgebrütet wurden, sondern man geht hin, um selber nun mal eine Lektion zu nehmen in Bildung! Freilich, denn ... sie ist die Tochter eines Generals! Diese Generalschaft hat in den Ohren eines gewissen Publikum, besonders in holländischen Kaufmannsstädten ... etwas Schmökeriges, etwas Romanhaftes, etwas beinah Unerreichbares. (Hier ist es anders. Wir haben hier in Wiesbaden wohl an die zwanzig Generäle, worunter vier oder fünf General-Lieutenants. Dieser Tage wurde der russische General von ... mit 300 Mark Buße oder Gefängnis bestraft, weil er im Kurgarten einen Wortwechsel gehabt hatte. Bei all der Rang- und Ehrkrankheit sind die Deutschen in der Tat sehr demokratisch, ja, es kann einem lästig werden. Ein Kellner will wie ein wirklicher Herr behandelt werden. Und die Dienstmädchen sind amerikanisch unabhängig. Vor kurzem, während der Hundesperre, hatte ich meinem Hündchen außerhalb der Stadt den Maulkorb abgenommen, und ein Junge von 10, 12 Jahren rief mir zu: „Hören Sie, das dürfen Sie nicht!“)

Was für ein Umschweif, nicht wahr, um auf das Spiel von Frau Beersmans zurückzukommen!

Ich behaupte, daß Frl. Kr. das Renommee der Bildung der Redensart zu verdanken hat, daß alle andern so ausnehmend „gewöhnlich“ wären. In den Gesprächen nun, die ich mit ihr hatte, entdeckte ich wenig oder keine Spuren von Bildung!

Um nun nicht zu ihrem Nachteil verkehrt verstanden zu werden, muß ich erklären, was ich hier unter Bildung verstehe. Es versteht sich von selbst, daß sie keine gemeinen Wörter

sprach (dies tut unser Mädchen auch nicht), daß sie ihre Beine nicht auf den Tisch legte, daß sie den Finger nicht in die Nase steckte, etc. etc. etc. Aber lieber Gott, solche Sachen läßt sich auch Frl. Larondelle nicht zuschulden kommen, noch eine von den andern, denke ich.

Ich leugne, daß Frl. Kr. „Bildung" hat, weil sie niemals litterarische, wissenschaftliche, philosophische, soziale Kenntnis verriet. Sie wußte sich stets vor allen Unterhaltungsgegenständen, die abwichen von den kleinen Fakten, die ihr begegnet waren, zu drücken. Ich bin überzeugt, daß sie niemals ein Werk der Forschung las. Ihre Litteratur beschränkt sich auf die Feuilletons von ein paar französischen und brüsseler Blättern. Deutsch versteht sie nicht (dies gab sie zu), und ich habe Gründe für die Annahme, daß sie auch kein Englisch liest. Gott bewahre mich davor, daß ich das Verstehen von diesen paar Sprachen als Zeichen oder Beweis von Bildung gelten lassen sollte, aber wohl behaupte ich, daß das Nichtverstehen davon in unserer Zeit und in gewisser gesellschaftlicher Position gegen Bildung spricht. Auch ihr Französisch ist sehr mittelmäßig.

Ich bin so frei, zu glauben, daß der Lieutenant, Capitain oder Major Kr. sich keine besondere Mühe gegeben hat, seinen Kindern den Stempel von kennzeichnender Unterscheidung aufzudrücken, die sie einmal für die Anwendung als antithetische Beispiele von Generalhaftigkeit geeignet machen konnte.

Mina Kr. hat sich mir niemals anders offenbart, als wenn sie Angst hätte, daß ich sie für eine Gelehrtin ansehen würde. Sie würde in dem Fall den Vers von Molière:

> Et j'aime que souvent . . . .
> Elle sache ignorer les choses qu'elle sait

vortrefflich angewendet haben. Mehr als vortrefflich, allzu vortrefflich, und also verkehrt. Was soll man sagen von jemand, der meine Bemerkung nicht begriff, daß ich, um mit Nutzen Rom zu besuchen, erst viele Monate vorher mich würde be-

fähigen müssen (oder ungefähr wenigstens), daß ich begriffe, was ich sehen würde. Auf meine wiederholte Frage: „Aber, Beste, sind Sie auch vorbereitet, um Rom zu sehen?“ bekam ich niemals eine ordentliche Antwort.

Ich gebe zu, daß die Briefe, die sie mir (uns) aus Italien schrieb, hübsch sind, gescheit, leicht, ungekünstelt, bisweilen pikant. O ja, aber . . . niemals eine Spur von Unterrichtetheit. Mehr noch! niemals ein Zeichen, daß sie Bewußtsein davon hatte, daß es ihr daran mangelte. Ist das Bildung? Ist das Bildung von der Art, die der Künstler nicht entbehren kann, um „die Welt zu begreifen“? Um Zenobia zu spielen, hat M. Kr. so gut wie die geringste Hinterquartierjüdin einen Regisseur nötig, der zu ihr sagt: „Sie müssen nun mal denken, daß Sie ordentlich was vorstellten, und Ihre Brust etwas heben“ . . . Ach, das würde M. Kr. tun, auch wenn sie eine Köchin spielte! Die Brust ist just die Hauptschüssel ihres Talentebanketts. Bah!

Als ich auf der Probe sie bat, etwas . . . etwas . . . je ne sais quoi zu bringen in den Vers:

„Wozu sollt' Liebe dienen?“

und müde der Versuche, ihrem Verstande nahe zu bringen, was ich meinte, endlich dachte, einen ordentlichen Fund gemacht zu haben, indem ich sagte:

— Es muß so gesagt werden, daß es alle junge Herzen in Glut setzt . . .

antwortete sie pavanierend:

— Die jungen Leute nehme ich auf meine Rechnung!

Sehen Sie, das nenne ich ungebildet. Diese Verszeile verstand sie nicht, aber wohl rechnete sie auf den Effekt ihrer . . . Brüste, als ich das unglückliche Wort „junge“ aussprach. So ist es. Ich meinte eine Hure zu sehen, die beim Sprechen über einen ehrlichen Broterwerb sich auf den . . . Bauch schlägt!

Doch vor dieser und ähnlichen Wahrnehmungen war ich schon verstimmt. Kurz vor meiner Ankunft in Rotterdam

hatte sie mich mehrfach belogen. Oder besser, es kam da zutage, denn gelogen hatte sie früher schon. Sie schrieb und telegraphierte über ihre Vorträge: „Grand succes!!!!" während ich doch aus allen Blättern entnahm, daß es armselig war. Als ich nun in Rotterdam auf der ersten Probe bemerkte,

27. Dezember.

daß sie nichts von der Rolle der Luise begriff — ich spreche nicht von Ausführung, nein, nichts begriff — wurde mir auf einmal ihre Taktik klar: eine Humbug-Campagne! Darum mußte mir in einer ihrer ersten Publikationen (die moderne Judith) so um den Bart gegangen werden.

Es wurde mir und anderen später offenbar, daß sie außer dem Havelaar wenig oder nichts von mir gelesen hatte. Versluys in Groningen, der Mathematiker, hat sie auf die Probe gestellt, und es war elend! Nun, ich nehme es nicht übel, wenn man mein Geschreib nicht liest, aber wohl, daß man sich als Geistesverwandten aufdrängt, ohne die geringste Berechtigung und um dazu noch mit meiner Unterstützung solche Pfuscherei in die Welt zu setzen!

Zu der beabsichtigten Campagne gehörte ihr wiederholter Besuch in Wiesbaden. Sie war fidel, burschikos, herzlich! Und . . . keine andere Koketterie als die, daß sie nicht kokett war. All ihre Geschichten liefen schließlich auf eine Reizlosigkeit, auf eine Ehrbarkeit hinaus . . . ja, Diana war ein gemeines Weibsbild dagegen! Obschon vieles von ihren Erzählungen mir verdächtig vorkam, so war ich damals doch noch nicht überzeugt, daß sie log. Später ist mir das offenbar geworden. Und all diese groben Kunststücke nur, damit sie zusammen mit mir dem Publikum auf amerikanische Art Sand in die Augen streuen konnte! Le Gras, von Zuylen und Haspels erzählte sie, daß es mir darauf ankäme, daß die Rolle der Luise von ihr gespielt würde, ausschließlich von ihr! Und das, wo sie Briefe von mir hatte, worin stand: „Ich weiß noch immer nicht, ob Sie Talent haben! Sind Sie auch überzeugt davon?" Darauf folgte dann wieder die

Geschichte von den verlassenen Füürkieken, und übertrieben günstige Berichte über ihren Erfolg als Vortragende.

Ich lasse nun unberücksichtigt, wie unmoralisch solches Streben ist. Es war dumm. Dumm war die Meinung, daß länger als eine Saison Gewinn zu erzielen sein würde mit so einem plumpen Trick. Dumm auch, daß ich mich dazu hergeben würde. Ich sage, daß sie bei demselben Mangel an moralischem Sinn so dumm, so kökschenhaft dumm nicht gehandelt haben würde, wenn sie litterarisch und wissenschaftlich ein bißchen entwickelt gewesen wäre. Ihre „Bildung" riecht nach der Zeitung, und nicht am wenigsten nach der 4. Seite, wo Gebrüder Koster ihr „noch nie dagewesen!" ausposaunen. Auch scheint sie in Amerika etwas davon profitiert zu haben, wie man zu seinem Vorteil gelangen kann.

Und Schöps proklamierte sie als gebildet!

Ei, ohne nun zu reden von der höheren Art Bildung — die ich hier im Auge hatte und die denn auch hauptsächlich für den Künstler in Betracht kommt — selbst in niedrigerer Beziehung konnte ich Schöpsens Meinung nicht annehmen. Ja, in niedrigerer Beziehung! Mit ihrer Schleppe wußte sie niemals wohin. Ihre Verschluckung des Schluß-n war mir sehr störend. Das g war unverändert ch, das z = s.

Mit dem Fächer spielen — eine so reiche Quelle des Effekts für eine Schauspielerin! — konnte sie nicht. Von Tonbiegung keine Spur. Selbst die Bedeutung einer Interpunktion war ihr unbekannt. Auf den Proben mußte ich (d. h. solange ich mir mit ihr Mühe gab, denn bald gab ich es auf!) mußte ich ihr jedesmal zurufen: „Da steht ein Punkt, Fräulein, der Satz ist zu Ende!" Denn sie las alles hintereinander weg, als ob sie fürchtete, daß man denken möchte, sie kennte ihre Rolle nicht. Dies ist freilich ein allgemeiner Mangel.

(Es kam mehrfach vor, daß ein Fehler, den ich bemängelte, keine Meinungs- oder Geschmackssache war, sondern etwas so Feststehendes war, daß sie aus den Blicken der Umstehenden las, daß Streiten hier unmöglich war. Was tun? Zu meiner

Frau sagte sie: „Ei nun, ich mach' es auf der Probe expreß so schlecht, um ‚ihn' ein bißchen zu ärgern. Bei der Vorstellung werden Sie sehen, daß ich es wohl kann!" Ist das Bildung? Ist es nicht, als wenn wir mit einem Geschöpf aus dem Hinterquartier zu tun hätten?)

Resultat: ja, der Künstler, und besonders der Schauspieler hat Bildung nötig.

(Ich verschlucke hier einen Zwischensatz, um im Geleise zu bleiben. Später in voce Bildung. Text: sie ist ebensosehr nötig für die Puffrollen, als um einen König zu spielen.)

Aber: diese Bildung hängt nicht ausschließlich ab von . . . gesellschaftlichem Stande. Sie entspringt aus anderen Quellen, die zwar in gewissen Ständen zugänglicher sind als in andern, doch für niemanden verschlossen bleiben brauchen.

. . . . . Doch brechen wir ab von dem Thema: Stand. Es ist Erziehung, Heranbildung nötig. Welche? Jetzt komme ich in Verbindung mit all dem Vorherigen auf Ihr Gebiet, auf das Gebiet des Bühnenverbandes, der Bühnenschule.

Vor langer Zeit fragten Sie mich, warum ich fürchtete, daß Ihre Versuche Schiffbruch erleiden würden. (Ich sprach von Strohdreschen, erinnern Sie sich?)

Bis jetzt habe ich noch nicht geantwortet. Ich wußte, daß ich es nicht mit einem einzelnen Wort tun konnte, und . . . bei der Mißbilligung von gewissen Maßregeln war ich unsicher in Bezug auf die Mittel, die nach meiner Meinung besser wirken würden. Das bin ich noch. Aber:

. . . . . Ich bin gegen die Bühnenschule. Gewiß, um zu der erforderlichen „Bildung" zu gelangen, ist Erziehung nötig, doch nicht: Erziehung für die Bühne, besonders nicht ausschließlich und anfänglich, sondern allgemeine Bildung. Die Bühne als „Fach" folge später. Die propädeutische Leitung fehlt, die Humaniora. Hier ist just der Punkt, wo schlecht erzogene Generalstöchter und arme Jüdinnen aus dem Hinterquartier sich die Hand reichen dürfen!

Ich glaube, ich habe die Möglichkeit, meine Meinung durch

Vergleichung mit einem andern Fach deutlich zu machen. Die flämischen Geistlichen sind plump, grob, „ungebildet". Wer darin Besserung schaffen möchte, muß nicht ein theologisches Seminar errichten in St. Nicolas, sondern keinen Studenten auf dem Seminar zulassen, bevor er nicht propädeutisch zugestutzt ist für Schule und Welt. Man wird auf einer Fachschule kein Gentleman (dieses Wort nun auch geistig genommen). Die ausschließliche Heranbildung von Kindern zu Schauspielern würde uns Handwerker liefern, keine Künstler. Der künftige Schauspieler muß — wie jeder andere, der einmal Anspruch machen soll auf Bildung — die Helden aus der Geschichte kennen lernen, nicht aus Trauerspielen. Er muß das Leben kennen lernen aus dem Leben selbst, nicht aus Komödien, Lustspielen oder Possen. Ob er später imstande sein wird, die erworbene Kenntnis als Künstler zu verwerten, hängt von Talent und Übung ab, o ja — dies ist bei jedem andern Fach auch der Fall — aber allgemeine Bildung muß vorangehen, meine ich.

Nach meiner Meinung würde eine Bühnenschule angebracht sein für einen Impresario, der die Absicht hat, eine Kunstreise mit jungen Künstlern zu machen. Man kann ein Kind von sechs Jahren die Augen verdrehen lehren, seufzen, knieen, Gebete aufsagen, Liebeserklärungen machen lehren etc etc., aber die Kunst erfordert anderes. Sie muß aufgefangene Eindrücke selbst verarbeiten und auf eigenartige Weise wiedergeben. Auch dazu ist Anleitung nötig, Studium, „Schule", gewiß! Aber das Selbstauffangen von Eindrücken muß vorhergehen . . .

Die Abrichtung zu etwas wie Künstler zeigt ihre Unzulänglichkeit am besten in französischen Café-chantants. Lachen Sie nicht darüber, man kann überall etwas lernen. Die armen Geschöpfe, die da auf dem Präsentierteller sitzen, haben ein bißchen Stimme, bisweilen erfordert die Mode, daß sie keine Stimme haben, daß sie kreischen. Dies haben Therese vom Alcazar und die Fürstin Metternich en vogue gebracht. Das Kreischen nicht, aber das Schönfinden der Sache. Der Zweck

war — wieder durch die Antithese! — die Geste in den Vordergrund zu setzen. Das Schwärmen für ein hohes e oder Brust-c wurde abgelöst durch ein frémissement de hanches. Für diese Gesten gab es und giebt es noch proffesseurs. Nach dem Resultat zu urteilen, waren diese Herren vorher Fechtmeister oder Unteroffiziere. Die Leute wenden Ausdrücke an wie: neuere Schule, méthode osé, risqué, hasardé, chic, bien pensé (dies kann z. B. Geltung haben für einen coup de talon, oder ein quart de demi tour à droite, brisé à la grenadière) bien senti (ein moulinet um den Puls!) moderne, arrièré, religieux (Gebetshaltung wie in Zampa und Freischütz) dérangé (Marguérite, Ophélie, Lucie . . . nicht Gretchen oder Ophelia. Wir sind in der Gegend von dem Fraiseur Gounod und wissen nichts von Shakespeare oder Goethe) etc. etc. etc.

Dieser Unterricht erzeugt mechanische Puppen. Wer am meisten von diesen Stellungen auswendig kennt, ist der Tüchtigste. Das Handwerksmäßige, das daraus entspringt, findet seine Bestätigung schon einigermaßen in dem Sprachgebrauch. Je „fais" les mères bavardes, sagt eine Schauspielerin. Sein Sie dann versichert, daß sie mit Julias Amme Ähnlichkeit haben wird, mit all den Bärbels, die je Platz erhielten in den 1001 deutschen Salonstücken. Doch . . . schlimmer noch. Die Autoren, die ihre Modelle in der Welt suchen sollten, in der Welt, wie sie sich abspiegelt in ihrer Phantasie (meines Erachtens etwas wie Definition des erforderlichen poetischen Realismus), lassen sich verleiten, von diesen Püppchen Abdrücke zu nehmen, indem sie sich selbst weismachen, daß sie Bühnenroutine nötig haben! Es ist beinahe so, als wenn ein Komponist seine Inspirationen aus der Spieldose holte. Wie wenig die Verkehrtheit dieses Tuns begriffen wird, zeigt sich an der ganz gewöhnlichen Sache, daß Autoren eine Rolle für eine bestimmte Person schreiben.

Aber die Autoren nun beiseite! Ich frage: wird eine Bühnenschule nicht verkehrte Früchte zeitigen? Besonders wenn man mit der Ausbildung in sehr frühem Alter beginnt?

In meiner Jugend mußte ich Verse aufsagen. Noch erinnere ich mich, wie geistlos mechanisch ich die Betonung auf einzelne Worte zu legen wußte. Jeder dachte, dadurch verleitet, daß ich was davon verstand, aber dies war nicht so. Rein mechanisch!

Doch gebe ich zu, daß man jemand, der unter sonst guten Bedingungen sein Bestes tut, eine Rolle untadelhaft würde lernen lassen können. Aber dies bildet keine Künstler. Auch ein solcher Unterricht ist später nötig, o ja, aber dies ist die Arbeit des Regisseurs in Verbindung mit den Beobachtungen und der Übung des Betreffenden selbst, der, um zu diesen Beobachtungen und dieser Übung imstande zu sein, vorher allgemeine Bildung erworben haben muß.

Ein Schauspieler soll nicht jemand nachspielen (und wäre es auch ein Stern ersten Ranges), er selbst muß krëieren. Dazu ist just andere Vorbereitung nötig als die, welche aus Versaufsagen, Haltung annehmen u. s. w. zu gewinnen ist. Nicht die Bretter müssen studiert werden, sondern die Welt, die auf diesen Brettern dargestellt werden soll. Und diese „Welt“ ist beileibe nicht ausschließlich die Salonwelt. Der erforderliche Ton ist nicht ausschließlich Konversationston (dies auch wohl, aber es ist eine beiläufige Sache). Er muß die Welt kennen in dem Sinne der Bildung, die ich Mina Kruseman sowohl abspreche als den Wesen, die ihre Carrière an einem Handelskarren begannen. Der Künstler muß philosophisch entwickelt sein. Kein Arbeitskreis ist allgemeiner als der des Künstlers, ja, er ist unbegrenzt. Ein Advokat, der nichts ist als Advokat, würde ein schlechter Advokat sein, aber vielleicht nicht ganz unbrauchbar. Bei Offizieren, Ärzten, überall ist allgemeine Bildung sehr erwünscht. Aber dem Künstler ist sie unentbehrlich. Er muß wissen und erkennen, um seine Inspirationen, seinen Elan nicht ins Leere greifen zu lassen.

Es würde mir leid tun, wenn ich Sie langweilte, aber es ist hinsichtlich der Bühne eine Hauptsache, besonders für Holland. Erlauben Sie mir also noch eine Abschweifung. Sie

betrifft einen Zwischensatz, den ich auf einem der vorigen Blätter zurückhielt.

Es herrscht (auch in der Kunstwelt leider) ein Irrtum bezüglich der rechten Auffassung der Natur. Man meint, daß der Künstler allein zum Nachahmen berufen ist. Hierüber schrieb ich bereits einige Seiten in meinem III. Bande der Ideen, No. 616 ff. Ich meine da genügend dargelegt zu haben, daß die Kunst nicht in der absoluten Treue liegt.

Aber einen solchen Auffassungsfehler glaube ich in dem Satz zu finden, daß man eine Sache gesehen, mitgemacht, erfahren haben muß, um sie zu beschreiben. Dies ist grundfalsch. Das gilt für Notare, Gerichtsdiener, Stenographen u. s. w., aber nicht für den Künstler. Hatte Schiller Phillip II. und Posa gesehen, sprechen hören? Kannte Shakespeare die Richards, die Johns, die Henris? Nein doch!

„Dieser Schauspieler kann keine Gentleman-Rolle spielen, weil er nicht gewohnt ist, sich in vornehmer Gesellschaft zu bewegen.“ Dies hört man häufig, und es wird beinah überall für bare Münze genommen. Doch ich protestiere.

In wievielen Kreisen würde dann der Künstler sich wohl bewegen müssen, um erfahrungsgemäß für jede Rolle den richtigen Ton zu kennen? Tausend Leben würden nicht ausreichen, um alle Zustände und Personen kennen zu lernen, die man auf der Bühne darstellen wollte.

Aber noch mehr.

X spielt den Gentleman schlecht, weil er in einem Hinterquartier aufwuchs. Wo sollte er Manieren gelernt haben? Mad. Y. kann die Marquisen nicht spielen, denn sie war niemals in Kreisen, wo . . .

— Marquisen verkehrten? Und Sie dann, Herr Schöps? Sind Sie denn so zuhause bei Grafen und Prinzen?

Le fait est, daß Mußjöh Publikum selbst nicht den geringsten Begriff von aristokratischem Ton hat, ein Ton, der denn auch in der wirklichen Welt sehr selten (in einzelnen legitimistischen Kreisen, und dann nur als Demonstration, nicht

aus Natur oder Gewohnheit) besteht. Herr Schöps sah in seiner Jugend einen Theaterprinzen. Diese Erscheinung wurde ihm (in Ermangelung anderer Prinzen in seiner Gesellschaft) zum Typus. Daran mißt er die Prinzlichkeit ab von allem, was ihm später gezeigt wird. Daran, oder . . . an dem direkt Entgegengesetzten, sobald er bei der Bildungsperiode der „zweiten Phrase" angelangt ist. Dann heißt es: „die Theaterprinzen werden so dargestellt, also . . . müssen sie anders sein!"

Genug von Prinzen. Schöps würde schon bald diesen Gegenstand aufgeben. Jeder weiß (und er weiß, daß man es weiß), daß er ebenso wenig de visu von Prinzen weiß, wie jener „ungebildete" Schauspieler. Aber . . . die anständige Gesellschaft! Darüber wird er doch wohl urteilen können! Darin ist er kompetent, sachverständig!

Ei! Ich muß mehr von seiner Gesellschaft wissen, bevor ich dem zustimme. Derselbe Herr Schöps rühmte um die Wette die „Bildung" von der Kruseman. Achten Sie mal auf die Gespräche in den Kreisen dieser Herren, auf ihre Clubunterhaltungen, ihr Eisenbahngeträtsch! Ihre Bildung geht häufig nicht viel weiter, als daß sie nicht sagen . . . . . [Hier folgen uns nicht interessierende Hollandismen.] Sucht man nach anderen Kriterien? Nun, ein großer Teil von diesem Publikum putzt seine Nägel nicht. Ich, der ich behaftet bin mit dem Tic der Analyse, frage mich häufig: wie würdest du einem Mondbewohner begreiflich machen, warum bei uns dieser Kerl ein Herr ist, und jener andere ein „gemeiner Mann"? Nun, gewöhnlich lasse ich meinen Mondbewohner unbefriedigt, denn: ich weiß es nicht! Ein primitiv urteilendes Wesen hat keinen Begriff von der Bedeutung der Unterschiede zwischen Handwerk und Ladengeschäft, zwischen Ladeninhaber und Großhändler, etc. etc.

Von dem Publikum, das über Mangel an äußerlichem Anstand, an „monde" bei einem Schauspieler klagt, ziehe ich nun $^{9}/_{10}$ ab für schmutzige Nägel, Unschuld an Studium (an

Lektüre sogar!) und dergleichen. Die Tara ist größer! Aber sei's, ich behalte $^1/_{10}$ übrig. Hierzu gehören Gelehrte, höhere Beamte, Großhändler, Volksvertreter . . .

Gut. Wenn ich nun annehme, daß all dieses Völkchen seine Nägel putzt, was ist zu denken von einem „Stande", der in unserer Reklamezeit nicht den Unterschied kennt zwischen Reklame und Reklamation? Siebenzig Elitemänner, die „Auserwählten" der Nation [näml. die Mitglieder der Zweiten Kammer] haben lang und breit räsonniert über die gesetzlichen Bestimmungen in casu: Reklame für den Militärischen Willems-Orden.

Wenn jemand ein Zeichen von geringer Bildung giebt, indem er ein Fremdwort verkehrt ausspricht oder anwendet, so rümpfen diese Leute die Nase! Haben sie dazu ein Recht? Bedenken Sie, daß wir unter diesem übrigbleibenden Zehntel die Kreise würden suchen müssen, wo der Künstler (falls die Modelltheorie begründet wäre!) seine Modelle zu suchen hätte. Das sind die Leute, wo er — der Arme, der zur Welt kam unter Handwerkern, Hausierern oder . . . Bettlern! — wo er „Vornehmheit" lernen soll. Nun, hier und da wird die Möglichkeit vorhanden sein, aber . . . sehr sporadisch. Ich habe Familien gekannt, die (im bürgerlichen Sinne) hochgestellt waren, und in denen der Ton ein höchst gewöhnlicher war. Umgekehrt, meine Familie war von Stand noch etwas unter dem Mittelmäßigen (mein Vater war Schiffskapitän), und niemals traf ich irgendwo auf der Welt einen vornehmeren Ton, selbst nicht bei Adel, hohem Adel und Fürsten, ja sogar nicht bei orthodoxen Theologieprofessoren oder Parvenus von drei Geschlechtern her (mein „ja sogar" hier ist kein Lapsus). In meiner Jugend . . . Ach, die Beschreibung der Delikatesse, mit der ich erzogen wurde, würde mich zu weit führen. Ich weiß, daß Sie von anständiger Familie sind, vermute aber, daß bei Ihnen zuhause Wörter gebraucht wurden, die in meinem kleinen Kreise allgemeine Entrüstung hervorgerufen hätten. Wir Kinder hatten eine lange Liste von (ganz unschuldigen) Wörtern,

die verpönt waren, wie „fromm, wahrhaftig, lecker, Loch (Öffnung mußten wir sagen!), herrjeses“ etc. etc. In Briefen hießen mein Vater und meine Mutter „UWelED“ [Euer Wohledelgeboren]. Als Kind habe ich drei Tage Arrest bekommen für das Wort „bluf“ [Aufschneiderei, Windbeutelei], das damals neu in Mode kam.

Daß so eine Prüderie ins Gewöhnliche übergeht, jetzt ja, aber damals nicht! — weiß ich wohl, aber jedenfalls ist es nicht die unmittelbare Gewöhnlichkeit, worüber man bei unsern Künstlern klagt.

(Ach, noch ein Beispiel. Was sagen Sie von dem Anstand einer bürgerlichen Familie, die bereits 1825, '26, '30, '32 die Worte „Papa“ und „Mama“ ordinär fand? Beachten Sie die Zeit. War das nicht ein Kunststückchen von vorgefühlter Vornehmheit?)

Der Stand bestimmt also das Maß der (hier gemeinten) Bildung nicht, sei es denn auch, daß diese Bildung in gewissen Ständen (bei Straßenvolk) unmöglich ist. Wir dürfen aber zugeben, daß ein Kind in gewissen Klassen der Gesellschaft größere Aussicht auf Bildung hat als in andern Positionen. Wie groß diese Aussicht ist, lehrt die Erfahrung. Lassen Sie mal etwa 20 Individuen aus Ihren Kreisen Revue passieren und fragen Sie sich, wieviele darunter den Erfordernissen der hier gemeinten „Bildung“ genügen. Wieviel Damen kennen Sie, die . . . sich gehörig verneigen? Die eine entrée de salon zu machen wissen? Die eine Visite abzubrechen verstehen? Die — seltener noch — jemanden zum Aufstehen zu bewegen wissen? Die zehn Gästen (oder wären es auch nur drei oder zwei) auf den Weg zu helfen wissen, daß sie zufrieden mit sich selbst sind? Die mit Takt das Zimmer zu verlassen wissen, um nach drei Minuten wiederzukommen? (to pluck a rose, sagen die Engländer. Aber es ist ganz gewöhnlich geworden, natürlich! So, daß jemand, der wirklich eine Rose würde holen wollen, es nicht zu tun wagt. Bald wird dafür eine Ausflucht nötig sein!) Wieviele Damen kennen Sie, die

zu jeder Zeit das rechte Maß haben, alles zu wissen und alles zu ignorieren?

Und die Herren!

Es ist leicht gesagt: „Die Schauspieler kennen die Salonwelt nicht." Kennen die, die so sprechen, den guten Ton? Und . . . wie ist dieser Ton? Wir gelangen auf das Gebiet der Konvention, und jeder kleine Kreis maßt sich das Urteil über das Gute an. Die Prätentionen laufen ins Lächerliche, ins Parvenuhafte, Spießbürgerliche. (Siehe meine Definition des letzteren in Ideen IV, No. 964.) Das komischste Beispiel von solcher Spießbürgerei und Parvenuanmaßung gab einmal Dr. De Veer in seinem „Nieuws van den dag". Man müßte den Stand der Schauspieler heben (emporheben wurde später das Wort). Na gewiß! „Warum sollten wir [das sehr saloppe „we" wendet De Veer hier an, statt des an dieser Stelle ziemlicheren „wij"] diese Leute nicht empfangen in unseren Salons?"

„We" = wir, wir Herren von Stand! Und: unsere Salons! Die Salons von Pastor De Veer und seinesgleichen! So ein Kerl könnte einen anständigen Mann bewegen, in eine Höhle zu ziehen, um aller Salonverwandtschaft mit ihm zu entgehen! Ist es nicht gerade so, als wenn man einen Packträger von „ses pères" reden hört?

Da darf man fragen, ob nicht in den Kreisen, wo man die Künstler sich civilisieren sehen möchte, viel Aussicht besteht, daß sie an Stelle von Bildung Modelle zu sehen kriegen von lächerlicher Prätention auf Bildung!

Und dennoch: pour savoir quelque chose, il faut l'avoir appris! Wo muß dann der Künstler lernen? Das ist die Frage nicht. Die Frage ist: „Wie muß er angeleitet werden, um unabhängig von seiner Umgebung auch d i e Dinge kennen zu lernen, zu verstehen und zu können, die ihm nicht zur Anschauung kommen?"

Es würde ärmlich aussehen mit der Kunst, wenn der Künstler nichts hervorzubringen wüßte, als was ihm vorgemacht worden wäre. Nicht der Künstler muß Marquisen besuchen,

um zu sehen, wie sich der Adel benimmt, der Hofmann muß in die Schule gehen bei dem philosophisch entwickelten Künstler, um sich auf die Höhe seines Standpunktes zu bringen. Schiller kopierte keinen Wilhelm Tell, die deutschen Bürger sehen seine Schöpfung, um zu erglühen in Patriotismus. Der Künstler ist keiner Modelle bedürftig*), er liefert Modelle. Er muß nicht die Person darstellen, von der vorausgesetzt wird, daß sie ein Held gewesen ist, sondern er muß das Heldentum selbst zur Schau bringen, ausdrücken, schaffen. Die Person ist nur ein „stummer Diener", den er mit seinem Prophetenmantel behängt.

All diese Betrachtungen führen zur Abweisung der Bühnenschule. So eine Schule würde nützlich sein als besondere Fakultät an einer Akademie. Ja, aber . . . nach sehr gründlichen propädeutischen Studien, vielleicht sogar nach ein paar Jahren Fachstudium, und läge dieses der Bühne auch noch so fern! So wie jetzt die Dinge stehen, wäre ich schon zufrieden mit einem durchgefallenen Studenten (der im übrigen die erforderlichen Gaben hat, natürlich!), aber das wirkliche Desideratum wäre, daß die Bühnenschule besucht würde von jungen Leuten, die es erst in allgemeiner Entwicklung und sodann in einem bestimmten Fach entsprechend weit gebracht hätten. Dieses Letztere lehrt lernen, es giebt Methode, festen Halt, Begriff von Einheit im Streben. Es giebt, oder kann geben: den Ernst der Wissenschaft, denn so soll die Kunst aufgefaßt werden. Nach solcher Heranbildung ist später die Bühnenroutine eine geringe handwerkliche Nebensache. Weniger als das, sie würde schädlich sein.

Stellen Sie sich nun einmal vor, wie neugierig ich bin,

---

*) Dies aufgefaßt im Gedankenlauf dieser Folgerungen hier. Ich rede nicht von dem Abgucken von kleinen Einzelheiten wie beispielsweise in einem Maleratelier: man kopiert einen Arm oder ein Bein, aber keinen Eindruck, keinen Charakter! Darum giebt es auch so wenig Poeten unter den Malern. Die meisten von ihnen — auch unter den berühmtesten! — erheben sich nicht über das Handwerk.

Frau Beersmans kennen zu lernen und sie spielen zu sehen. Noch neugieriger auf die Art, wie sie zur richtigen Auffassung der Luisen-Rolle gelangt ist, als auf das Spielen dieser Rolle selbst. An Genies glaube ich nicht! Es weht einem nicht an! Man muß gestrebt, gearbeitet, gedacht, gelitten haben. Daß Frau B. ein Bauernmädchen war (so las ich irgendwo), tut nichts zur Sache. Sie muß arbeitsam gewesen sein, sie muß gelesen haben, nachgedacht, über Leben und Welt, und zwar so, daß sie — vom Bekannten auf das Unbekannte schließend — Seele zu legen weiß in den Ausdruck von Dingen, die sie niemals zu sehen bekam. Es ist aller Ehren wert!

Nun wird es Zeit, Sie zu erlösen von meiner Korrespondenz. Ach, meine Idee soundsoviel: „Wenn ich etwas geschrieben habe und das nachlese, ist mein Haupteindruck: über diese Sache würde viel zu sagen sein!"

Nun, noch einmal gelesen habe ich meine Blätter nicht! Ich bin überzeugt, daß ich viel zu korrigieren hätte, wenn sie für den Druck bestimmt wären. Wo Sie auf Sätze stoßen, die sich nicht runden, oder auf Folgerungen ohne rechten Schluß . . . suchen Sie mit Wohlwollen zu erraten, was ich meine. Habe ich hie und da etwas angerührt, das Sie ermuntert, meine Ideen etwas sauberer zu bearbeiten (und dann für Ihre Zeitschrift) . . . gut! Daß dabei die Personalia wegfallen müssen, versteht sich von selbst. Ich griff mir nur so die Mina Kruseman heraus, weil ich . . . ein kleines Modell (d o c h ein Modell also!) von vermeintlicher Bildung nötig hatte! . . . . .

[Am 1. April 1875, während seiner Anwesenheit in Holland zu Vorträgen und zu den Proben und Aufführungen von „Fürstenschule", wurde Dekker in Rotterdam mit Mimi Hamminck Schepel kopuliert. Aus dieser Zeit stammt auch das im I. Bande gegebene Bild von Mimi und das von Multatuli in diesem Bande.]

CLXIII

An Dr. P. A. Tiele, Bibliothekar in Utrecht.

Wiesbaden, 4. Aug. '75.

..... Ja, um von antara zu reden. Es schwirrt mir ein Klang im Ohr, von dem ich nicht die Bedeutung weiß: utara. Wollen Sie das Wort mal aufsuchen? Ich habe im Augenblick kein maleiisches Wörterbuch. Wenn jedoch das Wort wirklich antara ist, besteht die Möglichkeit, daß der Begriff „tusschen" [zwischen] übergegangen ist in „grens" [Grenze]. Der Sarkasmus „lucus a non lucendo" ist häufig ... kein Sarkasmus, sondern strenge Wahrheit. Die Bedeutung von einzelnen Wörtern ist meistens abweichend vom etymologischen Sinn, manchmal steht sie in direktem Gegensatz dazu.

Hm, gewagte Vermutungen! Ich halte malakka und molukko für dasselbe Wort. M.lk? Malch? Bei der Ursprungs-Nachforschung — hier noch kein echtes „ur", denn malch ist neuer als das Höhlenbewohnen — landet man an bei:

1. Interjektionen
2. Wasser
3. Terrain-Zufälligkeiten
4. Würdenbenennungen
5. Stamm- und Volksnamen, gewöhnlich synonym mit Mann, Mensch, Wesen, Kämpfer, allerlei Wörtern, die die Wir-schaft ausdrücken, die „communauté, kimbr, (Si) kamber, kenmr (Si ist jetzt noch in Indien eine Vorsilbe, die Persönlichkeit bedeutet, verwandt vielleicht mit sri, sr, sarah, sire, senior, tser, czar, caesar, assur, syrie). Ich halte z. B. Nebukadnezar für einen tautologischen Dreiklang (nabie, ngabi, chodno, chodna (?), sir, sr); so auch Salmanasser (sleman, salomo, sir, sr), Zerubabel (sir, sr, baba, el = Herr = er = hy = ior, lat. Compar., der Größere). Auch tser- claes ist ein doppelter Titel. Claes ist claus, clovis, chlodwig, der Eingeschlossene, der das Haus Bewohnende (Sloss auch von sluiten, schließen), also der

Herr, etc etc. etc. Es ist kein Ende dran, denn die Ableitungen sind ebenso mannigfach, als die Anzahl Wurzeln gering ist.

Außer diesen fünf Hauptquellen der Etymologie bleiben die Klangnachahmungen eine Quelle, die noch immer fließt.

Ach, ich hätte solche Lust, meine Bemerkungen hierüber zu sammeln! Aber ich habe keine Muße.

(Zu der Schmiererei auf der vorigen Seite gehört auch die Vermutung, daß el = Herr, und sr = Herr miteinander verwandt sind und wohl nur durch Entartung der Aussprache, schließlich durch Buchstabenschrift bestätigt, ihren Unterschied erhalten haben.

Der hy[er]-Begriff (der hy par excellence, der HERR) wurde im Lateinischen: l (ille = el), in den germanischen Mundarten: er, herr. Aber die Lateiner behielten das r in ihrem Comparativ, maha (groß) wurde maha-er, maha-ior, maior, d. i. unser: meer, mehr etc.

Nun, während dieser Zeit hätte ich recht gut Ihre portugiesischen Studien lesen können. Und Funke klagt! Hören Sie, ich werd's nicht wieder tun. Aber können Sie nicht jemand, der ein Organ für gewagte Vermutungen hat, anstecken mit meiner Sucht, ur zu suchen? Das Organ, ja, und Zeit! Probieren Sie es einmal.

Wer war der Mann, der behauptete, daß im Paradies flämisch gesprochen wurde? Was führte er an zur Rechtfertigung seiner Vermutung? Ist es auch wohl Torheit, an ein Paradies zu glauben, so möchte ich doch wohl wissen, ob er vielleicht frappiert war durch die Art der Übereinstimmungen, die mir ins Auge fielen. Der Fehler kann gewesen sein, daß er für „flämisch" hielt, was eigentlich allgemeine Weltsprache war, d. i. manche Urklänge im Flämischen, die aus dem Mäntelchen der verderbenden Litteraturerei hervorlugen. Bei Studien wie diesen muß man sich von Buchstabenglauben befreien, man muß auf Klang achten und auf den

Übergang von Klängen. Gestern hörte ich wieder ein r aussprechen als a. Die preußischen Unteroffiziere glauben recht militärisch zu sprechen, indem sie Gewehw sagen. Die französischen Incroyables schworen paole d'honneu. „Huwelyk" ist ein schlecht ausgesprochenes Adjektiv: ehelich.

Sollte es Ihnen gefallen, jemanden zu ermuntern zu dem Studium, das ich so liebe, lassen Sie ihn dann wohl bedenken, daß die angegebenen fünf, sechs Arten von Quellen erstens allmählich sich einigermaßen vermehren (d. i. bei fortschreitender Entwicklung und Bedürfnis), zweitens höchstwahrscheinlich auseinander entspringen, sodaß es ur-urgemäß gesprochen noch weniger als fünf oder sechs sind. Der Begriff von Herrschaft z. B. ist neuer als Kenntnis des Wassers. Die Laute SR und ER sind also vielleicht dem fließenden, rauschenden ϱ entlehnt (WassER). Sehen Sie, wie hübsch das anblasende h sofort „Herr" daraus macht, ohne zu warten, ob die germanischen Kehlen dieses „Herr" sagen würden! Der Übergang des Begriffes Bewegung oder Fortschreiten (mitreißend, was sich in den Weg stellt) auf Hoheit, Übergewicht, Macht und den Comparativ ist leicht zu begreifen, besonders, wenn man sich in den sehr begreiflichen Mangel von Äußerungsmitteln zu versetzen weiß. So hat auch das Kind in bestimmtem Alter nur etwa drei Laute, worüber es verfügen kann, und es sucht damit auszudrücken, was es begehrt. Mütter lernen es verstehen, sowohl aus dem Unterschied der Stimmbiegung, als aus den offenbaren Versuchen, den Laut zu modificieren. Diese Versuche sind manchmal komisch, aber die Mutter spricht dem Kinde nach und macht ein Wort mit geaichter Bedeutung aus dem, was zuerst zur Sprache stand, wie Wackeln zum Gehen. Sind nicht so die Sprachen in die Welt gekommen?

. . . . . Sein Sie herzlich gegrüßt, auch von meiner Frau. Wir wünschen Ihnen gute Gesundheit, und . . . wenn Sie dort husten, kommen Sie dann hierher!

Ihr Freund
Douwes Dekker.

Ich schreibe immer recht nachlässig. Wenn meine Sätze sich nicht richtig runden, renken Sie sie dann nur ein. Ich lasse mich allzugern gehen, wenn es nicht für die Presse ist, gerade wie ein Junge, der aus der Schule kommt.

CLXIV

An Dr. P. A. Tiele.

Wiesbaden, 27. Aug. '75.

..... Molukko und Malakka (vielleicht verwandt mit melch, malch, moloch, malek etc.). Keine These, aber Beitrag zu einer möglichen Hypothese. Ach, entschuldigen Sie sich nicht wegen des Gebrauchs des Wörtchens „gewagt". Ich selbst habe einen Widerwillen gegen das „durchhacken". Dies zeugt von unwissenschaftlichem Sinn, und ist also unsittlich. Ja, das Zufriedensein mit einer Lüge ist schlecht. Meine Methode ist so. Ich beginne (jetzt speziell in Philologie) alles für möglich zu halten, was nur einem der Erfordernisse der Wahrscheinlichkeit genügt, und notiere jedes neue Gegebene als vorläufig wahr. Es hängt dann von späteren Beobachtungen ab, ob das einmal Angenommene bestätigt oder ob ihm widersprochen wird. Sehr viel von dem, was ich bis jetzt fand, leitet zu (verhältnismäßiger) Einheit des Ursprungs der Sprachen. Es versteht sich von selbst, daß ich hiermit keine adamitische Namengebung meine. Die ersten Laute von Menschheit und Mensch waren und sind unwillkürliche Äußerungen, die nur Ursache hatten, und keinen Grund. Das auch in diesen Äußerungen bereits Unterschied war, je nach Klima, Umgebung, Kehlbildung u. s. w., versteht sich von selbst. Darum sprach ich von „verhältnismäßiger" Einheit. Allmählich, sehr langsam, entwickelte sich Ursache zu Grund, und nicht einmal vollkommen. Noch jetzt giebt es viel Unwillkürliches in der Bildung

der Worte. Der erste Lateiner, der „forma“ für μορφη sagte, wird wohl einen Fehler im Zungenschlag gemacht haben, einen Fehler, der Erfolg hatte und in Mode kam. Vielleicht ist die Sache umgekehrt, denn es besteht kein Grund, die Etrurier für jünger zu halten als die Griechen. Entwicklung und Zivilisation verfolgten niemals einen geraden Weg. Sie beschrieben Zickzacke . . . wie der Blitz.

Nun ist die Versetzung oder Veränderung von einem einzelnen Buchstaben leicht zu bemerken, aber bisweilen ist die Veränderung für das Auge so groß, daß wir an Verwandtschaft zweifeln. Gerade heute las ich den Namen von dem persischen Dämon des Guten, den wir gewohnt sind Ormusd zu nennen, buchstabiert: Ahura Mazda. Ich hatte Mühe, den guten Teufel in diesem Letterngewand wiederzuerkennen . . . . .

Meine Frau dankt Ihnen herzlich für den „Werther“. Sie war sehr dafür eingenommen, sowohl für das Geschenk, als für die Lektüre. Aber, sagte sie, Goethe ist am Leben geblieben und wurde ein dicker Hofrat!

Sie grüßt Sie sehr herzlich und liest wie ich Ihre Briefe mit größtem Vergnügen.

Adieu, bester Kerl, halten Sie sich gut, was Ihre Gesundheit angeht, und sein Sie herzlich gegrüßt von Ihrem

Douwes Dekker.

CLXV

An Dr. P. A. Tiele.

Wiesbaden, 22. Okt. 1875.

Lieber Tiele!

Bereits den 11. schrieb ich Ihnen $3^1/_2$ Seiten in Antwort auf Ihren Brief vom 6., um Ihnen im Namen Mimis für „Die Pfanze“ u. s. w. von Schleiden zu danken. Aber mein Brief

blieb liegen, weil ich auf Seite 4 ans Pfuschen von deutschen Versen geraten war, worüber gleich mehr.

Ich schrieb dann, daß Ihr Brief gerade passend kam, denn wir waren in Unruhe wegen Ihrer Gesundheit. Es folgte: „Daß ich jetzt so schnell antworte, geschieht hauptsächlich, um Ihnen zu sagen, daß Ihr Brief mir soviel Vergnügen machte. Ihre Freundschaft ist ein wahrer Schatz, Mann! Wie viel kann ich nur von Ihnen lernen! Viele würden meine Freude hierüber nicht begreifen, weil die Dinge, die ich hier im Auge habe, auf ein Gebiet gehören, das nicht für das meine gehalten wird, da man mich verurteilt zu ausschließlicher Poeterei. Dieses Urteil ist unbillig, denn diejenigen, die es fällen, tun es wahrlich nicht, weil sie (wie ich!) Streben nach Wahrheit und Poesie für ziemlich identisch halten. In ihren Augen ist Poesie etwas Unwahres. Sie finden meine Idee 263 paradox. Nun, gegen die Lehre ist es! Aber unrichtig ist es darum nicht!"

Ich werde noch das eine und andere aus den verworfenen Blättern übernehmen, ohne nun gerade ängstlich zu trennen, was ich den 11. schrieb, und was von heute ist.

Ihre Bemerkungen und Beurteilungen sind mir von großem Nutzen. Ich übergehe nun, wie oft ich daraus lerne, daß ich wenig weiß. Ihr Fingerzeig bezüglich Brederos Umgebung sagte mir etwas Neues. Meine eigenen Beobachtungen über seinen Mangel an militanter Vaterlandsliebe jetzt in Verbindung bringend mit meiner Lektüre der letzten Wochen (Bor!), sehe ich deutlicher denn je, wie schlecht die „Vaterländische Geschichte" geschrieben ist. Damit wird's erst besser werden, wenn wir kein Vaterland mehr haben und also befreit sind von der verzweifelten Notwendigkeit, Helden zu fabrizieren zum Gebrauch für die Schuljugend. Gott, was für Lügen macht man den Kindern weis! Nicht so sehr durch das Erfinden von Tatsachen, als durch das Verdunkeln von Tatsachen. Und . . . durch die theatralische Aufputzung von dem bißchen, das wirklich geschehen ist! Sobald wir eine Provinz des deutschen Reiches sind und dann z. B. Willem I., Maurits u. s. w. nach

dem in den Quellen Vorhandenen beschreiben werden, wird es niemand einfallen, diese Leute zu etwas Besonderem zu machen!

. . . . . Ja, Mimi wird Ihnen schreiben über Schleiden, und, denke ich, auch über den Werther. Als sie den las, rief sie mehrfach: „hör mal, es ist doch viel Schönes darin!“ Das sollte übersetzt heißen: rede gegen Goethe, was du willst . . . u. s. w. Oder: stellst du auch Goethe nicht so hoch, dennoch behaupte ich . . . u. s. w.

Nun, darin lag eine Beschuldigung von Unbilligkeit. Es war lange her, daß ich den Werther gelesen hatte . . .

Ei, sind von dieser Lektüre keine Spuren in der „Braut dort oben“? Ja, sicher. Das Stück zeigt deutlich, daß ich im Jahre '42 unter dem Eindruck der Litteratur stand, die zum großen Teil aus der Wertherperiode hervorging oder wenigstens darauf folgte. Selbst die abgeleierten Stichelreden auf den Adel kommen darin vor. Und der obligate Selbstmord! Daß Holm sich nicht totschießt (der Autor macht Gebrauch von dem nicht ungewöhnlichen deus ex machina, der genau in dem fatalen Augenblick an die Tür klopfen kommt) das ist die 42er Variante auf den Text von fünfzig Jahre vorher, aber die blutrünstige Grundidee: „unglückliche Liebe, also flink sterben!“ ist da. Ich sage dies nicht, um zu prahlen mit der Tiefsinnigkeit der Erfindung (sie ist nicht besonders originell!) sondern um anzuzeigen, wie sehr à la mode meine „Braut“ zu ihrer Zeit war. Ach, das Stück sollte berühmt sein! Die holländische Kritik versteht ihr Fach nicht. Das Stück sollte berühmt sein wie der brave Heinrich! Es ist ein Schmöker, nun ja, aber ein Schmöker nach den Regeln der Kunst. Wahrhaftig, es giebt kein besseres Modell von all den Steckenpferdchen, worauf die leichte Litteratur von 1800 bis 1820 herumgaloppierte, als dieses Ding. Es riecht, um alles auf einmal zu sagen, nach Lafontaine [Hier ist wieder, wie auf S. 32 des I. Bandes, der deutsche L. gemeint], der der treue Lieferant von all den Artikelchen war, die das Deutschland, das den Werther so schön gefunden hatte, haben wollte.

Daß (wie in der „Braut") Lafontaines Helden sich nicht totschießen, hat seinen guten handwerklichen Grund. Der Roman muß soundsoviel Bände Druck geben, und die „Braut" sollte fünfaktig sein. Überdies, ein frohes Ende mit einem kitzelnden „sie kriegen sich" hinterläßt einen süßen Nachgeschmack und ermuntert zu Erneuerung der Bekanntschaft mit dem freundlichen Autor.

Nun denn, ich las den Werther nach Mimi, und es zeigte sich, daß ich im Jahre 34, 36 gelesen hatte wie ein Junge. Das Resultat ist, daß ich . . . Goethe nicht liebe. Mangel an Objektivität, nicht wahr? Ich müßte den Werther an und für sich beurteilen. Was hat meine Sympathie oder Antipathie gegen Goethe mit dem Buch als solchem zu schaffen? Ei, das kann ein Bückling auch sagen, den man verschmäht wegen des Rauchgeschmacks. Werther ist gegoethet, und es giebt Leute, die Geräuchertes nicht lieben.

Was ist nun hier der Rauchgeschmack, der mich stört? Es ist die Lüge! Ich vertiefe mich nicht in die gewöhnliche Streitfrage der Moralisten, „ob Selbstmord erlaubt ist". Indem man sich immer damit beschäftigte, hat man etwas ganz anderes im Buche übersehen, etwas, das aus künstlerischem und psychologischem Gesichtspunkt bedeutungsvoller ist. Ich meine die Figur Lottes. Die jungen Leute, die in den Jahren 1800 bis 1820 für den Werther schwärmten, taten dies nicht, weil sie so ein Vergnügen an Selbstmord hatten. Der Charme von dem Werther lag in dem wollüstigen Leiden, das zum Selbstmord führt. Dieses „Leiden" ist denn auch das Aushängeschild auf dem Titel und mußte aus einem dramatisch-litterarischen Gesichtspunkt gerechtfertigt werden durch Lottes Vollkommenheit. Sie ist die Madonna im Kirchlein. Wie zeichnet nun Goethe dieses Idealchen? Rundheraus gesagt: sie ist ein gemeines Frauenzimmer. Ich weiß wohl, daß man dies nicht in ihr gesehen hat, und wahrscheinlich wußte es Goethe selbst nicht, aber er verrät sich durch die Einführung der Kanarienvogelscene in einem der folgenden Drucke. Da spielt die

tugendsame Lotte („tugendsam“, weil sie nicht mit W. zu Bette ging. On ne sort pas de là!) ja, da ist sie nicht viel mehr wie ein kokettes Weibsbild. Sie, die Brave, unmenschlich Tugendsame, benutzt das Vögelchen, um W. Unterricht zu geben im „nahrhaften Küssen“. Sie regt ihn hurenhaft auf und stößt ihn tugendsam ab. Die jungen Leute, die sich nach Werthers Vorbild interessantem „Leiden“ hingaben, haben nicht gut gelesen. Goethe hat gegen seine Absicht nicht ein litterarisches Kunstwerk geliefert, etwas wie die mannigfachen Kupferstiche, z. B., die das Büchelchen inspirierte, sondern . . . eine ziemlich banale Warnung: „Jungens, laßt euch nicht verrückt machen von einem Frauensmensch!“ Diese Kanarienvogelscene macht die Darlegung von Lottes Unwert sehr bequem. Mein Urteil würde nicht anders sein ohne diese Episode, aber nun ist alle Diskussion überflüssig, auch bezüglich der Bedeutung ihres früheren Betragens. Goethe war unwahr, und (wie alle Lügner) ungeschickt genug, sich ertappen zu lassen. Ich gebe zu: „keine Poesie ohne Wollust!“ Auch keine Philosophie ohne Wollust! (Der entmannte Abälard war ein infam gemeiner Bursche, und das sind alle Eunuchen, auch die, die sich nur in moralischer Hinsicht kastrieren ließen.)

Keine Poesie ohne Wollust. Poesie, eins mit Philosophie, erfordert den vollkommenen Gebrauch, die ungestörte Einwirkung von allen Fähigkeiten des Gemüts, also auch von diesem Hauptfaktor im organischen Leben, nein, in allem Stoff, d. i. in allem. Die Sucht nach Einssein ist identisch mit Existenz. In der Physik nennen wir es Anziehungskraft, in der Psychologie heißt es Zuneigung, Freundschaft, Liebe. Alles sucht (wahlverwandtschaftlich) Annäherung, Drinsein, Vereinigung. In der Chemie ist die Scheidung der Elemente nichts anderes als Vorzug der Vereinigung mit etwas anderm.

Wollust ist also nötig, sowohl in einem Kunstwerk, als für die Hervorbringung eines Kunstwerks. Ich überschlage jetzt die nicht schwierige Demonstration hiervon, um überzugehen zu dem Entgegengesetzten: wo (wie in Lottes Bild)

Wollust allein redet, bekommen wir eine Mißgeburt, denn „keine Poesie ohne Wollust“ bedeutet nicht: „Wollust ist Poesie“. Dies letztere nun scheint Goethe gemeint zu haben. Er holte seine Inspirationen aus der Hose. Sie finden dies grob? Ei, es ist Pflicht, und wenn ich meinen Widerwillen gegen öffentliche Schreiberei überwinden kann (o, bester Funke!), dann werde ich es mal drucken lassen. „Drücken Sie sich dann etwas anständiger aus!“ sagen Sie? Nein, es muß grob gesagt werden, gröber sogar. Und das werde ich tun. Und das tat ich in den deutschen Versen, die nicht fließen wollten. Vielleicht wird's gleich besser gehen. Die Grobheit, die Sie darin finden werden, ist . . . eine Pietät. Der gute Lessing hat darauf angedrungen. Der Werther wäre sehr schön, sagte er, aber . . . das Büchelchen hätte mit einem „derben Wort“ endigen müssen. Er hat den Werther nicht öffentlich recensiert (es scheint, daß er Grund hatte, Goethe nicht anzugreifen), aber er äußert diese Meinung in einem Brief, worin er sich bedankt für die Zusendung eines Exemplars. Ich weiß nicht, ob darin die verräterische Kanarienvogelscene vorkam (ich vermute, nicht, denn es war ein neuer Artikel, und er hatte also die erste Ausgabe), aber wenn schon ohne diese Scene ein grobes Wort nötig war, um wieviel mehr habe ich dann nun das Recht, dieses Wort zu liefern.

Los also! Mephisto guckt dem Autor über die Schulter:

[Das Nachfolgende ist die Originalfassung Dekkers.]

He, Freundchen, du vergißt, daß deine Puppe
Ein Engelein von Fleisch und Blut nicht, doch
Von suprafeinstem Äther sollte sein.
Sie schwebt zu hoch in dieser Qualität,
Um so genau zu wissen, wie man küßt!
So rein wie sie sind wir bei uns wohl auch,
Wir halten aber auf fair play, que diable!
Die Huren sind bei uns gewissenhaft
Und liefern redlich, was der Mund versprach,
Bezahlen richtig Steuer fürs Gewerbe . . .

Lessing beklagt sich. Es ist nicht „derb“ genug. Weiter also:

> Ein Weibsbild, das sich respektiert,
> Seinen Galan auf Klopstock regaliert,
> Statt . . . nun, ein anständiges Mädchen soll nicht einmal wissen,
> Daß es Leute giebt, die k... und p...

Mich dünkt, daß Lessing hiermit zufrieden sein kann, und die jungen Leute auch. Es erspart ihnen, daß sie sich totschießen für die Goetheschen Ideale.

Unser guter Vosmaer ist zu Besuch bei mir. Ja, ja, er schickt sich in das kleine Eckchen. Er ist mit der Korrektur von seinen „Vögeln“ dritter Teil beschäftigt. Darin kommen wieder glänzende Stücke vor. Und der Huet, der behauptete, daß Vosmaer kein Dichter sei!

Dank für die Mitteilung über die Phönizier.

Ach, geben Sie mal Acht, wann Sie in portugiesischen Schriften dem Namen d'Albuquerque (De Alb., Dalbuqu.?) zuerst begegnen. Ist es kein holländischer Name? (Ouwerkerke Alte Kirche oder Altenkirchen]?) Die Römer haben wohl aus El gibl Heliogabalus gemacht. Hier sagen sie und schreiben sie für „frontispice“ Frontspitz. Und ich zeigte Ihnen bereits in einem batavianischen Namenbüchlein den Namen De Queljoe, womit nach meiner Meinung De Coelho gemeint wird! So kann auch Ouwerkerke Albuquerque geworden sein. Das im Beginn des sechzehnten Jahrhunderts der Verkehr der Holländer mit der Halbinsel lebendiger war als jetzt, zeigt sich überall. War das auch vor dieser Zeit so? Es kann ganz gut sein, daß eine Familie Ouwerkerk nach Portugal übersiedelte und sich dort die Verstümmelung ihres Namens gefallen ließ. Etwas, als wenn ich, in Frankreich mich ansiedelnd, mich D'Oëst De Kerr nennen lassen würde.

Dank für die Mitteilung über Adr. van Scrieck. Die Dinge, die Sie von ihm anziehen, beweisen, daß er kein wissenschaft-

liches Gewissen hat. Solche Albernheiten verderben manchmal etwas Ernsthaftes.

Schreiben Sie mir nicht schnell wieder. Es sähe so aus, als wenn ich Sie mit Contribution von langen Briefen belastete. Aber . . . ausgezeichnet sind sie! Gerade mit der Korrespondenz von Lessing beschäftigt, denke ich immer, wie unbedeutend war doch vielfach die Korrespondenz von den Koryphäen. Sehen Sie Bilderdyk. Auch bei ihm saß die Philosophie und die Poesie auf einem wunderlichen Fleck. Seine heftigste Verliebtheit gab ihm keine Idee ein. Wenn der Kerl im Bett so impotent gewesen wäre, wie in der Seelenspeise, die er seinen „Allergeliebtesten" zuteilte, wäre viel Elend erspart. Es ist sehr merkwürdig, daß van Vloten bei der Behandlung dieser Briefe nicht auf die Armut an Gedanken geachtet hat, die darin durchscheint.

Das lag unter dem Interesse des gewesenen Litteraturprofessors. Ein o oder oo, e oder ee, parlez moi de çà!

Adieu, bester Tiele, sein Sie herzlich von uns beiden gegrüßt. Wir wünschen Ihnen vollkommene Gesundheit. Halten Sie sich gut. O Götter, mein Lustspiel will mir nicht glücken.

Ihr Freund D. D.

CLXVI

An Dr. P. A. Tiele.

Wiesbaden, 5. Juli 1876.

Mein bester Tiele! Als ich Ihren lieben Brief vom 29. Juni empfing, hatte ich Besuch aus Holland. Zwei Damen, denen ich die Honneurs von Wiesbaden zu machen hatte. Wir wollten den Tag nach Sonnenberg und Rambach gehen, und beim Verlassen meiner Wohnung holte ich Ihren Brief aus dem Kasten, der an der Küchentür hängt. Nun, in Sonnenberg und Rambach fühlte ich eine glühende Kohle in meiner Tasche.

Denn ich hatte auf Ihren sehr interessanten Brief nicht geantwortet, und wenn Sie böse auf mich gewesen wären, hätte ich es nicht übelnehmen dürfen.

Lassen Sie mich nun beginnen mit der Bezeugung meines Bedauerns, daß Sie verhindert sind, diesen Sommer hierher zu kommen. Aber ist das so sicher? Die besten Monate sollen noch kommen, und wo jetzt Frühjahr immer so spät fällt, haben wir Anspruch (oder Aussicht wenigstens) auf schöne Herbsttage. Was mich betrifft, ich finde den Herbst herrlich. Nicht allein die Außennatur, sondern auch die Natur in uns ist im dritten Jahresquartal ruhiger. Ich finde den Frühling und auch in gewissem Sinn den Sommer aufregend. Vom Frühling ist das bekannt und anerkannt, aber ich glaube, daß diese Beobachtung bezüglich des Sommers noch nicht so allgemein durchgedrungen ist. Wie dem sei, ich liebe den Abend und den Herbst. Die haben etwas Beruhigendes, etwas, das an Aufsuchung der Ruhe gemahnt, und meine Vorliebe für diesen Eindruck deckt sich ganz und gar mit meinem Verlangen nach dem Tode. Suchen Sie in dieser Äußerung nichts Melancholisches, nichts von Weltschmerz. Ich bin, abgesehen von ein paar Lasten, die auf mein Gemüt drücken, ziemlich aufgeräumt. Die zwei Damen, die uns besuchten, fanden mich ausnehmend fröhlich. Ich wäre „zum Schreien", sagten sie mit dem jetzt gebräuchlichen Ausdruck. Also: nichts von besonderer Traurigkeit. Meine Frau ist ein Engel für mich, es behagt uns in unserer kleinen Wohnung, seit sehr langer Zeit habe ich keinen Mangel gelitten, ich bin gesund. Es ist nun nicht meine Absicht, die Dinge aufzuzählen oder herauszuklauben, die der Medaille eine Kehrseite besorgen. Ich deutete nur das Gute an, das ich genieße, um nicht meine Vorliebe für den Tages-, Jahres- und Lebensabend auf Rechnung von Melancholie setzen zu lassen. Aber . . . ich finde, man müßte nicht länger leben als fünfzig Jahre. So wäre es richtig! Es wurde zu meiner Zeit (1842, '43) in den Battahlanden erzählt, daß ein Familienvater, der sich altern fühlte, seine

Kinder und Enkel bat, sie möchten ihn jetzt nur aufessen. Und das taten die guten Kinder! Sie machten ihren Magen zu einem Mausoleum der Pietät. Aber ich weiß nicht, ob diese Geschichte verbürgt ist: gesehen habe ich es nicht! Ohne nun von meinen Kindern solchen unappetitlichen Dienst zu verlangen (unappetitlich für sie, meine ich), fühle ich doch etwas in mir von einem battakschen Philosophen.

Herrejesses, und das alles, um Ihnen zu sagen, daß Sie im September oder Oktober recht gut hierher kommen können. Unterlassen Sie es nicht wegen der Kosten, sofern Sie sich nur mit dem kleinen Zimmerchen begnügen können. Die Reise selbst ist billig . . .

Sie hatten die Güte, in Ihrem vorigen Brief ausführlich auf meine Boutaden über Goethes Werther zu antworten. Da haben Sie einen Grund, sehen Sie, warum Sie nicht eher einen Brief von mir bekamen. Wenn ich nun einen Schlag kriegte, und mein Brief bliebe unfertig liegen, würden die Kommentatoren sagen: „Mult. schrieb nicht mehr an Tiele, weil dieser sich vermaß, andere Meinungen über Fräulein Lotte zu haben, als er. Der eingebildete Narr nahm dies so übel, daß die Korrespondenz plötzlich abgebrochen wurde.“ Ei, gerade umgekehrt! Ich finde Ihre Bemerkungen über den Werther sehr bedeutungsvoll, und schob das Schreiben jedesmal auf, just weil ich es für schade hielt, Ihren Brief so im Vorbeigehen abzufertigen. Und dieses Gefühl habe ich noch! Ihre Briefe sind zu gut, als daß man sie nicht mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit behandeln möchte. Was die Meinungsverschiedenheit angeht, ich glaube selten daran unter Menschen, die nach Korrektheit des Ausdrucks und gutem Verstehen streben, denn sie ist meist eine Folge von nachlässigem Sprechen oder Mißverständnis.

Als ich Ihren Brief vom 29. Juni nur erst halb gelesen hatte, gab ich ihn meiner Frau und sagte (fragen Sie nur nach!): „Sieh mal wieder, was für ein famoser Brief von Tiele, immer so solid, gerade wie er selber.“ Die Wahl dieses letzten

Wortes wurde wohl einigermaßen auch durch ihre Qualitäten bestimmt, denn . . . sie liebt Mathematik, sie studiert darin, und will versuchen, ein Examen darin zu machen. Wir sind beide leichter Litteratur und aller Schöntuerei überdrüssig. Beim Lesen z. B. von etwas Schönem in der „Manier" von Heine (das Wort „Manier" stört uns schon) sagen wir: „Sieh, das würden wir früher schön gefunden haben." Meinen Sie nicht, daß wir prosaisch geworden sind, o nein! Wir suchen nur die Poesie anderswo, als in sentimental gewendeten Plumpheiten oder in Empfindsamkeit mit Löffeln und einer Ohrfeige dazu. Mit etwas gutem Willen können Sie aus dem einen und andern berechnen, wie das Wort „solid" bei uns zu Ehren kam und mit Vorliebe auf Sie angewendet wird.

Zum größten Teil bin ich mit Ihren Betrachtungen über den Werther einverstanden, aber ich lasse mich nun nicht weitläufig darüber aus, weil dann dieser Brief niemals zu Ende kommt. Vor allem, da ich jetzt Aktuelleres bezüglich Lottens Koketterie zu erzählen habe. Stellen Sie sich vor, daß meine Frau auf einem Bodenkämmerchen eine Kanarienbruthecke eingerichtet hat. So ein Nest . . . ja, wenn ich damit beginne, wird der Brief nicht fertig! Also kurz. Eins der Jungen war mutterlos. Wie, warum, ach, es geht manchmal so! Zenobia (in Verkürzung Nobbi, Nöbbchen) war eine nachlässige Nährerin, und ihr Männchen knüpfte andere Liebschaften an. (Sie müssen wissen, daß sonst die Kanarienväter ziemlich gut Sorge tragen für die Jungen.) Wie es sei, Jan Carel Josefus van Speyk (so hieß das Junge) war verlassen. Mimi nahm die Muttersorge auf sich, und . . . ich auch. Darauf ans Füttern und Vollpfropfen mit eingeweichtem Brot, mit hartgekochtem Ei, mit allem, was wir greifen und fangen konnten, um das Kröpfchen gefüllt zu halten. Nun, dazu gehört etwas, denn ein junger Kanarienvogel ist unersättlich wie ein Ehrgeiziger. So ein Tierchen meint schlecht bedacht zu sein, so lange noch was hinein kann. Wir folgten diesem Wink der Natur, vielleicht auch ein bißchen aus Groll auf Zenobia, die weggeflogen war

und nun wahrscheinlich das Vergnügen eines preußischen Soldaten in seinen Mußestunden bestreitet. Denn, und da haben Sie eine tiefe ornithologisch-militärische Wahrheit: alle fortgeflogenen Kanarienvögel landen in der Kaserne, wenigstens wenn man in der Schwalbacherstraße wohnt.

Ich glaube, ich habe den Faden nicht zu fassen und habe keine Lust, aufzusuchen, wo ich ihn ließ. Ohne Faden also: Van Speyk ist aufgewachsen in Tugend und Federn. Er ist so zahm, daß er nirgends glücklicher ist, als auf einer unserer vier Schultern, und mit Vorliebe auf einer von meinen, weil ich öfter bei ihm bin. Doch sehen Sie nun den Zusammenhang. Wenn er auf Mimis Schulter sitzt, findet sie das Tierchen lieb und macht unwillkürlich, und ohne verführerische Absicht wahrlich! Miene, ihn zu küssen oder sich von ihm küssen zu lassen. (In die Kanariensitten übersetzt bedeutet das, daß er ihr in die Lippe pickt.) Und als ich dies zuerst sah, rief ich bauchredend, daß sie es nicht hören sollte: O Gott, da hast du Lotte. Daß ich sie doch nur ja warne, daß sie es nicht tut, wenn Tiele hier ist!

Denn, belehrt durch meine Bemerkungen über Lotte, würden Sie übel davon denken, und ich kann Ihnen beschwören, daß beide, Mimi und Kanarienvogel, unschuldig sind. Auch um das nun aus der Nähe zu sehen, würde es gut sein, daß Sie mal hierher kämen.

Ich habe Ihnen wohl hundert Dinge zu schreiben, aber ich will erst dieses auf die Post bringen, um Sie recht herzlich von uns beiden zu grüßen. Sonst denken Sie, daß ich schon tot bin. Erwarten Sie also eine Fortsetzung.

Ihr Freund D. D.

Nun, dieser Brocken Brief ist wahrhaftig nicht solid! Wenn Sie vorläufig nur daraus entnehmen, daß ich nicht tot bin und daß wir mit der größten Herzlichkeit an Sie denken.

CLXVII

An Dr. P. A. Tiele.

[Aus einem Briefe mit umfangreichen Darlegungen über die Wirkungen der christlichen Mission in tropischen Ländern.]

Wiesbaden, 9. Juli 1876.

..... Und Sie fragen nach meinen Beobachtungen über die zum Christentum bekehrten Eingeborenen in unserm Indien? Javanische, sogenannte muhammedanische Convertiten habe ich niemals gesehen. Zu meiner Zeit waren 1838—'42 ein paar Christengemeinden in der Nähe von Batavia (Tugu? und Depok), wofür man immer ein Lächeln hatte. Aber dies beweist nichts. Ich selbst war in den Tagen zu jung, um unabhängig zu urteilen. Es ist also nichts damit verloren, daß ich niemals mit diesen Leuten in Berührung kam.

Viel später indes, als Sekretär von Menado und danach als Assistent-Resident von Amboina, hatte ich viel mit Christen-Eingeborenen zu tun. Die Minahassa (bezeichnet: Bündnis, nämlich von alfurischen Stämmen, die die Residentschaft Menado bewohnen) ist in unseren Tagen der Hauptwirkungsplatz von Missionaren. Und in Amboina ist die ganze Bevölkerung seit Valentyns Zeit christlich. Und nun mein Urteil? Es ist ungünstig, sowohl was die Fähigkeit dieser Menschen angeht, etwas zu begreifen von dem, was die Christen (meines Erachtens zu Unrecht) den Kern der Sache nennen, als auch bezüglich des Einflusses, den all diese Bekehrungen auf Sitten und Betragen ausüben. Auch ohne von dem „Kern“ zu sprechen, selbst die Dogmatik sitzt nur dünn auf. Diese Leute lernen Psalmen herleiern, kleiden sich in Schwarz (an Stelle der so heiteren farbigen vorväterlichen Kleidung) . . .

Wollen Sie die sehen? Schlagen Sie dann mal auf: Reise des Colonel van der Hart längs den Küsten von Celebes — das Buch wird reichlich 20 Jahre alt sein — worin der Herr van Heemskerk van Beest, damals Kadett auf der Argo,

die ausgezeichneten Kupfer lieferte. Der Alfur, der dem Titelblatt gegenüber steht, ist, was seine Kleidung angeht, von photographischer Treue, auch die Farben sind exakt, und sogar das Gesicht ist Portrait. Ich kannte den Mann, und, es sei denn, daß er durch Alter sehr verändert ist, man würde ihn noch jetzt mit diesem Kupfer in der Hand wiederfinden können. Ich war dabei, als v. H. v. B. ihn zeichnete, oder besser, eine Skizze von ihm nahm.

14. Juli.

Dieser Brief ist wieder ein paar Tage liegen geblieben. Ich sehe nun ein, daß ich, indem ich beginne mit meiner Beurteilung der Verchristlichung der einfältigen Alfuren, eine Arbeit anfange, die mich weiter führen würde, als es mir nun paßt. Man verliert sich dabei jedesmal in schwierige Probleme. Ist Fehlen von Kindesmord ein günstiges Zeichen, wenn es zu danken ist dem Mangel an Scham? Das Christentum nämlich hat in der Minahassa zu Kindesmord Veranlassung gegeben. Dann folgt die Untersuchung, inwieweit diese Scham nichts ist als Furcht vor dem Pandeta (Missionar), den die armen Schlucker für eine Autorität ansehen. Dann die Fragen, ob es ein Fortschritt ist, daß alle inländischen Spiele, Tanzen, Ballschlagen u. s. w. von vermeintlich heidnischer Bedeutung ersetzt werden durch Psalmensingen? Und bei diesem allen mein Vorurteil, da ich einen Widerwillen habe gegen das Christentum und also wohl aufpassen muß, daß ich nicht parteiisch bin. Eine schwierige Arbeit . . . . .

CLXVIII

An Dr. P. A. Tiele.

Wiesbaden, Juli 1876.

Lieber Tiele. Wenn ich annehmen darf, daß Sie einiges Interesse haben für meine Briefe, dann muß ich glauben, daß

Sie gestern und vorgestern nach der Fortsetzung meines Schreibens von ein paar Tagen vorher ausgeschaut haben. Mein Plan war, denselben Tag noch Ihre beiden letztempfangenen Briefe zu beantworten, aber jawohl! Immer etwas! Die Post bringt mir gewöhnlich mehr, als ich gehörigerweise verdauen kann. Jeder schreibt mir, und . . . über alles. Das ist übertrieben, und weil ich so wahr wie möglich sein will: viele schreiben mir, und über . . . sehr vieles. Sehen Sie, so ist es! Eine Liste von unerledigten Sachen würde kurios sein, aber ich werde nicht damit beginnen. Doch etwas davon: Verse und ein Drama zu beurteilen. Da kann einem schaudern! Nun, zu dem Unerledigten gehören die Verse nicht, denn ich schrieb dem Autor, daß er besser täte, sich mit etwas Vernünftigem zu beschäftigen. Das Ding ist wahrhaftig miserabel. Es liegt etwas Beleidigendes darin, mit solcher Scharteke anzukommen, und um das Maß voll zu machen, zeichnet sich der Mann (oder der Junge?) „Ihr Geistesverwandter". Bin ich denn schon schwachsinnig? Oder: Ist es denn schon von so allgemeiner unwidersprochener Bekanntheit, daß ich schwachsinnig bin? Haben Sie, o böser Kerl, vielleicht meinen battakschen Altemännerstoßseufzer an die Öffentlichkeit gebracht? Dann, o weh . . . erwarte ich noch mehr geistesverwandte Verse!

Auch Graf Rehbinder verlangt mein Urteil über seinen „Jesus von Nazareth", welches Stück ich Ihnen anbei zukommen lasse. Diese Aufgabe nehme ich mit weniger Widerwillen auf mich, weil ich hoffe, vieles loben zu können, oder etwas doch. Aber darüber will ich nun nicht sprechen, ich wollte Ihnen erzählen, mit was ich nur alles zu schaffen habe bei der Eigenart meiner Position. Ich kann Ihnen Dutzende von Geschichten mitteilen, die mich alle mehr oder weniger in Anspruch nehmen. Und die sogenannt litterarischen sind die schlimmsten nicht. Viele sehen mich für eine Art Beichtvater an. Dies ist ehrenvoll, aber beschwerlich. Sobald ich auf dem Punkt stehe, mich Hochmut hinzugeben (oder wenn dieser Punkt schon lange

überschritten ist, also zu spät leider!) kommt mir die Post mit einer neuen Expektoration von van Vloten. (Siehe u. a. die No. II seines Stückes gegen Jonckbloet, worin dieser und Loffelt und Vosmaer und jedweder und ich das Unsere kriegen. Vielleicht müßte ich sagen: das Seine, das van Vlotensche.) Also kein Hochmut, oder ein bißchen weniger Hochmut, oder... herrejesses, ich spiele lieber mit meinem Kanarienvogel. Das Tierchen ist niedlich, und das ist mehr, als man von van Vloten sagen kann. Gelesen habe ich seine Angriffe noch nicht, aber ich fing den Duft auf. Dann folgt etwas von Admiraal im „Niederland", und mein Hochmut nimmt wieder zu. Dann erinnere ich mich einer Mitteilung von Ihrem Bruder (die genau übereinstimmt mit anderen Symptomen) bezüglich der weitgehenden Geringschätzung, mit der „die gelehrte Welt" auf mich herabsieht . . . nun, das verwundert mich keineswegs! Aber es wirkt wieder störend auf die Zunahme meines Hochmuts.

Kurz gesagt, ich werde gar nicht fertig mit meinen Eindrücken. Mit Van der Linde hatte ich eine Geschichte, zu lang um sie zu erzählen. (Er ist hier, wie Sie wissen, aber ich will ihn nicht sehen, und er mich nicht.) Und nun die famose Sache mit Korteweg. Wissen Sie es noch nicht? Korteweg ist (war) Lehrer der Mathematik an der Militärakademie zu Breda, und wurde entlassen, weil „seine Ideen zu entwickelt wären, und er zu weit vorgeschritten wäre in seinen Meinungen über soziale Zustände".

Die unterstrichenen Worte sind buchstäblich so angewendet. K. hat die Stücke drucken lassen. Der General Van Willes scheint mir ein loyaler Mann zu sein, und dies sagt auch meine Frau, die ihn gekannt hat. Ich kann mir die Möglichkeit denken, daß er in dieser Sache seine Pflicht tat. Es steht da: „zu entwickelt" und „zu vorgeschritten" für jemanden, der künftigen Offizieren Unterricht giebt. Dies kann begründet sein. Schön nenne ich es, daß er K. nicht anschwärzt oder verleumdet. Er giebt ihm als Menschen und Lehrer in der Mathematik alle Ehre. Korteweg darf von Glück sprechen. Meine

Erfahrung ist anders! K., der noch jung ist, wird eine ganz verkehrte Vorstellung vom Leben bekommen, denn die Van Willes' sind selten!

Nundenn, ich denke Korteweg hier zu sehen. Daß er ein guter, braver Kerl ist, weiß ich.

Und dieser Tage hatte ich anderen Besuch, sodaß ich nur sagen will, daß niemals etwas werden würde aus der Beantwortung Ihrer Briefe, wenn ich jetzt nicht anfinge. Und wenn ich in der Tat anfange, ist es die Frage, ob ich jemals fertig werde! Ja, denn jetzt muß ich wieder aufhören, um zu baden. Ich sticke fast.

Wieder nicht fertig, nicht halb fertig, nicht begonnen. Also nur einen kleinen Gruß heute!

Wie sind Ihre Briefe sauber und abgerundet! Ach, lassen Sie meine doch niemals einen Gelehrten sehen! Ei, was ist das doch eigentlich für'n Ding? Sie selbst liefern mehr und arbeiten besser, als sehr viele andere. Sind Sie gelehrt? Nein? Dann will ich mich trösten.

Adieu für heute. Grüße von meiner Frau.

Ihr Freund Dek.

CLXIX

An Dr. P. A. Tiele.

Wiesbaden, 18. Nov. 1876.

Lieber Tiele! Sie müssen mich wohl für einen Erzlumpen halten! Noch kein Wort von Dank für Ihr Geschenk (Bakhuyzen van den Brink), und auch habe ich Ihren letzten, doch so willkommenen Brief nicht beantwortet, ein Brief, dessen Datum ich nicht zu nennen wage! Ach, vergeben Sie es mir nun und immer. Ich bin . . . nicht, oder schon an der Arbeit. Wenn nicht, dann bleibe ich aus der Nähe von Feder und Tinte. Wenn ja, dann fürchte ich meinen Faden zu verlieren

(was doch wohl mal vorkommt) und aus der Fahrt zu kommen. „Fahrt“ ist etwas prahlerisch gesagt, denn ich glaube nicht, daß jemals ein Autor so langsam und stümperig arbeitete wie ich. Ungenialeres giebt es nicht! Meine beste Eigenschaft ist denn auch Geduld, vielleicht ist es die bedeutendste, und wer weiß, die einzige. Aber nötig ist sie, denn die Male, da ich das einfachste Bröckchen Schrift überarbeite, sind unzählbar. Nun, dies ist ein Grund mehr, um vor dem Verlieren dessen bange zu sein, was bei einem andern „Fahrt“ heißen würde. Durch Not gedrungen (denn die Schreiberei fürs Publikum langweilt mich) habe ich mich wieder an die Manuskriptlieferung gesetzt, und nächster Tage wird wieder eine Lieferung „Ideen“ erscheinen. Die Blumenlese, die meine beste Frau sammelte (Sprache: eine Lese sammeln!), nun, das Büchelchen ist fertig, und Sie stehen angeschrieben für ein Freiexemplar.

Ja, die Aufsätze von Admiraal sind herzlich. Ach, und ich höre, daß er im „Zeitspiegel“ so auf mich los gegangen ist. Eigentlich bin ich dieser öffentlichen Bekanntheit überdrüssig. Es geht beinah kein Tag vorüber, daß ich nicht von diesem oder jenem in meiner Eigenschaft als Autor angeredet werde (brieflich nämlich), und ich kann nicht mitkommen, besonders wenn man, wie heute noch, ein Werk schickt mit der freundlichen Bitte um meine Meinung. Ich habe im Augenblick 5 Theaterstücke liegen mit Begleitschreiben von dieser Art. Und sie langweilen mich so! Aber es ist peinlich, das sagen zu müssen. Ein paar davon sind schauderhafte Schmöker. Wie soll man das ausdrücken ohne Grobheit? Und auch die andern drei . . . ach, es ist verdrießlich! Auch ermüdet es, besonders wenn ich jedesmal ausführliche Rechenschaft von meinem Urteil ablegen will. Davor mich scheuend, lasse ich sie liegen, und dann bin ich ein unhöflicher Kerl. Herrejesses, Tiele, wenn Sie sich verheiraten und Kinder kriegen, lassen Sie sie nicht Schreiben lernen. Und Lesen auch nicht! Was hat man davon? Meinen Sie zu meinen, daß Sie anders meinen . . . ach, das ist das selbstsüchtige Vorurteil jemandes,

der sein Brot verdient mit Bücheraufbewahren, auch schon ein schlechtes Fach. O, der Omar von Alexandria, das ist ein Kerl! Ich weiß wohl, daß manche seinen Ruhm verkleinern ... auch Schreiberei! Wenn Omar es nicht getan hat, er hätte es tun müssen. Auf jeden Fall scheint er ein Mann gewesen zu sein, den man zu einer so ausgezeichneten Tat fähig erachtete. Dies ist schon etwas.

(Ei, ist nicht der Omri, von dem man in der Kontroverse über diese Sache spricht, Omar selbst? Es ist sehr viel Wirrwarr entstanden durch die differierende Übernahme von orientalischen Namen.)

Unser Kanarienvögelchen ist niedlich. Er, sie, es ist unverschämt zahm, und manchmal mußte ich um Gnade bitten, d. h. sie mir nehmen, indem ich ihn einsperrte, denn er trippelt über mein Papier, zieht an meinem Schnurrbart, pickt an meiner Feder oder den Buchstaben auf dem Papier (ein Recensent!) und traktiert mich dann noch obendrein mit Hahnenfüßen, die in kein Alphabet der Welt passen. Es ist ein lästiger kleiner Kunde, aber ein lieber auch. Ja, ich freue mich der Voraussicht, daß Sie es sehen werden.

Graf Rehbinder ist gestorben. Auch ich finde, wie Sie, daß in seinem J. v. N. viel Schönes ist, auch daß die Hauptfigur zu wünschen übrig läßt, aber glauben Sie nicht, daß dies, wenn man nun einmal einen Jesus zeichnen will, verbessert werden kann. Richtig, Rehbinder ist zuviel der biblischen Tradition gefolgt, und in dieser Tradition sind Fehler. Wer nun diese Fehler vermeidet und seinen Jesus zugunsten von Psychologie und Drama besser schildert (nehmen Sie an, es gelingt einem, denn wenn das nicht der Fall ist, taugt es auch nicht), wer einen neuen Jesus fabriziert, schildert den Jesus von Nazareth nicht. Wie die Evangelien ihn darstellen, ist er keine dramatische Figur, es sei denn, man bearbeite ihn für ein Publikum von Oberammergauern, die die konventionelle Mystikerei ohne Protest schlucken. Ich halte viel von Jesus, und es geschieht also nicht aus Antipathie, wenn

ich etwas Ungünstiges von ihm sage, aber wahr ist, daß ich keine Möglichkeit sehen würde, sein Streben, soweit es uns bekannt ist, zu poetisieren, weder in idealem Sinn, noch praktisch. (Dieses Wort ist unrichtig; gleich folgt, wie ich es meine.) Für einen idealen Helden ist Jesus zu negativ, zu weich, zu linkswangig. Auch bleibe ich dabei, seine Himmelvorspiegelung unedel zu finden. Spekulation ist Spekulation, gleichgültig, ob das erhoffte Steigen der Effekten an dieser oder an jener Seite des Grabes stattfinden soll. Beachten Sie wohl, daß ich nicht Jesus unedler Dinge beschuldige! Ich qualificiere sein System, insoweit es den Namen System tragen darf, denn es ist vag, nebelhaft, unzusammenhängend. Und diesen Mangel meinte ich mit der Klage über die dichterische Unzulänglichkeit der praktischen Seite. Sehen Sie, gerade aus den gewöhnlichen Handlungen, Aussprüchen, Lehren, Umständen u. s. w. ist eine gute Portion Poesie heraus zu holen, wenn man darin nur eine gewisse Festigkeit findet, gewisse Kontinuität, gewisse Korrektheit, ein Band zwischen Ursache und Folge. Ich vor allem suche darin mit Vorliebe dichterische Eindrücke. Eine mathematische Wahrheit, eine stimmende Buchführung, ein Triumph von gewöhnlichem gesunden Verstand, dies alles erweckt in mir die angenehmsten Empfindungen. Aber gerade diese Momente für die poetische Erweckung liefert Jesus mir nicht. Er spricht, lehrt und lebt nachlässig, und ich werde ärgerlich, wenn ich sehe, wie unökonomisch er umgeht mit Abern und Wenns. Mit der rhetorischen Reihenfolge der Gedanken geht er um, als wenn es Raubgut wäre . . .

In diesem Augenblicke ruft meine Frau (buchstäblich):

„Ach, ach, was doch für famose Sachen!"

„Was denn?"

„Nun, ich finde es ein ganz famoses Studium!"

„Hm!"

Mehr antworte ich nicht, und auch sie schweigt, um mich nicht zu stören. Und wollen Sie nun wissen, was ihr zu diesem Ausruf Veranlassung gab? Sie ist beschäftigt mit

Mathematik, und es kommt manchmal vor, daß sie über ein gerade gefundenes Verhältnis in Verzückung ist. Solche Eindrücke nun teilen mir die Evangelien niemals mit. Alles darin ist ungewiß, und sogar widersprechend. Man muß hypnotisiert sein, um den Zusammenhang zu finden, will sagen: um sich aufdrängen zu können, daß man ihn gefunden hat. Höchstens giebt Jesus mir den Eindruck, daß er aufrichtig war. Nun, darum liebe ich ihn auch.

Sie schreiben über die unerklärliche Vereinigung in einer Person von allgemeiner Entwicklung und von Stockblindheit auf dem Gebiet der Glauberei. Auch ich kann dies nicht fassen. Ich habe die entwickeltsten Menschen gekannt, bei denen es in diesem Punkt nicht ganz richtig schien im Oberstübchen, und doch wollte der Gedanke an Heuchelei mir nicht ein. Erklären kann ich es nicht, aber Mangel an Mut, durchzudenken, spielt sicher eine Rolle dabei. Doch ich gebe zu, daß dies nur wenig aufklärt. Ich bleibe dabei, daß Spott eine erlaubte und wirksame Waffe ist. Erlaubt (aus vielen Gründen, u. a. auch), weil sie ebenfalls spotten über die Dinge, die ihnen dumm vorkommen. Wirksam, weil es zum Nachdenken ermuntert, ob die für heilig gehaltenen Dinge wohl heilig sind! Die Wegreibung des Anstrichs der Heiligkeit giebt Gelegenheit und Veranlassung, den Dingen ins Gesicht zu sehen. Die allgemeine Mißbilligung des Spottes und die Redensart: „Spotten ist kein Beweisen" sind nicht am Platze. Ein Spötter beabsichtigt keinen Beweis, er muntert auf zum Selbsturteilen. Durch seinen Spott taxiert oder bestimmt er den Wert des fraglichen Metalls nicht, er beißt das Oxyd weg, das das Bestimmen und Schätzen verhindert. Und . . . daß man so gegen Spott eifert, ist just ein Beweis, daß man diesen Rost und den Schmutz draufbehalten will . . . . .

Sein Sie herzlich gegrüßt. Wir beide freuen uns, auch Ihretwegen, über den milden Winter.

Ihr

D. D.

CLXX

An Forster.

[Der Name des Adressaten ist fingiert. Aus: „Multatuli en Spiritisme" von S. F. W. Roorda van Eysinga.]

Wiesbaden, 26. Nov. 1876.

Geehrter Herr Forster!

Freundlichen Dank für Ihren Brief, der mir sehr aufrichtig und wohlmeinend erscheint. Was ich bis jetzt von Spiritismus zu sehen oder über Spiritismus zu lesen bekommen konnte, war so, daß ich mich geschämt haben würde, mich damit eingelassen zu haben, wenn ich mich nicht durch den Wunsch verantwortet fühlte, alles zu untersuchen. Dennoch war, gradaus gesagt, der Gegenstand meiner Untersuchung ein anderer als der Spiritismus selbst. Ich beobachtete die Art, wie der Selbstbetrug arbeitete. Ich bin (in ganz anderem Sinn natürlich) Spiritist genug, um zu wissen, daß Sie ein ehrlicher Mensch sind und daß ich mich der Unhöflichkeit schuldig machen würde, wenn ich Ihr wohlgemeintes Anerbieten, mich durch die Zusendung von ein paar Werkchen, die die Sache behandeln, zu unterrichten, von der Hand wiese. Aber ich bin sehr gegen den Gegenstand eingenommen. Sein Sie dessen gewärtig!

Die Werke von Allan Kardec haben mich nicht bekehrt.

Eine Schwägerin von mir, die sich ganz und gar dem Spiritismus widmete und die notabene auf vielerlei Gebiet eine heftige Gegnerin von mir war, sogar so sehr, daß ich viele Jahre lang kein Lebenszeichen von ihr erhielt, schrieb mir auf, daß „die Geister" (welche, weiß ich nicht) ihr gesagt hätten:

„Multatuli ist ein Apostel der Wahrheit."

Ich antwortete: „In meiner Eigenschaft als Apostel der Wahrheit verneine ich das Bestehen von Geistern."

Niemals habe ich vernommen, wie „die Geister" sich

gerettet haben aus dem (kretenser Lügner-) Dilemma, das hieraus entspringt.

Eine Frage, geehrter Herr. Haben Sie je durch irgend einen Geist ein Problem lösen sehen, das nicht gelöst war oder nicht gelöst werden konnte von einem Nicht-Geist?

Ich werde die kleinen Werke, die Sie mir in Aussicht stellen, unvoreingenommen studieren und Ihnen Mitteilung machen von dem Eindruck, den sie auf mich gemacht haben; die Adresse von Ihrem Brief war gut.

Höflich grüßend, bin ich mit Achtung (denn ich finde Sie dessen wert nach Ihrem Brief!)

Ihr ergebenster

Douwes Dekker.

Niemals macht ein Herkömmlich-Gläubiger (weder Protestant noch Katholik) den geringsten Versuch, mich zu überzeugen von der Festigkeit der Grundlagen seines Glaubens. Dies nehme ich ihnen übel! Daß ich schließlich allzu häufig wiederholte Versuche, mich von der Wahrheit ihrer Meinungen zu überzeugen, aus Langerweile und Zeitmangel würde abweisen müssen, ist wahr. Doch so weit kommt es nicht. Sie beginnen nicht einmal! Im Gegenteil, sie weichen dem Kampf aus, und dies ist kein Zeichen von Überzeugtheit und Aufrichtigkeit, dünkt mich.

Wenn man mich bekehrte, würde das „Reich Gottes" mehr gewinnen, als durch die Heranholung von 1000000 Alfuren zur „Gemeinde des Herrn". Ist dies nicht wahr?

[Im Laufe des Jahres 1879 zog Multatuli in das Wiesbaden benachbarte Städtchen Geisenheim, wo er indes nicht viel länger als ein Jahr verblieb, um — zu Ende Jahres 1880 — nach Nieder-Ingelheim bei Mainz überzusiedeln.]

CLXXI

An Dr. H. de Haas in Rotterdam.

Geisenheim, 5. Nov. 1879.

..... Ich kann Ihnen versichern, daß ich keine Zeitung und kein Buch in die Hand nehme, ohne empfindlich berührt zu werden. Schade, daß ich nicht mehr von Ihrem Temperament in mir habe und die Dinge mehr lachend aufnehme. Wenn ich das könnte, würde man mehr von mir hören. Ich bin zu schwerfällig, zu sehr Gewissensprediger, zu puritanisch von Auffassung. Ich ärgere mich, wenn ich lese.

Heute steht z. B. in einer deutschen Zeitung:

„Seine Majestät hat den Großfürsten recht herzlich umarmt und geküßt, DENN es liegt Seiner Majestät sehr viel daran, mit Seinem Neffen, dem Russischen Kaiser, auf freundschaftlichem Fuße zu bleiben.“

Dieses „denn“ wird von 30, 40 Millionen Menschen geschluckt, und niemand sieht ein, daß man hier S. M. die Rolle spielen läßt (bis zu den Küssen inclusive!), die Pierson so furchtbar schlimm findet bei armen Geschöpfen, die ... etc. etc.

Was so ein (kindischer?) Kaiser tut, kann mir gleichgültig sein, aber ich versichere Ihnen, daß niemand sich empört fühlt über solche Dinge. Man findet es sehr in der Ordnung, daß man einen Kuß giebt, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, daß man just also das Mittel anwendet, das der Hauptfaktor der Prostitution ist: lieb sein wegen eines Vorteils!

Und so ein Bismarck! Kokettiert mit Schwarzröcken und Konservativen, um durch die Votierung von 130 Millionen Mark für verderbliche Einfuhrzölle dem deutschen Reich (das 5000 Millionen von Frankreich erhielt) zu 'nem bißchen Geld zu verhelfen!

Und die Einführung der konfessionellen Schulen! Und so vieles in Deutschland. Das Mittelalter kehrt wieder. Als meine Frau unlängst in unserm Garten harkte, kam man und

warnte sie vor der Polizei. Es dürfte nicht sein, erzählte man uns, denn es wäre Sonntag!

Und das faselt von Fortschritt!

Aber, sagt dieser oder jener, ich würde mir solche Dinge nicht anziehen!

„Wer zwölfmal sagt: ich würde, sagt elfmal eine Dummheit!"

Es ist wahr, daß ich mit Deutschland nichts zu schaffen habe. Oder wäre dies auch anders, ich kann weggehen und wieder in meinem „Vaterland" wohnen. Nun, damit habe ich wohl zu schaffen, und just da ist mir jeder Schritt ein Anstoß!

Es steht im Havelaar irgendwo eine Passage über den Schmerz jemandes, der es wohlmeint mit seinen Mitmenschen und sich fortwährend überschrieen sieht von Quacksalbern und Betrügern. Ich kann Ihnen nicht genügend sagen, was für mich der Aufenthalt in Holland ist! Mein Brief würde allzu lang werden, wenn ich Ihnen den Gram schilderte, der mich dort überkommt. Dennoch werde ich dahin zurück müssen (um Vorträge zu halten), aber jetzt schon fühle ich mich nervös bei der Voraussicht. Ich bin denn auch bei solcher Tournée ich selbst nicht, und das darf ich selten sein. Meine Art ist kindlich fröhlich, und viele Umstände zwingen mich zu einer Stimmung, die Melancholie gleicht. Und dann das Bewußtsein, daß man mich in einen Topf wirft mit dem Völkchen, das sich melancholisch anstellt, um interessant zu sein!

Mein Urteil über die holländischen Zustände ist sehr ungünstig. Ich weiß nicht, was widerlicher ist, der König, die Minister (diese oder die vorherigen, einerlei), die Volksvertreter oder das Volk. So ein Keuchenius, der seinen Herrn Jesus Christus in die Kammer bringt, ist lächerlich, o ja, aber er steht höher als die Liberalen, die ihren Liberalismus nicht in die Kammer bringen. Noch immer bezahlt man Kirchensteuer. Noch immer bestehen die verabscheuungswürdigen und sehr unökonomischen Einfuhrzölle! Noch immer wird unterrichtet „de par le roi"! Die Gilden sind abgeschafft, aber . . . die

Gilde der Schulmeister ist mehr denn je in Blüte. Man läßt Ausländer ihre Flagge hissen in Insulinde, und der Minister, der sich nicht herantraut an das Völkchen, sagt (Unwissenheit oder vorsätzliche Lüge?), daß die Gegenden, wo die Abenteurer sich festsetzten, nicht zu Insulinde gehören. Kein Mitglied der Kammer fragt, ob denn Borneo, als das niederländische Gouvernement den Herrn A. L. Weddik zum Gouverneur ernannte (im Jahre '44 etwa), als zu unseren Besitzungen gehörig gerechnet wurde oder nicht.

(Die Ernennung von Weddik hatte just zum Ziel, unser Eigentumsrecht zu konstatieren!)

Kein Kammermitglied hat den vorigen Justizminister zur Verantwortung gerufen für das Verschwindenlassen von Pincoffs. Niemand protestiert gegen die Bezahlung von 100000 Gulden an den gegenwärtigen Kronprinzen, oder besser: niemand fragt, ob ihm dieses Geld ausbezahlt wird. Die ganze Kammer (und das zeitunglesende Volk dazu!) läßt sich vormachen, daß der Krieg in Atjeh siegreich beendet ist.

(Es ist kein Wort davon wahr! Was van Swieten tat aus persönlichem Interesse und Verlangen nach Ruhe, tut jetzt die Regierung, um sich der Sache zu entledigen. Unsere Herrschaft in Atjeh streckt sich nicht weiter aus, als die Kanonen tragen, und das erreicht man immer mit einem eingeborenen Feind, dessen Taktik mit sich bringt, sich in Wälder und Gebirge zurückzuziehen. Erobert haben wir nichts als den Fleck, wo wir im Augenblick kampieren.)

In Amsterdam ernennen sie einen orthodoxen Professor, „um auch Studenten von dieser Farbe an die Akademie zu bekommen". (So schreibt man mir)

(Gerade wie ein Ladeninhaber, der, um Kunden zu locken, sich mit allerlei Waaren versieht, um jeden zu bedienen nach seinem Geschmack.)

Bei den Diskussionen über das Budget wird, wie Gewohnheit, alles vermieden, was in der Tat zur Sache dienen würde, um lang und breit sogenannte politische Weisheit an den Mann

zu bringen. Gemeindevorstände, Produkte der Wahl des Volks, Gott besser's, geben deutschen Gewalthabern nichts nach in Dummheit und Herrspielerei. (Unlängst las ich, daß in Kuilenburg des Abends um zehn Uhr alle öffentlichen Lokale geschlossen sein müssen, auch N. B. Gasthöfe! Aber dieselben Gemeindevorstände sehen keine Möglichkeit, Straßenjungen zu zügeln! Auch lassen sie Schlachtvieh durch die Straßen treiben. Und was ein „Markt" ist, wissen sie offenbar nicht.)

Lassen Sie mal ein Kammermitglied auf eine spezifizierte Aufstellung von den Pensionen andringen! Vielleicht würde das Volk wach werden, wenn es diese publiziert sähe. Was für ein Rudel Minister!

Und die Zeitungen, die „Dolmetscher der öffentlichen Meinung". Deutlichere Beweise von moralischer Versumpftheit als diese Dinge können nicht geliefert werden. Ich weiß, daß die Kunst des „Lesens" nicht allgemein ist. Dies ist zu bedauern, denn wenn man gewöhnt würde, sich Rechenschaft zu geben von dem, was man liest, würden diese „Dolmetscher" wohl genötigt sein, sich zu bessern. Die anständigste Zeitung ist „Asmodee". Dieses Blatt ist häufig unverholen gemein-gemein. („Häufig" sage ich, denn manchmal macht es auch in erkünstelter Vornehmheit, mitten in der Schmierigkeit des Übrigen.) Aber die andern Blätter sind heuchlerisch-anständig-gemein. Sie stehen zu einem sogenanntem Schandblatt wie eine „gnädige" Grubenreinigungsinstitutsgattin zu einer gewöhnlichen „Frau".

Und die Feuilletons! Die Bücher! Die Erzählungen! Die Verse! Herrdumeinegüte!

Ja, ich bin bitter. Und dann bei dem allen das Bewußtsein, daß ich so gern das eine und andere getan hätte zur Verbesserung, ohne daß man mich heran ließ! Alle Cliquen, wie feindlich auch untereinander, scheinen sich das Wort gegeben zu haben, mich zu ignorieren.

CLXXII

An D. R. Mansholt.

Geisenheim, 8. Juni 1880.

Vorläufig dieses. Den zehn blind gespielten Partien habe ich beigewohnt [Schachturnier im Kursaal zu Wiesbaden]. Was der Rheinische Kurier davon sagt, ist wahr! Er sagt jedoch zu wenig. Wohl wurde dann und wann applaudiert. Z. B. bei der Ankündigung der Mattsetzung und der Ausführung derselben in sechs Sätzen gegen Spieler No. 1, und bei der schnellen Nennung des Standes der Partien, auch beim Gewinnen von Partie No. 3 (der letzten). Aber es war etwas anderes zur Bemerkung zu bringen. Man war vor Staunen stumm und hatte keine Worte mehr. „Kolossal" und ähnliche Ausdrücke waren abgenutzt. Auch ich war wortlos, und (lachen Sie nicht!) ich war . . . bewegt. Fritz ist ein junger Mensch von wohl angenehmer, doch ganz gewöhnlicher Erscheinung. Bescheiden in Ton und Manieren. Ich hätte ihn wohl umarmen mögen. Noch einmal, ich habe keine Worte für den Eindruck, den solch eine Leistung auf mich machte. Er gewann von den zehn Partien neun, und unter den Spielern waren Meister zweiten, dritten und vierten Ranges. Einer von ihnen z. B. hatte im Hauptturnier einen Preis gewonnen. Keiner von ihnen spielte schlecht. Hätte Fritz auch alle Partien verloren, dann noch blieb die Sache überwältigend, wunderbar!

[Brief CXLIX an den Verleger Funke zeigte schon Multatulis Interesse am Schachspiel, in den nachfolgenden Briefen wird noch mehrfach vom Schach die Rede sein. Seine letzte Korrespondenz war eine Schachkorrespondenz; siehe am Schluß dieses Bandes.]

[Die Frage des Kapitals, des Sozialismus usw., die in folgendem Brief erörtert wird, findet sich noch in weiteren nachfolgenden Briefen behandelt.]

CLXXIII

An D. R. Mansholt

Geisenheim, 5. Nov. 1880.

Bester Mansholt! Vielleicht sagen Sie, daß mein gestern versandter Brief wenig oder keine Antwort enthält auf Ihren Brief vom 17. Oktober. Ja und nein. Mein Schreiben war eine Vorbereitung zur Antwort. Ich wagte mein: „Wir können nichts daran tun!" nicht so unvermittelt zu äußern. Es sieht zu gefühllos aus.

Ich wage die Behauptung, daß wenige Menschen so mitleidend sind als ich. Von Jugend auf war das meine Krankheit. Ich ging darunter gebeugt. Und das ist noch der Fall. Es ist noch nicht sehr lange her, daß ich dieses Mitgefühl als einen Fehler erkannt habe und dagegen ankämpfe. Es schwächt mich, ohne andern zu nützen! Die Begierde, das Leiden der Welt zu tragen . . . u. s. w. Sie kennen dies alles wohl!

Es ist recht hart, wenn man, sein Gefühl überwindend, zu einem Schluß gelangt, der uns denen ähnlich sein läßt, die kein Gefühl haben! Dennoch muß man den Mut besitzen, diesem Schein zu trotzen.

Eine der neuesten Modesachen der Schulphilosophie besteht in der Begründung der Moral auf das Mitleid.

Die Lehre ist nach meiner Ansicht leicht zu widerlegen. Leiden ist etwas Passives. Mitleiden idem. Und Moral muß handelnd sein. Das Erleiden von Eindrücken kann ebensowenig sittlich sein, als das Getroffenwerden von einer Kugel Heldenmut beweist.

Ich sage, daß die Moral auf dem Logos beruht, von dem der „Gott", den manche anbeten, nur die ganz kindisch angeputzte Personifikation ist. Was schreibt nun der Logos hinsichtlich der sozialen Verbesserungen vor? An erster Stelle: das Erlangen von Einsicht in die natürlichen Erfordernisse der Sache.

Natürliche Erfordernisse? Alles was besteht ist natürlich! O ja, aber es ist ein Unterschied zwischen dem ungezwungenen Lauf der Dinge ohne menschliche Dazwischenkunft, und der willkürlich ihnen gegebenen Richtung. Wir müssen zu erfahren suchen: was eine unvermeidliche Folge der Gesetze der Notwendigkeit ist, und was von diesem oder jenem dazugetan wird, um die Lage der Minderbemittelten ungünstiger zu machen, als der natürliche Lauf der Dinge, sich selbst überlassen, verursachen würde. Um Preise ausbezahlen zu können, muß ein Lotterieveranstalter eine entsprechende Anzahl Nieten in die Büchse tun. Wer so eine Niete zieht, darf nicht klagen, es sei denn, es erweist sich, daß man falsch gespielt hat und einem die Chance auf Preise weniger groß gemacht ist, als die wirkliche Ökonomie des Spiels mit sich bringt.

Ein solch falsches Spiel wird vom Kapital gespielt, und darin liegt der Fehler, nicht im Kapital selbst. Das Agglomerieren von finantieller Kraft ist nach meiner Ansicht nötig und würde ohne das falsche Spiel, auf das ich hinwies, dem Arbeiter zum Nutzen gereichen. Oder besser: sogar jetzt tut es das, und die Sozialisten erkennen dies faktisch an durch ihre Kooperationsbemühungen. Sie selbst suchen zustande zu bringen, was sie bei andern mißbilligen. Auch die Sparkassenmanie trägt dasselbe Kennzeichen. (Woher sollen die Renten kommen, wenn jeder Rentner wird?)

Das falsche Spiel, das die Kapitale spielen, ist von zweierlei Art.

1. Kapitale werden oft, ja größtenteils, auf unloyale Weise erworben.

2. Der Besitz von Kapital giebt Gelegenheit (und dies geschieht in der Tat), den Marktpreis der Arbeit zu drücken und zugleich die Kosten des Lebensunterhalts zu erhöhen.

Der Beweis dieser beiden Sätze würde mich jetzt zu weit führen. Was No. 1 angeht, so halte ich die sogenannte Diplomatie für einen Krebsschaden, und die Völker gehen

darunter gebückt, weil sie nicht lesen können. Nehmen Sie sich mal die Zeitungen von 1880 vor und fragen sich, was all das Gefuschel mit der sogenannten Orientalischen Frage anderes bedeuten kann als falsches Spiel mit Papierwerten? Bei jedem neuen Berichtchen über Dulcigno (ein erbärmliches Nest, wo der Reisende kein ordentliches Bett bekommen kann!), über das Auslaufen oder Nicht-Auslaufen der Englischen Flotte etc. etc. ändert sich der Effektenkurs, und der Überschuß bei Steigen der eigenen schmierigen Papiere fließt in die Taschen von ein paar Dutzend „Staatsmännern" und der Bankiers, die mit ihnen unter einer Decke spielen. Von den Tausenden Mitläufern spreche ich jetzt nicht .....

[Hier folgt eine scharfe und witzige Kritik der niederländischen Finanzverhältnisse, deren faktische Einzelheiten den deutschen Leser nicht interessieren.]

Jesus sagte: „Es werden immer Arme sein." Sehr richtig, sprach er es auch nicht als Nationalökonom. Was bei ihm nur eine Redensart war, um Hilfe, die man ihm erwies, als dringender hinzustellen als Armenfürsorge, können wir mit allem Ernst wiederholen. Es ist ein Erfordernis der Dinge ebenso wie die Nieten in der Lotterie. Aus diesen Nieten werden die Preise gebildet. Das gemeinschaftliche Leben ist ein Wettlauf nach Genuß, und dieser Kampf ist das Leben. Nicht darüber dürfen wir also klagen, sondern wir müssen uns widersetzen der Anwendung von unerlaubten Mitteln, um in diesem Kampf Sieger zu werden.

Die Genußmittel, mag auch ihre Produktion anhaltend zunehmen, betragen in jedem gegebenen Augenblick ein bestimmtes Quantum. Wenn nun die, die viel Erwerbsmittel besitzen, mehr von dem Vorrätigen verbrauchen, als ihr Teil sein würde bei gerechter Verteilung, so versteht es sich von selbst, daß andere zu kurz kommen. Hierin würde nun ein wohltätiger Antrieb zur Anstrengung für die Minderbemittelten liegen können, wenn nur das Erwerben von Erwerbsmitteln eine Folge von loyaler Anstrengung sein würde, und wer

dann arm bliebe, würde nicht mehr Grund zum Klagen haben als wie der, der in einem Wettlauf verlor.

Ich sprach da von „gerechter Verteilung". Was ist hier gerecht? Bei dem großen Unterschied in Anlage, Gaben, Entwicklung würde absolute Gleichheit just sehr ungerecht sein. Die wahre Gleichheit ist nicht, daß alle gleiche Röcke tragen, sondern daß jeder einen Rock hat, der ihm paßt. Welchen Maßstab müssen wir nun anlegen, um zu wissen, auf welches Quantum Genuß aus dem allgemeinen Vorrat jeder Anspruch hat? Ich meine, daß dieses beurteilt werden muß nach dem Teil, den jeder zum allgemeinen Quantum beigetragen hat. Ein unentwickelter Arbeiter, der nicht viel mehr als Eselsdienst verrichtet, hat nicht sehr viel mehr Anspruch als so ein Esel, aber: er hat Ansprüche, ob nun klein oder groß, er hat sie! Und denen wird nicht entsprochen, weil unverhältnismäßig viel genossen wird von den Tausenden, deren Ansprüche geringer sind als die seinen, ja, die absolut kein Recht haben, mit am Tische des Lebens zu sitzen. Und nun rede ich noch nicht von solchen, deren Recht negativ ist, d. h. die Anspruch haben auf das Gegenteil von Mitgenießen, auf Strafe!

Als Sie mich ein paar Zeilen vorher den unentwickelten Arbeiter nicht viel höher als einen Esel stellen sahen im Anspruch auf Genuß, meinten Sie, daß ich schroff wäre? O nein, denn . . . ich stelle den Esel so tief nicht. Ein bißchen mehr Anspruch, als ich so einem treuen, gütigen Tiere zuerkenne, ist so ganz wenig nicht! Sowohl der Esel, als auch so ein Arbeiter würden zufrieden sein, wenn ich zu bestimmen hätte über den ihnen zukommenden Teil. Es würde ihnen wohl gefallen! Besonders wenn sie sähen, wie ich die ihnen zuerkannte Erhöhung des Wohlstandes bestreiten würde aus einer grausam erscheinenden Tieferstellung von andern!

Die Gesellschaft wird aufgefressen von anständigen Übeltätern. Mein Gemüt ist milde, aber bei Überlegung begreife ich Robespierre und sogar Marat. Ja, Caligula mit seinem Stoßseufzer: Ach, daß das ganze menschliche Geschlecht nur

einen Kopf hätte, damit man ihn mit einem Schlag abhacken könnte! Wer so etwas als System giebt, ist ein Wirrkopf, aber als Äußerung von Unwillen, als Verwünschung kommt mir Caligulas Wort nicht so ungereimt vor.

Ob sich etwas daran ändern läßt? A la Marat — vielleicht. Auf andere Weise? Das glaube ich nicht! Predigen Sie Ehrlichkeit in einer Räuberhöhle, man beschimpft Sie, man verleumdet Sie, man erklärt Sie selbst für einen Dieb, oder (schlimmer als dies alles!) man schweigt Sie tot. In diesem letzteren Fall befinde ich mich. Es geht kein Tag vorüber, wo ich nicht geärgert werde durch diese absichtliche Ignorierung. Die Männer „en place" haben dafür ihren Grund. Ihre Taktik, wie gemein auch, ist verständlich. Aber daß das Volk damit zufrieden ist, ist mir ein Rätsel. Die einzig mögliche Erklärung hierfür wird sein, daß man nicht lesen kann.

Daß ich hier von mir selbst spreche, geschieht nur, um zurückzukommen auf die Frage: kann an den Zuständen, wie Sie sie beschreiben, etwas geändert werden? Vor zehn, zwölf Jahren würde ich sicher noch gemeint haben, daß eine gründliche Auseinandersetzung der Fehler, unter denen wir gebückt gehen, nützlich sein könnte. Aber nun sage ich das nicht mehr. Ich sehe keine Möglichkeit, meine Stimme Eingang finden zu lassen bei einer Nation, die sich so verrottet erweist wie die unsere! (Ist es anderswo besser? Dies berührt mich nicht. Diese Frage ist eine von den vielen Ausflüchten, die eine gewisse Sorte von Debattier-Kampfhähnen für die Gelegenheit in Vorrat hat. Ich antworte niemals darauf!)

Mich ekelt's vor der öffentlichen Sache! Ich endige, womit ich diesen Brief begann: sein Sie überzeugt, daß das Elend, das ringsum herrscht, mir sehr zu Herzen geht! Schon im Havelaar nenne ich die Erkenntnis von der Fruchtlosigkeit der Versuche zur Besserung den größten Schmerz vielleicht, den man erleiden kann. Nicht auf Golgatha, sondern in Gethsemane, sage ich, hat Jesus die meiste Betrübnis gefühlt.

Vorträge

1862—1881



Vorbemerkung des Herausgebers.

In den Briefen Multatulis ist bisher einige Male von seiner Tätigkeit als Redner die Rede gewesen. Wiewohl er mit großem Erfolg sprach — er wurde „le grand improvisateur" genannt — hielt er doch meist nur notgedrungen Vorträge. Die Tournées brachten ihm wohl materiellen Vorteil, auch lernte er manchen kennen, der ihm Freund wurde — Dr. Joh. van Vloten, Rooses, Geyter, die Flemmichs begegneten ihm so — aber sie hatten den Nachteil, daß er nach Verlauf solcher „Odyssee", wie er es nannte, ermüdet und überreizt nicht imstande war, zu arbeiten. In den siebziger Jahren erledigte er mehrmals solche großen Tournées, auch noch im Jahre 1880, wo er in der Zeit vom 9. Januar bis 13. März 37 Vorträge hielt. Über diese ganze Seite seiner Tätigkeit, über seine Erfolge und was ihm auf den Zügen begegnet, habe ich mich in meiner biographischen Charakteristik (S. 119 ff., 2. Aufl. S. 118 ff.) verbreitet. In Nachfolgendem gebe ich eine Liste von Vorträgen, die sich mir durch Zusammentragung von verschiedenen Stellen ergab, und den Bericht über einen Vortrag, weil in demselben viel behandelt wird, das unsere deutsche Sprache angeht.

CLXXIV

Liste von Vorträgen Multatulis.

[Nach Briefen und Werken von Multatuli, nach Angaben der Witwe und zeitgenössischen Äußerungen und Berichten.]

Über Bildung.
Über Philosophie.
Über Poesie.
Das Werden der Dinge.
Über Irrtum und den Kampf dagegen.
Das Geschlechtsregister im Matthaeus.
Über das Recht, eine Ansicht zu mißbilligen.
Über Philosophie und Poesie.
Über Freie Forschung.
Über den Unterricht.

Über ein geziemendes Maß von Freiheit in der Anwendung ungewöhnlicher Wortbildungen und Sinnwendungen.
Über Lügen in der Rechtschreibung.
Über ein paar unrichtig gebrauchte und verkehrt angebrachte Wörter, Redensarten und Sprichwörter.
Unser Verhalten gegen Preußen.
Die Bergrede.
Das Buch Hiob.
Über Aberglauben.
Über einen deutschen Prozeß zu Anfang dieses Jahrhunderts.
Über die Kolonien.
Über Tatsachen der Ethnologie.
Jede Familie hat unechte Schwestern, die der Familie Schande machen.
Idealismus in der Lebensauffassung, nicht im Widerspruch mit einem angemessenen Realismus und einem wackeren Bekenntnis zur Wahrheit.
Idealismus und Realismus.
Schlechte Zeiten.
Das Belangreiche sechzigjährigen Alters.
Genuß ist Tugend.
Warum leben wir?
Kammerdiener.
Über Magnetismus.
Einige Bemerkungen über dramatische Litteratur, darauf folgend Vortrag von drei Akten eines Dramas.

CLXXV

Aus den „Abhandlungen des IX. Niederländischen Kongresses für Sprachkunde und Litteratur in Gent, 1867".

. . . . . Der Herr Douwes Dekker spricht „Über ein geziemendes Maß von Freiheit in der Anwendung ungewöhnlicher Wortbildungen und Sinnwendungen".

Nachdem der Redner voraufgehend erklärt, daß es ihm durch das Verlieren einiger Notizen unmöglich sein wird, soviele Beispiele zur Unterstützung des von ihm zu Sagenden heranzuziehen, als er wohl wünschte, kommt er zur Sache. Er behauptet, daß der Schriftsteller, der im Niederländischen die Empfindungen seiner Seele wiedergeben soll, zu wenig Freiheit genießt und sich wie durch ein Band von den schulmeisterlichen Regeln zurückgehalten fühlt, welche starre Sprachgesetzgeber ausgedacht haben. Er vergleicht ihn mit dem Sancho aus der unsterblichen Schöpfung von Cervantes, wie er, der lustige Gourmand, auf seiner Insel Barataria an einer reich gedeckten Tafel sitzend, durch Verbot des Arztes, der hinter ihm steht, keine einzige Speise anrühren darf. Gewiß ist es besser, arm zu sein, als reich mit so einem Arzte.

Redner ist der Meinung, daß man nicht zuviel auf die Gelehrten hören muß, die das Veto aussprechen über die Verwendung der Reichtümer, welche die fremden verwandten Sprachen uns anbieten; wir müssen nachgiebig sein in der Verleihung des Bürgerrechts an gute ausländische Ausdrücke, die in unserer Sprache fehlen, und zur Unterstützung seiner Ansicht zitiert er einige hochdeutsche Wortbildungen und Sinnwendungen, von denen einige eine wirkliche Lücke in unserem Schrifttum ausfüllen würden.

Wo ist das Wort, womit wir das hochdeutsche „ermöglichen“ so bündig wiedergeben können? Was haben wir für „Rechtsanschauung“ und das lebendig zeichnende „schrittweise“? Ist das Wort „sich beteiligen“ nicht viel kürzer als unser holländisches: an einer Sache teilnehmen? Verdient das lakonische „anfangs“ nicht den Vorzug vor unserm: in den beginne?

Und so hat die hochdeutsche Sprache einen ganzen Vorrat an sinnreichen Wendungen, worunter wir (mit Urteilsvermögen und Geschmack freilich) nur zu wählen haben. Ziehen wir noch als Beispiel heran: „ledig“, in dem Sinne von unverheiratet; „Schutz- und Trutzbündnis“ für das lange: „aanvallend

en verdedigend verbond" [= offensives und defensives Bündnis]; „leider", das nicht durch unser tragisches und unniederländisches „helaas!" [= wehe!] in alltäglichen Dingen wiedergegeben wird: „wehe! ich habe meine Handschuhe verloren!" — „Ein Mittagmahl oder Frühstück einnehmen", wir „nehmen" nur etwas „ein", das schlecht schmeckt; „Großtuerei", „Vornehmtuerei", wofür wir keine gleichwertigen Ausdrücke haben; „veröffentlichen", das die Niederländer aus Furcht vor einem Germanismus mit „publizieren" glauben übersetzen zu müssen; „sonnverbrannt", das viel kräftiger ist als unser „von der Sonne verbrannt"; „Zusammengehörigkeit", wofür wir einen ganzen Satz nötig haben würden; „Schacher", zwar ein fremdes, vielleicht hebräisches Wort, das aber der Deutsche, der nicht wie Sancho dem Gelehrten gehorcht, dennoch zu dem seinen gemacht, weil es ihm kräftig und pittoresk erschien.

Gleichwohl kann der Redner nicht alles gutheißen in der Übernahme von Worten aus fremden Sprachen: muß darin Freiheit zugestanden werden, so ist es doch auch nötig, daß geziemend Maß gehalten wird in dieser Freiheit.

Es wäre zum Beispiel nicht rätlich, jenem Kaufmann in Öl, Butter und andern Waren mehr zu folgen, der gern sein Personal in Laden, Stall, Kinder- und Wohnzimmer wechseln will und eine Annonce wie folgt in die Blätter rücken ließ: „Ein Materialist verlangt ein gesetztes Ladenmädchen, ein zuverlässiges Zweitmädchen, eine geprüfte Lehrerin und einen stadtkundigen Kutscher."

Auch ist er kein Sprachgeistesverwandter von dem jungen Deutschen, der nach einer kleinen Reise in Holland als Beweis, daß er genug in unserm Lande „heromgetrokken", um unsere Sprache „vollstandig in te hebben", „beduurde", daß er all unsere Provinzen „beroerd" und dazu stets die „beleefdsten" Wege gewählt hätte, auf welcher „dwaalvaart" er von den „aangeziensten" Personen „gastvriendelijkst" eingeladen wäre.

Aber wenn man schon Pegasus dem Zügel unterwerfen darf, um zu verhindern, daß er in die Fensterscheiben stürme,

so darf dieser Zügel doch nicht dazu dienen, ihm die Flügel festzulegen.

Die dumme Furcht, Gallicismen und andere Ismen zu begehen, darf kein Hindernis für die freie Äußerung der Seele werden. — Ismen, was sind Ismen? Wörter, die es früher waren, sind es jetzt nicht mehr. Wer wird leugnen, daß „gemeen" und „commun" ursprünglich ein und dasselbe Wort sind? Hat ein Spanier oder Araber vielleicht das Recht, uns das „Wasser" zu bestreiten, als auf seinem Sprachgebiet geraubt: „uĕd-al-quivir", „uĕd-al-axara", „Uase" (mit dem griechischen rh von rheo = Wasser). Sind die Wörter „mensch", „kleur" [= Farbe], „vader", „tante", „kop", „hoofd", „krant" [= courant, Zeitung], „been" und tausend andere keine Ismen mehr? Warum dann „vroegstuk", „gistrig", „hedig", „aanvangs", „draagwijdte" (oder vèrheid) [Neubildungen Dekkers nach „Frühstück", „gestrig", „heutig", „anfangs", „Tragweite"] u. s. w. wohl? Wir müssen etwas freigebiger sein! Wie lange muß ein Ismus wohl Ismus sein, ehe er Anspruch auf das Bürgerrecht in einer Sprache hat?

Redner schließt damit, daß er die Hoffnung ausdrückt, die Sprachgelehrten möchten nachgiebiger werden und dem armen Schriftsteller keinen Vorwurf daraus machen, wenn er, um den Empfindungen seiner Seele einen korrekteren Ausdruck zu geben, sich zuweilen eines Wortes bedient, das er einer fremden Sprache entlehnte.

[Das Bureau des Kongresses führt in den „Abhandlungen" dem Bericht noch folgende beiden von Dekker herrührenden Listen von Wörtern auf, die er dem deutschen Sprachschatz entnahm:]

Der gehabte Erfolg; diesjährige Ernte; neuzeitige Ideen; zuverlässige Berichte; widerhaarige Elemente; fremdländische Sitten; staatliche Einteilung Europas; gastfreundlich; eingeschult; (ein schönes Wort:) hirschgerechter Jäger; schulgerecht; schließlich; eine Feier begehen; gemeinsames Probierverfahren zur Feststellung der zulässigen Fehlergrenze (näml. der Münze).

Beabsichtigen; bisherig; dasig; hiesig; gestrig; heutig; morgig; jemanden einholen (jemandem entgegengehen, um ihn irgendwo hinein zu geleiten); heimführen (uxorem ducere, jemanden heiraten); in den vierziger Jahren; auftürmen (von Hindernissen gesagt, ein bildreiches Wort); Vorjahr (nicht unser voorjaar, lente = Frühling, sondern: voriges Jahr); verleiden (jemandem etwas zu leide machen); Anwohner eines Flusses; leisten; Falschspieler (ein Wort, ohne Flexion des Adjektivs, im Gegensatz zu einem Spieler, der falsch ist); sprengen (= springen lassen, wie tränken von trinken, fällen von fallen); Kreisblatt; Wortlaut; Nennwert (nomineller Wert); die Ehe- und Ackersleute N. N.; Einschiebsel; Gewissensbisse; gewissenhaft; maßgebend, unmaßgeblich; spießbürgerlich; Wegelagerei; durchführen; ein vor der Tür stehen gebliebenes Faß; die in Schleswig wohnen bleibenden Deutschen; ermöglichen; Neugestaltung; einiger, anderer (mit Rücksicht auf den Flexionsausgang); Tragweite (z. B. eines Gesetzes); Neuzeit, Gegenwart; jemanden totschweigen (d. h.: durch vorgebliches Nichtwissen von einer Sache jemandem entgegenwirken, bis er erschöpft vom Kampfplatz verschwindet). Dieser Ausdruck würde in Holland niemals einheimisch werden, weil die Sache da völlig unbekannt ist.

In Nieder-Ingelheim

1880—1887

CLXXVI

An I. A. Roessingh van Iterson.

Geisenheim, 11. Okt. '80.

..... Vor etwa zehn Wochen bekam ich Besuch von einem Mann, den ich schon bei früheren Gelegenheiten als sehr herzlich kennen gelernt hatte. Er blieb nur zwei Tage. Zufällig war in seiner Gegenwart von einem Häuschen mit Garten an der andern Seite des Rheins die Rede gewesen, das zu kaufen war, und wir hatten uns geäußert, daß wir es wohl haben möchten. Ernsthaft gemeint war, wenigstens von meiner Seite, dieser Wunsch nicht. Wohl glaube ich, daß Mimi den Besitz des Häuschens hübsch fand, aber sicher lag in meiner Teilnahme am Gespräch kein Ernst, denn da ich kein Geld hatte, konnte ich an Kaufen nicht denken.

Als ich meinen freundlichen Gast an die Bahn brachte, sagte er:

— O ja, was das Haus in Ingelheim angeht, kaufen Sie es nur.

— Schöne Grappen! Ich habe kein Geld.

— O, das habe ich wohl. Und ich werde es Ihnen senden, sobald Sie es nötig haben.

Das hat er gethan! (Ich habe hier nun allerlei Beratschlagungen und Schreiberei überschlagen.) Der noble Kerl hat, ohne einige Sicherheit vorauszuverlangen, und mir überlassend, welche Rente ich bezahlen wollte, kurzum in wackerster und edelmütigster Weise, 14000 Mark gesandt.

So hoch war die Forderung, doch ich habe es für 11000 Mark erhalten, was ich ihm natürlich mitteilte. Ich möge, sagte er, den Überschuß für den nötigen Umbau verwenden.

So bin ich nun, bester Iterson, auf meine alten Tage Hausbesitzer geworden. Es liegt etwas komisches darin. Doch so ganz und gar pläsierlich finde ich die Sache nicht. Das Umbauprojekt wächst weit über die anfänglichen Berechnungen hinaus.

Und mir graut vor dem Umziehen. Und das Geträtsch, das aus solchen Dingen entsteht. Ach, richtig genommen, wäre ich nun doch lieber in einem Mietshause wohnen geblieben! Wenn's mir nur gelingt, das Haus frei zu kriegen, sodaß ich Mimi und Walther etwas hinterlasse . . . doch das ist die Frage. Und was soll sie nach meinem Tode mit einem Häuschen anfangen? Nein, das will ich noch dahingestellt sein lassen. Gewiß wird sie da Gemüse und Früchte ziehen, genug, um beinah ohne Geld leben zu können. Nun, ist auch meine Empfindung über diese Erwerbung sehr gemischt, die Sache ist abgemacht, und also . . . keine Hypochondrie!

Das Haus liegt wohl nahe am Rhein, doch nicht daran, und zwar auf einer Höhe, an der Chaussee von Mainz nach Ingelheim. Der Boden ist historisch. In Ingelheim hatte Karl der Große einen Palast (von dem noch Reste da sind), und der Weg, an dem ich wohne, ist unter seiner Herrschaft angelegt. Gerade dem Hause gegenüber steht in einer Gruppe von Bäumen eine Säule, darauf steht zu lesen:

Route de Charlemagne
érigée (näml. die Säule, denke ich)
sous le règne de S. M.
Napoléon
par
. . . .
préfet du département etc.

Was dieser „préfet" mit dieser Säule bezweckte, was ihn bewog . . . nun, ein Vorwand, diese beiden Kaisernamen in einen Stein einzugraben! Wie dem sei, Karl der Große hat in dieser Gegend gehaust, gewirkt, Gedinge belegt, und:

'n Brunnen gegraben! sagt mein einziger Nachbar, ein alter Bauer. So sagen auch die Leute in Ingelheim. Dieser Brunnen ist nun mein. Es ist der Brunnen auf meinem Grundstück! Wer hätte das gedacht? Und sollte es nun auch nicht historisch nachweisbar sein, daß Karl der Große das



Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. n. Photogr.

MULTATULIS WOHNHAUS IN NIEDER-INGELHEIM A. RH.

Ding graben ließ, man sagt es, und das ist schon etwas, nicht wahr? Aus diesem Brunnen sollen Sie Wasser trinken, wenn Sie im Sommer '81 uns besuchen.

Sein Sie herzlich gegrüßt
Dek.

Ich habe noch vergessen, Ihnen zu sagen, daß mein herzlicher Helfer mir ausdrücklich verboten hat, seinen Namen zu nennen. Fischen Sie also nicht danach.

Walther sprudelt vor Lebenslust. Er ist ein netter Junge. Soeben sagte er zu Mies[Mimi]: „Du, wenn du eine kleine alte Frau geworden bist, setz' ich dich in einen Korb und trag' dich überall hin, wo du willst. Sei nur ruhig, hörst du?"

[Im Vorhergehenden ist zum ersten Male von Walther die Rede. Hier sei erzählt, wie er in Dekkers Haus gekommen.

Dekkers und Mimis Sehnsucht, Kinder zu bekommen, wurde nicht erfüllt. Mimis Absicht, ein fremdes Kind anzunehmen, wurde von Dekker nicht gutgeheißen, er fand zuviel dabei riskiert, um so mehr, als Rassefragen ihn sehr beschäftigten. Einmal aber, als Dekker auf einer großen Vortragsreise war, nahm Mimi einen kleinen Jungen „auf Probe". Der Versuch mußte, da durch Besuch bei Mimi „Verrat" an Dekker zu befürchten war, diesem mitgeteilt werden. Er schrieb sehr ungehalten zurück. Bald darauf kam ein Brief von ihm, der ein geschlossenes Couvert — es liegt vor mir — mit folgender Aufschrift enthielt (in Übersetzung): 30 Gulden für Mies'chen, weil sie nun einen Sohn hat, der so schrecklich viel Geld kostet. Als Mimi das Couvert öffnete, fand sie darin dreihundert Gulden. Das ergab eine schöne Babyausstattung. Als Dekker nachhause kam, fragte er nicht nach dem Kinde, und auch Mimi verbarg es vor ihm. Es wurde eine Zeitlang auch nicht unter ihnen erwähnt. Schließlich fragte Dekker doch: „Wo hast du das Kind?" „Es ist oben. Du brauchst es nicht zu sehen. Ich kann es noch immer wieder zurückgeben." Davon wollte nun Dekker doch nichts wissen, als er das kleine Wesen gesehen hatte, und allmählich lenkte er ihm mehr und mehr Interesse zu. Ich kenne die ganze Geschichte. Der Schluß ist, daß Dekker sagte: „Es ist unmöglich, daß man ein eigenes Kind lieber haben kann!" Von dieser Liebe strahlt viel durch in den Briefen jener Zeit. Walther war das große Glück seiner letzten Jahre.

Bei dieser Gelegenheit sei gesagt, daß Nonnie in Italien an einen Professor verheiratet ist, und daß Eduard in Holland als Gymnasiallehrer lebt. Walther ist auf Borneo beim Landbau tätig. Multatulis Witwe lebt in Holland.]

CLXXVII

An N. Braunius Oeberius.

Nieder-Ingelheim, 17. Juni 1881.

..... Lassen Sie mich damit beginnen, daß ich etwas über uns erzähle. Unser Haus ist allerliebst. Die Aussicht prächtig. Niemals, d. h. nach meinem lebakschen Schiffbruch, konnte ich erwarten, daß ich mir einmal einen so angenehmen Aufenthalt gewinnen würde. Daß die Medaille ihre Kehrseite hat, versteht sich von selbst. Es ist etwas Drückendes in der Verpflichtung, muß ich auch sagen, daß dieses Gefühl ganz von mir ausgeht und nicht die Schuld des herzlichen Manns ist, der die Sache möglich machte.

..... De Beer, Redakteur vom „Portefeuille", bat mich um Material für einen Lebensbericht in einem deutschen Konversations-Lexikon [Spamer]. Erst antwortete ich nicht. Auf sein Drängen habe ich ihm einen Brief geschrieben voll Bitterkeit und Sarkasmus. (Es zeigte sich, daß er die Tendenz nicht einmal begriff. Er meint, daß es eine Abhandlung über Lebensbeschreibungen ist!) Sehr gütig schickte er mir die Abzüge zur Korrektur. Ich habe wieder so viele scharfe Stellen zwischengefügt (Ausflüsse meiner Stimmung!), daß ich nun daran zweifle, daß er es in seinem einfältigen „Portefeuille" abdrucken wird.

CLXXVIII

An Taco de Beer.

[Abgedruckt im „Portefeuille" vom 25. Juni 1881.]

Nieder-Ingelheim, 8. Juni 1881.

Geehrter Herr de Beer!

Verzeihen Sie, daß ich Sie so lange auf Antwort warten ließ. Ich befand mich beim Empfang Ihres ersten Briefes

(10. Mai) in närrischen Mühsalen. U. a. hatte ich keine Wohnung. Und ich legte Ihr Zirkular beiseite ... in große Gesellschaft leider! „Unter den Eigentümlichkeiten, die diesen Schriftsteller kennzeichnen, steht an erster Stelle, daß er solchen verfluchten Widerwillen hat gegen alle Schreiberei!“ Verehrter Sammler von Autoriana, da haben Sie schon eine Merkwürdigkeit, und eine große. Übrigens bin ich geboren am 2. März 1820. Meine Eltern waren wohlhabend und fromm, aber sehr ehrlich. Von diesen drei vorväterlichen Qualitäten ist nur die letzte auf mich übergegangen. In meinem achten Jahre machte ich Verse, die höfliche Gäste in Entzücken versetzten. Meine intellektuellen Fähigkeiten waren denn auch sehr schwach, sodaß immer Mitteilungen an den Lehrer geschickt werden mußten, er möchte doch freundlichst dem jungen Herrn nicht übelnehmen, daß er seine Aufgabe nicht wüßte. „Das Kind hätte wirklich sein Bestes getan, aber könnte mit dem besten Willen nichts begreifen.“ Dies ist noch so. Niemand hat einen Begriff von der Schwäche meines Gehirns. Was die meisten sofort begreifen, kostet mich Wochen, Monate, Jahre Nachdenkens. Viele Dinge sogar, die überall intellektuelle Gemeinplätze sind, lerne ich niemals. Ich gebe Ihnen dies nicht als einen Sarkasmus, es ist einfache Wahrheit. Mein größtes (einziges?) Verdienst ist die tapfere Bekämpfung dieses Gehirnfehlers. Ich konnte und kann diesen ermüdenden Kampf nur durchführen durch viel Enthaltung, besser: indem ich mich vieler Dinge enthalte. „Multa tulit fecitque puer, sudavit et alsit“ ... o ja, aber vor allem „abstinuit Venere et Baccho“. Und als das Schamgefühl sich zu entwickeln begann, auch der Reimerei. Nicht der puer, sondern ich. Es ist erstaunlich, wieviel schöne Verse ich ungemacht gelassen habe.

Ich besuchte, doch nur kurze Zeit, ein paar Schulen, die als sehr gut galten, wo ich aber wenig lernte, zum ersten, weil sie nichts taugten, zum zweiten und vornehmlich, weil ich so spielerisch war. Dennoch war ich auch im Spielen nicht stark. Einmal sah ich einen Jungen auf der Straße einen

Kreisel abschnellen, den er, ohne das Ding den Boden berühren zu lassen, auf der Hand auffing. Das wollte ich nachmachen, und sieh ... ich kann's noch nicht! Aber lernen werde ich es. Es besteht Aussicht auf genügend Zeit zur Übung, denn das Haus, das ich jetzt bewohne, muß sehr gesund sein: es ist noch niemals jemand darin gestorben. Diese Manipulation mit einem Kreisel hieß (wie ich 1830 vernahm) „scharmeien", und ebensowenig wie ich die Kunst ausführen kann, begreife ich den Ursprung dieses Wortes. Aber auch das werde ich finden. Versprechen Sie es ruhig Herrn Spamer, denn ich halte viel von Etymologie und gebe niemals einen Plan auf. Meine Vorfahren waren Friesen. Auch Mathematik also zieht mich an, und ich würde stolz darauf sein, wenn ich beweisen könnte, daß der Logarithmen-Douwes mein Urgroßonkel war. Aber alle Beweise von der Adeligkeit meiner Familie sind verloren gegangen. Ich habe mir die Mühe nehmen müssen, mein eigener Stammvater zu sein: eine schwierige Arbeit! Scharmeien ist nichts daneben.

Eben 18 Jahre alt, fuhr ich nach Batavia. Van Vloten scheint es besser zu wissen, und nach ihm De Keyzer in seiner dicken Anthologie. Wagen Sie Van Vloten zu widersprechen? Ich nicht. Er schimpft so, und nach der Schwäche meiner intellektuellen Fähigkeiten ist Widerwillen gegen Schmutz eine von meinen kennzeichnendsten Eigenschaften. Zu diesen Eigenschaften gehört auch, daß ich Dichter bin und also alle Versemacherei ins Kinderzimmer verbannt wissen will. Kurze Extempores, Bonbonsprüche, Albumverse und mal ein Epigramm können vielleicht dann und wann gestattet werden. Für Pastor Ten Cate und solche Leute verlange ich lebenslängliches Zellengefängnis oder eine Hofcharge. Eine Litteraturprofessur ist auch gut.

Lieber Gott, was soll ich noch mehr sagen? Was gehört eigentlich in so ein Konversations-Lexikon unter der Oberleitung der Firma Spamer? Um mich zu orientieren, schlage ich De Keyzer auf, in voce: „Cremer". Es zeigt sich, daß

der sehr gefeierte Autor selbst die Informationen suppeditiert hat.

O, Herr de Beer, ich bin Bureaumann gewesen! „Suppeditiert", mein Herr! Bürgerlich gesprochen, Cremer selbst lieferte De Keyzer die großartigen Neuigkeiten, die nötig scheinen, um den Leser seiner Novellen gehörig von Hochachtung durchdrungen sein zu lassen für jemanden, der oâ für aa sagen kann. Nach diesen mirobolanten Mitteilungen des Herrn Cremer wage ich wahrhaftig mit meinem curriculum vitae nicht an den Tag zu kommen. Was für ein Haufen ansehnlicher Leute! Ein Großvater, der Lit. Hum. Doctor und Rector war! Ich weiß nicht einmal, ob ich einen Großvater gehabt habe!

„Von seinem zehnten bis zu seinem fünfzehnten Jahre auf einem Pensionat." Und ich? Nach meinem zwölften Jahre hat der französische M'sieur mich nicht mehr gesehen. Ja doch, ein- oder zweimal, im Jahre '53. Es steht etwas davon in meinen Ideen. Aber gelernt habe ich damals wenig anderes, als daß es von dem Mann nichts zu lernen gab. Der Herr Roodhuyzen in Oosterbeek muß ein anderer Kerl gewesen sein, er, der nun auspiciis Cremeri et Keyseri verewigt wird.

„Im Atelier des Malers Hendriks." „F. H. Hendriks" . . . schon wieder eine Verewigung! Was für eine Masse Berühmtheiten! Und ich armer Teufel, der nicht einmal die Gelegenheit hatte, Scharmeien zu lernen!

Was habe i c h der „großen waldreichen Landschaft" und dem „ersten Roman" des Herrn J. Cremer gegenüberzustellen? Meine „Braut dort oben" ist nicht einmal waldreich, und mit meinen Ideen ist nach Ihrem „Portefeuille" nicht viel los. Sagen Sie d a s Spamer, und behüten Sie mich gefälligst vor deutscher Berühmtheit. Die Malereien, die ich . . . nein, lügen will ich heute nicht: Malereien habe ich niemals begangen. Die passendste Lobeserhebung hat ihre Grenzen.

„Wo er (Cremer) Litteratur trieb." Herrje, das habe ich niemals getan! Was sollte das auch wohl gegeben haben! Und wozu, lieber Himmel. Just diese Autobiographie von

dem gefeierten Cremer liefert die abschreckendsten Beispiele von dem Elend, worauf so eine Lebensrichtung hinausläuft. Der Mann, der doch von ausnehmend anständiger Abkunft war . . .

Denken Sie sich, seine Eltern hatten ein „buitengoed“ [Außengut = Landsitz]. Genau wie van Twist, der auch so furchtbar anständig ist. Auf diesem „buitengoed“ — ich kann das Wort nicht schreiben ohne Zittern in meinem Binnengut — auf diesem „buitengoed“ ist Cremers „erste Overbetuwsche Novelle“ geschrieben worden. Werter Herr De Beer, sind Sie auch wohl sicher, daß die Firma Spamer mit einer guten Druckerei in Verbindung steht? O weh, wenn es nun an Großkapitalbuchstaben fehlte für das Landgut von des Herrn J. J. Cremer anständigen Eltern? Einstmals, nach dem Untergang der europäischen Kultur, wird der altertumliebende Mongole mit Wehmut auf den Fleck schauen, wo Cremers „Wiegemie“ . . .

Vollenden Sie den Satz nur. Ich bin verdrießlich und beschämt, wenn ich bedenke, welche unansehnlichen Ecken der Mongole zu durchschnüffeln haben wird, um den Nachduft von meiner ersten litterarischen Arbeit zu riechen. Armer Mongole. Armes Ich!

Nein, o Götter, Dank für eure eifersüchtige Knauserei, die mir ein kleines Binnenplätzchen [= Lichthof, im Gegensatz zu einem Buitenplatz = Landsitz] anwies zum Schauplatz meiner ersten Ausschweifung! Dank, tausendmal Dank! Wohltätig war der Widerwille, den ihr mir einflößtet gegen allen Litteraturkram, und deutlicher als je sehe ich ein, daß . . .

Hier hätte ein frommes Stoßgebet über den außerordentlichen Segen des Unglücks folgen müssen. Aber ich habe keine, Lust dazu. Lieber ein kurzer Hinweis, wie es manchmal abläuft mit Leuten, die sich auf einem Buitenplatz mit „Wiegemie“ befruchten lassen.

Die Strafe folgt auf dem Fuße: der arme Cremer ist gestorben als Offizier der Eichenkrone, und (als wenn es nicht

genug wäre des grausamen Spiels!) als Ritter des Niederländischen Löwen. Der Mann ist wohl genötigt gewesen, in seiner Autobiographie aufrichtig zu bekennen, daß Niederland und seine Regierung — grausam, nun ja, aber gerecht wie die Götter selbst — ihn behandelt haben wie einen haager Hofräkel. Er war sogar geachtet, genau wieder wie van Twist. Und daß es dann noch Menschen giebt, die nicht an einen vergeltenden Gott glauben! Es ist, um Wiegemieen zu deklamieren vor Entrüstung.

Aber inzwischen sitze ich noch immer in Verlegenheit mit den gerechten Forderungen der Firma Spamer. Nichts natürlicher, als daß ganz Deutschland neugierig ist darauf, wie ich mich entwickelte. Aber du liebe Zeit, ich habe mich überhaupt nicht entwickelt. Da haben Sie just die Schwierigkeit bei der ganzen Sache. Und ich stehe nicht allein mit dieser Meinung. Wenn in holländischen Zeitschriften von Litteraturkram die Rede ist, werde ich selten genannt, eine Delikatesse, die ich sehr zu schätzen weiß, wenn es denn auch bei den Erleuchteteren aus Geringschätzung geschieht, weil ich in dem Worte „avend“ kein *o* vertragen kann und *sch* eine alberne Buchstabenkombination finde. Ich Schriftsteller? Nun, selbst das Buchstabieren kostet mich Mühe, besonders nachdem D. V. & T. W. [De Vries und te Winkel; staatlich dafür angestellt, setzten sie in den Jahren 1870 bis 1880 die holländische Orthographie fest] die Güte hatten, mich zu unterrichten, wie das eigentlich gemacht werden muß. Ich lerne das niemals.

Sind Sie sicher, daß die Firma Spamer Ihre Berichte nicht kontrolliert? So mögen Sie wissen, daß ich hier in Ingelheim nur sehr wenigen Vertrauten ein Bekenntnis abgelegt habe von dem Métier, das Niederland mir aufdrängt. Die Polizei hat mich als „Rentner“ gebucht. Wie nun, wenn Spamer bei dem Bürgermeister von Ingelheim Informationen über mich einzieht? Würden Sie nicht besser tun, mir ein Plätzchen unter den Bankiers in seinem Konversations-Lexikon einzuräumen?

So ist es! Sagen Sie Spamer, daß ich in Indien der

Gewaltwirtschaft entgegengetreten bin und daß die dankbare Nation mich dafür mit Schätzen belohnt hat. Aber erzählen Sie dabei um Gotteswillen nicht, daß ganz Vereinzelte mich für diese mutige Pflichterfüllung ausgescholten haben, schwarz gemacht, verleumdet. Es möchte mal diesen oder jenen abschrecken vom Guten! Bringen Sie übrigens, möchte ich Sie sehr bitten, die Deutschen nicht zu der Meinung, daß Havelaars Bemühungen und Opfer etwas Gutes zustande gebracht haben für das mißhandelte Insulinde. Das Gegenteil ist der Fall. Nach den letzten Berichten ist „Lebak eine Wüstenei". So sagen die indischen Blätter, und Niederland, das aus diesen Berichten wieder einmal — zum Überfluß wahrlich! — die Überzeugung gewann, daß Havelaars Streben einen rechtmäßigen Grund hatte, hat sich beeilt, mir als nationale Huldigung noch einige Millionen aufzudrängen. Ich werde sie verwenden, um Sekretäre zu besolden und, meine nutzlose Feder für immer wegwerfend, meinen Feinden den Vorwand zu nehmen, mich für einen Bücherfabrikanten zu erklären. Sagen Sie das Spamer.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr ergebenster
Douwes Dekker.

CLXXIX

An W. A. Paap.

Nieder-Ingelheim, 4. Juli '81.

Werter Herr Paap! Nachdem ich mit besonderem Vergnügen Ihren Aufsatz über Ebers' letzten Roman gelesen hatte, fühlte ich das Bedürfnis, Ihnen dafür zu danken. „Mit besonderem Vergnügen" und „danken". So ist es! Mit besonderem Vergnügen, weil ich so selten bemerke, daß Recensenten ihre Brillengläser abwischen. Nachdem sie einmal

den Ebers zum „berühmten Schriftsteller“ ernannt haben (oder indem sie meinen, daß er dazu ernannt ist), schmiert man nur drauf los. Er schreibt schlecht.

Ich las von ihm „Homo sum“ und wage zu behaupten, daß es ein Schmarren ist, inhaltlich sowohl als nach der Ausführung.

Auch die Ägyptologie, die darin geliefert sein soll, ist winzig. In einer von seinen andern Sachen (ich weiß wahrhaftig den Namen nicht mehr) bin ich stecken geblieben. Ich hatte genug davon! Daß nun der Mann nicht schreiben kann, kümmert mich weiter nicht. Aber wohl nehme ich Ärgernis an der Verhimmelung eines solchen Pfuschers. Aus diesem Ärgernis erklären sich die Worte „besonders“ und „danken“.

Ebers' „Eine Frage“ nenne ich ein allerliebstes Kunststückchen, sozusagen einen casse-tête, eine difficulté vaincue. Die albernen Schnörkel, die Sie so zu Recht an ihm tadeln, sind in dem Dingelchen an ihrem Platz. Da ist dieses Füllsel, das kleinliche, angebracht, nachgeahmt theokritanisch . . . oder so etwas.

Oder . . . ist es kein Kunststück bei ihm? Würde es ihn Anstrengung kosten, nüchtern, einfach, wahr zu sein? In diesem Fall bleibe ich dabei, daß sein Talent Mispeln gleicht, die nur dienen können, wenn sie nichts taugen. Oder einem natürlichen Buckel, der ein gewisses Publikum in Begeisterung versetzt, wenn es sich trifft, daß der glückliche Besitzer als Tortillard spielen muß. Etc. etc.

Aber . . . etwas anderes. Wollen Sie mir ein zweites Vergnügen machen? Widmen Sie mal einen Artikel den Tempora der Verben in unserer Schriftstellerei du jour. Bitte, wenn's gefällt! Gerade wie bei Ebers nehme ich es keinem so übel, daß er kein Talent hat, aber es ist ärgerlich, zu sehen, wie man bei Mangel an Talent sich einen Nimbus von Distinktion anmaßt durch . . . durch . . . wie soll ich sagen? Das schriftstellernde Völkchen stellt sich über Unsern Lieben Herrn sogar. Niemand hat jemals seine Allmacht auf-

gefaßt in dem Sinne, daß er die Begriffe „gestern", „morgen", „vergangene Woche" und „heute" durcheinander schütteln könnte wie Hagel in einer Kugeltasche. Die modernen Romanflicker — besonders von der Sorte, die am Fuße unserer Zeitungen herumkriecht — sind so frei, sich anzustellen, als wenn sie dieses Kunststück wohl verständen. Einen Grund giebt es nicht dafür, aber die Ursache meine ich in dem Jagen nach der Vornehmheit zu finden, die sie in Schulbüchern wohl einmal dem praesens actualitatis (actualitas steht nicht im Cicero; das ist ein Fehler von Cicero) zuerkennen hörten. Das Herumfechten mit solchen Mittelchen steht auf einer Linie mit dem pluralis majestatis der Zeitungen, und also sehr niedrig.

Wollen Sie diese Pfuscherei mal mit einer kleinen Ohrfeige beehren? Paßt es oder gefällt es Ihnen, zu sagen, daß ich Sie dazu aufforderte . . . gut!

Kommt es Ihnen gelegen, das eine oder andere heranzuziehen, das in der Nachbarschaft liegt? Sehen Sie hier:

„Ja", sagte X zustimmend.

„Nein", lachte, seufzte, piepte, leugnete, hustete, nieste, gähnte etc. etc. der Vater, während er Rauch ausblies, Pfeife stopfte, an seiner Nase kratzte, seine Hand legte auf den blonden Kopf von . . . sie ansah mit seinen soundso-Augen, etc. etc. etc.

„Unwillkürlich" und „unmittelbar" verdienen auch ein Plätzchen. (Sie selbst sind ans unwillkürlichen gegangen.)

Auch „buchstäblich". Die Menschen stehen gegenwärtig „buchstäblich" wie (dieses „wie" ist zuviel) vom Donner gerührt, „an den Boden genagelt" etc.

Und das alberne deutsche „als" an Stelle von da, darauf, danach, sodann etc. etc. [Das holl. „als" hat die Bedeutung unseres „wenn"; das falsch angewandte „als" im holl. Text ist also mit „wenn" zu übersetzen.]

„Wenn" Amalia dies gesehen hat, ist Ferdinand unwillkürlich aufgestanden, und buchstäblich wie vom Donner gerührt

steckt er unmittelbar (also ohne Zündholz) eine Zigarre an. Caetera desunt, aber es ist genug.

Nun, breiten Sie das nur aus. Ich sehe in all dieser Pfuscherei Unehrlichkeit. Jeder wirklich ehrliche Mann kann gut schreiben. Jeder Unehrliche schreibt schlecht. Dies fällt nur darum nicht allgemein ins Auge, weil die meisten Leser nicht gewohnt sind, sich die Frage vorzulegen: was ist Wahrheit. Das eine wie das andere ist recht verdrießlich für einen Schriftsteller, der sich abmüht, für seinen Gedanken den am wenigsten unkorrekten Ausdruck zu finden. Wer es also mit der Wahrheit wohlmeint, ist verpflichtet, gegen all diese Pfuscherei mit Kraft aufzutreten.

Darum dieser Brief!

„Warum tun Sie es nicht selbst?" Bester Junge, ich bin so angeekelt von dem ganzen öffentlichen Treiben. Dies ist meine einfach-natürliche Empfindung, und sehen Sie, indem ich überlege, komme ich zu dem Resultat, daß es besser ist, Sie zu bitten, diesen Murmel aus dem Rinnstein zu holen. Gegen mich hat man den Vorwand anzuführen, daß ich alt, knurrig, melancholisch, pessimistisch, ja, Gott weiß was bin. Vielleicht gar neidisch! Wenn sie wüßten, wie herzlich erfreut ich bin beim Lesen von etwas Ordentlichem! Und wie geneigt, das — zuweilen mit Übertreibung! — zu äußern.

Freundliche Grüße von Ihrem ergebensten

Douwes Dekker.

CLXXX

An D. R. Mansholt.

Nieder-Ingelheim, 31. Aug. 1881.

Unterricht! Alle Einzelheiten, die mir zukommen, weisen auf etwas sehr Ungünstiges. Und zwar in doppelter Be-

ziehung. Die Resultate nämlich offenbaren sich auch zum Nachteile des Charakters, etwas, das bei Unterrichtsprogrammen immer unberücksichtigt bleibt. Man wendet darauf niemals das „Alles in Allem“ an. (Wohl beachtet man einigermaßen die Forderungen der Gesundheitslehre, wenigstens diese werden als bei der Sache in Betracht kommend genannt.) Wäre auch der Unterricht als solcher ausgezeichnet, dann müßte man sich noch vergewissern, inwiefern er sich deckt mit der Entwicklung des Gemüts. Die Anweisung der Fehler ist zwecklos, solange Unterrichtsgesetze bestehen.

Dieser letztere Ausdruck ist vielleicht nicht vollkommen korrekt. Es bestehen einige (sehr wenige!) Berührungspunkte zwischen „Regierung“ und „Unterricht“. Aber sie stehen nicht in Beziehung zu dem Text: Unterrichtsprinzip. Ich darf sie also jetzt übergehen.

Gesetze für den Unterricht, d. i. Einbruch in die Freiheit des Unterrichts, das offizielle Gildenwesen in diesem Punkt, sehen Sie, das sind Dinge, wofür die Nachwelt uns verspotten wird, wie wir nun uns ärgern an Hexenprozessen und Autodafés. Was nützt es, daß wir die Fehler in der gegenwärtigen Methode aufsuchen und anweisen, solange die ganze Sache (Unterricht de par le Roi, eine Autorität, die selbst an erster Stelle einigen Unterrichts bedürftig wäre!) solange die ganze Sache ein Fehler ist? Die gesetzliche Regelung stempelt jeden Irrtum mit einem Siegel der Verewigung, verhindert allen wirklichen Fortschritt, erzieht Mittelmäßigkeit und Gewöhnlichkeit zu Nutzen unwahrer und konventioneller Forderungen der Gesellschaft, lähmt jede Initiative, köpft alles Überragende, sanktioniert die Herrschaft des Bösen. Moses, Aristoteles, Sokrates, Jesus, Columbus, Newton, Kepler etc. etc. etc. würden untergegangen sein bei einem Régime wie das unsere. Ich fordere: Freiheit des Unterrichts!

CLXXXI

An Baron A. D. van Verschuer.

Nieder-Ingelheim, 13. Okt. '81.

..... Im übrigen sind wir wohl. Das heißt physisch. Meine Stimmung kann ich nicht rühmen. Ich bin müde von Enttäuschung. Auf keinem einzigen Gebiet scheine ich auch nur annähernd mein Ziel erreichen zu sollen. Wenn nicht die Notwendigkeit mich weiterpeitschte . . . ja, was dann? Wenn das Leben eine Schachpartie wäre, würde ich sagen: „ich gebe die Partie auf!" Die ewige, eintönige Plackerei langweilt mich.

Teilen Sie mir etwas mit über Ihre Stimmung. Lesen Sie viel, und was? Ich habe dieser Tage mit Interesse Mad. de Rémusat's „Mémoires" gelesen. Armer Napoleon I.!

Es ist nach meiner Meinung ein Werk von Bedeutung. Erst war ich gegen die Autorin eingenommen. Ich hielt ihre Auskleidung Napoleons für eine Einführung bei den Bourbonen. (Sie schrieb nämlich im Jahre 1819.) Daß sie erst jetzt im Druck erscheinen, spricht nicht gegen dieses Vermuten, da sie das Manuskript zirkulieren lassen konnte, und dann war der Effekt noch größer, da es in diesem Fall in ihrer Macht stand, es nur dahin zu geben, wo es ihr nötig erschien, wodurch sie Polemik mit Andersdenkenden oder Besserinformierten abschnitt.

Ohne jetzt schon zu versichern, daß diese Auffassung ganz und gar grundlos ist, muß ich doch zugeben, daß sie den Eindruck einer respektablen Frau macht. Man darf sie nicht zu schnell für den valet de chambre d'un grand homme erklären, wenigstens nicht in der schlimmsten Bedeutung des Wortes. Daß manchmal in ihrer Herabsetzung Napoleons etwas Engherziges liegt, kann gleichwohl wahr sein. Es ist z. B. komisch, sie klagen zu hören, daß er . . . niemals eine gehörige entrée oder sortie de salon machte. In der Tat entsetzlich!

Von Bedeutung ist das Werk. Es kommt mir vor wie ein Todesstoß für die Bonapartisten. Keine zehn Victor Hugos oder Rocheforts mit ihren „Chatiments“ oder ihrer „Lanterne“ zeigen den „Grandhomme“ so im Hemde als diese Memoiren. Dennoch wird darin noch viel mehr als Napoleon selbst etwas anderes seines Nimbus beraubt. Es ist der Ruhm und die Ehrsucht, das Jagen nach sogenannter Hoheit und Würde. Ich kann Sie versichern, daß einer meiner Haupteindrücke war: Mitleid mit Napoleon! Was für Plackerei lastete doch auf ihm! Ganz neu war mir dieser Eindruck nicht. Bereits vor vielen Jahren (auch im Anschluß an Gespräche mit dem alten General Cleerens) berechnete ich, daß das Saldo seiner Erfahrungen in puncto Glück sehr unvorteilhaft gewesen sein muß. Indem ich zugebe, daß das Buch von Mad. de Rémusat mir viel zu lernen giebt, darf ich doch versichern, daß ich durch Intuition (oder besser, durch Anwendung meiner analogischen Methode) vieles gemutmaßt habe von dem, was sie als Faktum erzählt. Auch meine Skizze von Napoleons Gehaben und dem Ton, der in seiner Umgebung herrschte, das Bunte, das komödienhaft Aufgetakelte, das puppenhaft Gewöhnliche, alles beherrscht von Furcht vor dem Gebieter, dessen einziges Gesetz (hinsichtlich seiner Umgebung, nicht in der Politik) seine Laune war . . . sehen Sie, es geht für mich aus den Memoiren hervor, daß meine Phantasie richtig gemutmaßt hatte. Ich schmeichle mir, daß Mad. de R. meine Zeichnung nicht désavouieren würde. Ich möchte, daß Sie das Buch läsen und danach, oder wenn Sie so ungefähr in der Mitte sind, einmal das kleine Gemälde sich betrachteten, das in dem VI. Bande meiner Ideen vorkommt. Mich selbst hat die Ähnlichkeit überrascht.

Mad. de Rémusats Memoiren gehen nur bis zum Jahre 1808. Schade. Dennoch begreife ich jetzt besser als früher, daß Napoleon, als ihm vorgeschlagen wurde, von St. Helena zu flüchten und noch einmal zu beginnen, dazu keine Lust hatte. Es wundert mich schon, daß er von Elba zurückkehrte.

Bereits vor der russischen Campagne nämlich waren Anzeichen dafür vorhanden, daß sein Postament untergraben war. Bis und mit (vielleicht schon vor) Austerlitz hatte sein Steigen den Gipfelpunkt erreicht. Stillstand ist unmöglich. Ergo mußte er sinken. Die Franzosen selbst waren seines und ihres Ruhmes satt!

Talleyrand erscheint in Mad. de R.'s Werk in einem andern Licht, als ich ihn meinte sehen zu müssen. Den Mann würde ich bei Mangel an Kenntnis gänzlich verkehrt gezeichnet haben, wenigstens wenn ich auf Mad. de R. bauen darf, was ich glaube. Sie kommt mir ehrlich vor.

Ich bin neugierig, ob es wahr ist, daß Talleyrands Memoiren existieren, und wenn ja, ob sie noch bei meinen Lebzeiten herauskommen werden. Aber ich meine fast bezweifeln zu müssen, daß er sich die Mühe gegeben hat, sie zu schreiben. Nach der Charakterzeichnung von Mad. de R. war er zu gleichgültig und zu bequem dazu.

Es kommen in ihrem Werk prächtig gezeichnete Portraits vor. Die Marschälle kommen nur dürftig weg. Hortense war nach ihr ein Engel. Josephine ein . . . gutmütiges und liebenswürdiges, doch leichtfertiges... Lipplappchen [Lipplapp = Mischling; eigentlich Nachkomme aus der Verbindung eines Europäers mit einer Javanerin.] Louis Napoleon nicht viel mehr als ein Schmierlappen. Die ganze Familie von seiner Seite scheint nicht viel Besonderes gewesen zu sein.

[In den folgenden Briefen wird von der Nationalen Huldigung (Huldeblyk) gesprochen, die Multatuli im Jahre 1882 dargebracht wurde. Ich habe von ähnlichen Unternehmungen, die seit den sechziger Jahren mehrfach ins Werk gesetzt wurden, weder Meldung gemacht, noch bedeutendere sie betreffende Briefstellen angeführt, da sie zu keinem Ziele gelangten, meist von Dekker selbst desavouiert wurden. Über die Natur der Nationalen Huldigung geben die Briefe hinreichend Aufklärung. Der schließliche Ertrag belief sich auf gut 22500 Gulden.]

CLXXXII

An J. M. Haspels.

31. Mai 1882.

..... Wieviel die Leibrente betragen wird, weiß ich nicht recht. Gewiß ist, daß es mehr mit einem Altemänner-Pensiönchen Ähnlichkeit haben wird, als mit einer glänzenden Huldigung. Auch ist es gewiß, daß das Resultat der Sache nicht meinem Kämpfen und Ringen entspricht, den großen Worten, die ich von Anhängern oder Geistesverwandten erhielt. Ebensowenig dem Schimpfen und Verleumden von meinen Feinden. Und auch nicht der Taxierung der Frommen, die mir vorwarfen (kath. „Tyd", kath. „Maasbode", orthod. „Kerkelyke Courant", orthod. andere Blätter), daß ich den Glauben vernichtet hätte. Die Kerle gefallen mir! Besser als die mir gleichgesinnten Liberalen oder Freidenker, die solche Waffentat (keine Kleinigkeit wahrlich!) mit einem Pensiönchen belohnen, das mich vor Notleiden bewahrt. (Höchstens! Um einigermaßen am Leben zu bleiben, muß ich fortfahren mit Geschichtchenschreiben.) Ich weiß nun genau, was ich in den Augen all dieser Geistesverwandten wert bin. Es ist die armselige Taxierung, die mich wurmt, und dies würde so bleiben, handelte es sich auch bei dem finantiellen Ergebnis um einen andern. Aber Sie begreifen, daß ich dies alles nur in einem sehr vertraulichen Brief an Sie sage. Hunderte und Tausende können nichts dafür, und es ist mir peinlich, Wohlwollende zu verletzen. Sehr viele im Lande haben selbst Mühe, den Kopf über Wasser zu halten. Ich darf also meinem Unwillen nicht Luft machen. Aber wo blieben die Freimaurer? Sie sind alle miteinander reich, und offenbarten jetzt, daß sie keine Hand rühren zugunsten jemandes, der von ihren und meinen Feinden als Gegner so hoch taxiert wird. Die Umstürzung des Glaubens (und dies steht buchstäblich in den frommen Blättern) ist doch keine so alltägliche Sache, dünkt mich.

CLXXXIII

An J. M. Haspels.

16. Juni '82.

Die Huldigung läuft nun im ganzen hinaus auf ungefähr 20000 Gulden. Ich bin wohl für eine Million ausgeschimpft an der einen Seite, und für ebensoviel mit Schmeicheleien bedacht an der andern Seite. Fromme Zeitschriften erklären, daß ich Gott enttront habe. Ist dies nun auch mehr der Ehre, als mir zukommt, ich nehme Notiz davon, und behaupte, daß so ein haut fait d'armes mit einer Pension von siebzig Gulden für mich und von fünfzig für Mimi kärglich belohnt ist. Und das Erniedrigende der Taxierung! Mit einem Wort gesagt: dieser Ausfall der Sache ist mir ein schwerer Schlag! Es bricht meinen Ton! Und dann das Bewußtsein, daß „man" mich für zufriedengestellt halten wird und mir noch Undankbarkeit vorwerfen wird, wenn ich es nicht sehr schön finde. Wie werden die van Twist und Konsorten sich ins Fäustchen lachen. Durch diese glänzende Pensionierung bin ich nun für immer als zweifelhafte Größe klassifiziert. Jeder weiß nun, daß ich keine nennenswerte Partei repräsentiere und daß man mich nicht zu respektieren braucht. Die Notwendigkeit, Geschichtchen für den Druck zu liefern, ist größer denn je, und der schwierige, doch immer noch möglich gewesene Ausweg, Vorträge zu halten, ist mir abgeschnitten. Nur bei in der Tat glänzendem Ausfall hätte ich mich wieder in Holland zeigen können. Nun bin ich scheu, und ich fühle, daß ich kochen würde bei Zujubelung.

Im übrigen bin ich wohl. Auch meine Frau und unser Kind. Wie steht es mit Ihrer Gesundheit? Haben Sie Aussicht auf Ferien? Und kommen Sie dann hierher, mit Dirk, Konrad, Frau, Tochter, mit wem Sie wollen? Sie werden herzlich empfangen werden, das wissen Sie. Im allgemeinen jedoch (dies geht Sie nicht an!) werde ich zu meinem großen Bedauern der Gastfreiheit ein Ende machen müssen. Bei dem

Einkommen, mit dem ich jetzt zu rechnen habe, kann man kein Glas Wein einem Freunde vorsetzen. Selbst um mich mit einem Freunde zu unterhalten, habe ich nicht genug, denn ich muß Manuskript liefern! Wenn ich nach dieser Huldigung in Geldnot geriete, würde man sagen: „was für ein Verschwender!“ Aber noch einmal, Bester, dies geht Sie nicht an.

Daß die Huldigung mich nicht in stand setzen würde, große Pläne auszuführen, sah ich voraus. Aber daß sie auch im einfach bürgerlichen Sinn so armselig ausfallen würde, nein, das hätte ich nicht gedacht. Ich weiß nun, woran ich mich zu halten habe. Läppische, schale, entnervende, spießbürgerliche Knauserei ist nun die Parole. Das knickt mich! Ich habe jetzt dasselbe Einkommen (d. h.: mit dem von Mimi dabei), das ich vor dreiundvierzig Jahren als neunzehnjähriger Junge bei der Allgemeinen Rechnungskammer in Batavia hatte. Und damals gab mein Vater mir noch ungefähr 80 Gulden im Monat dazu! Wir wissen jetzt, was Beifall, Erfolg und Gottenttronung in Holland wert sind! Für Gott ist es auch nicht schmeichelhaft, daß jemand, der (nach seinen Anhängern) ihm „über“ war, so niedrig taxiert wird.

CLXXXIV

An J. M. Haspels.

27. Oktober 1882.

..... Es scheint undankbar, wenn ich, was den Ausfall der Huldigung angeht, verdrießlich bin. Wie würde ich mich gewehrt haben, wenn ich hätte auftreten können auf eine Weise, die dem armen und reichen Pöbel Respekt eingeflößt hätte! Aber der Kummer über diesen Mißerfolg wird wahrlich gemildert durch soviel Opfergeist und Treue, wie ich sie von einzelnen erfahre, worunter Sie an erster Stelle stehen!

CLXXXV

An Dr. H. de Haas.

20. Februar '83.

..... Ich muß die Dinge aus der Vogelperspektive sehen, und dann muß ich bekennen, daß, wenn kein Grund ist für einen bittern Pessimismus, so doch überreichlich Ursache!

Mit der sogenannten „Kultur" sieht es elend aus. Was man Fortschritt nennt, beschränkt sich auf Fachliches zur Verbesserung dieser oder jener „Manier", ohne dem einzig gültigen Desideratum zu entsprechen: Vermehrung des Genusses.

(Ihnen brauche ich nicht zu sagen, daß ich mit dem Worte „Genuß" nur das Genießen bezeichne, das zur Erhöhung wesentlichen Glückes führt.)

Die Moral, die Litteratur, die Politik, das körperliche Wohlsein ... alles wird in Phrasen umgesetzt, über alles wird auf Kosten der Sache selbst überhandnehmend diskutiert. Kritik — und schlechte! — ist in Geltung vor Tun und Producieren.

Die Gesellschaft hat Ähnlichkeit mit einer Bande Köchinnen, die, anstatt Speisen zu bereiten, Abhandlungen halten über Kochkunst. Und ... schlechte Abhandlungen! Und sie benehmen sich unverschämt, als wenn sie das Kochen unter ihrer Würde hielten!

Wo sich die Augen hin richten, finde ich die Zeichen der Fäulnis, die unsere Gesellschaft angegriffen hat.

CLXXXVI

An Dr. H. C. Muller.

22. Aug. '83.

.... Das Unterrichtsgesetz ist eine Dummheit, ein politischer Fehler, eine schändliche Tyrannei, ein Greuel! Bis zu gewissem Punkte bin ich mit meinem Urteil über dieses Machwerk ganz auf der Seite der streng Orthodoxen und Jesuiten.

Daß diese Herren eigentlich danach streben, selbst die Macht in die Hände zu bekommen, die sie nun dem Staate mißgönnen, weiß ich wohl, und dagegen würde ich mich wehren (wenn ich könnte. Denn ich habe nichts einzubringen, was sehr schade ist!). Aber so weit sind wir noch nicht. Wir leben unter der Macht von Haager Päpstchen, Haager Konventikelchen. Polypen! Schneiden Sie etwas ab, es wächst wieder an. Die Wahlen? Gehupft wie gesprungen! Änderung des Wahlsystems? Das bringt nichts. Vielleicht würde es, doch dann auch nur für kurze Zeit, helfen, die Gruppierung der Stimmen etwas natürlicher zu machen. Doch auch dann blieben wir den Zeitungsschreibern überliefert, und nach kurzer Zeit würden die vom ganzen Land Gewählten sich zusammenklicken zu einem Focus der Korruption. Man glaube nicht, daß sogenannte politische Parteischaft diese Herren zersplittert. Das ist eine Komödie, die sie in der Öffentlichkeit spielen, pour se donner un genre. Als „Kammermitglieder" = Verteiler der Beute sind sie homogen. „Keine fremden Enten im Teich" ist ihre Parole. Der Einling, der sich unter sie verirrt und trachtet, er selbst zu bleiben, wird tot erklärt und kann nicht den geringsten Einfluß ausüben. Es ist eine verrottete Wirtschaft! Es ist ein Cromwell nötig, einer, der das: „Weg mit dem Dreck!" ausspricht. Nun, dies ist keine Kunst. Doch es muß so gesagt werden können, daß die „verehrten Mitglieder" danach hören und sich aus dem Staube machen. Cromwell wußte, auf wen er rechnen konnte.

Fassen Sie solche Bemerkungen nicht als ein politisches Regierungssystem auf. Gott bewahre mich! Medizin ist keine Nahrung. Bei Krebs ist das Erfordernis nicht, daß man dem Patienten eine Lebensregel vorschreibe, die für den Gesunden gut ist. Es muß gebrannt und geschnitten werden. Nach dem Glücken dieser Kur ist die hygienische Diät eine Sache späterer Sorge.

Walther ist gestern mit uns nach der Kirmes gewesen, d. h. nach der Mainzer Messe. Er hat das Gerippe von einem Wal-

fisch gesehen, und einen Zulu, oder gar zwei, sapperlot! Diese Leute haben gar keine Religion! versicherte der Ausrufer. (Ihm guckte die Religion aus den Augen, und auch Mußjöh Publikum war voll davon, natürlich.) Das Entree war 10 Pfennig, ich dachte daran, mich für 9 sehen zu lassen. Aber ich wollte den braunen Tröpfen keinen Abbruch tun. Der Walfischmann hatte die Religion gehabt, sein Skelett hier und da mit etwas Tran zu begießen. Sein Zelt stank nach Nowaja Semlja. All die Religionsmenschen foppen sich gegenseitig, so stark sie nur können. Daß man quacksalbert, kann ich begreifen. Doch daß zwei oder mehr Quacksalbern es gelingt, sich vice versa zu betrügen, kommt mir merkwürdig vor. Noch immer lachen die Auguren nicht, wenn sie sich angucken. Dies tat auch Cicero selbst nicht, wenn er einem anderen „orator" begegnete. Es kam ihm also nicht zu, den Auguren ihr unbewegliches Gesicht vorzuwerfen.

Adieu, sein Sie herzlich gegrüßt, und glauben Sie, daß es mir sehr leid tut, nicht kommen zu können.

Ihr Dek.

CLXXXVII

An Dr. H. C. Muller.

N.-Ingelh., 27. Aug. 1883.

[Voraufgehend: über Kongresse, Wahlrecht, Parlamentarismus usw.]

.... Nach all dem stimme ich für .... Änderung des Systems. Wenn ich ein recht bösartiger Tyrann wäre, würde ich vollständige Preß-, Rede- und Versammlungsfreiheit geben. Ja, unbegrenzt, denn ich hielte mich versichert, daß meine Leutchen sich totschreiben, totschwatzen und totversammeln würden.

Dies ist denn auch die direkte Folge des parlamentarischen Systems. Die englischen Lords wußten wohl, was sie

taten, als sie für das „Volk“ diese Freiheit forderten. Kein Volk wird mehr ausgesogen als das englische. Confer die Gehälter von den Bischöfen und die akkumulierten Kapitale der Landbesitzer! Auch Bismarck wußte es wohl. Er gab den Deutschen zwei Parlamente, zwei Fontanellen auf Kraft und Denkvermögen! Die Völker sind schlafmützig genug, sich zufrieden zu zeigen, wenn sie nur schwatzen dürfen!

CLXXXVIII

An Dr. H. de Haas.

17. Jan. '84.

Walthers Lehrer ist noch immer krank, und wir fürchten das Schlimmste. Der arme Mann ist in Essenheim, einem Dorf $1^1/_2$ Stunden von hier, wo seine Eltern wohnen. Gestern hat Walther ihn da besucht. Der Tod dieses Mannes würde auch uns in schwierige Position bringen. Vielleicht dringt dann der Schulinspektor darauf, daß Walther nach der Schule kommt, etwas, das uns sowohl bezüglich des Unterrichts als auch für die Erziehung sehr traurig erscheint. Er lernt da schlechtes Deutsch (oien für ein, hawwe für haben u. s. w.), schlechte Manieren und gemeine Wörter. Das System des Schulzwangs — wofür jetzt auch in Holland soviele schwärmen — ist mir ein Greuel. Das Resultat davon in Deutschland ist erbärmlich. Ist es nicht betrübend, daß man sein Kind, aus dessen Erziehung man eine Gewissenssache macht, solchen Einrichtungen von systematischem Verderb übergeben muß? Bei Inspektionen der Schulen kommt es vor allem darauf an, ob man den Jungens eingepumpt hat, daß Gott, Kaiser und Reich schöne Dinge sind; der Rest ist Nebensache, bis zum Sprechen der eigenen Sprache! Auch in Holland läuft es so seinen Weg bei all dem Offiziellen, das unserm Unterricht anhaftet. Wenn man den Unterricht privater Konkurrenz überließe, würden die Eltern

wählen können zwischen Systemen, Richtung und Praktik der respektiven Lehrer. Jetzt ist alles in eine Form gegossen.

Und in welche Form? Nach Ihrer Abreise habe ich Dirks Schulbücher eingesehen. Sie sind danach! All die Lehrbücher dieser Tage riechen nach dem Examen, das man von Lehrern verlangt. Es ist, als wenn man mit Milizsoldaten, die marschieren lernen sollen, über Dynamik und Anatomie disputieren würde, oder einen Schiffsjungen mit meteorologischen Betrachtungen über die Cyklone beschäftigen würde. Es bleibt die Frage, ob viel von dem, was jetzt in den Lehrbüchern behandelt wird, wohl mal von Zweck ist für den Elementarlehrer (ich sage: nein!). Aber wäre dies auch anders, dem Schüler dient die falsch-wissenschaftliche Einrichtung der Lehrbücher gewiß nicht! Es macht ihn (anstatt sein Wissen zu vermehren) vertraut mit... Faselei und Geschwätz! Die wahre Wissenschaft verlangt, daß das Kennen von Tatsachen, das positive Wissen dem analysierenden Denken voraufgeht. Es giebt nichts zu denken, so lange man nichts weiß. Die Natur verlangt zuerst für das Gedächtnis, danach für das Denkvermögen Nahrung.

Wenn ich auf dergleichen Dinge meine Aufmerksamkeit lenke, fühle ich mich verdrießlich. Auf technischem Gebiet macht man täglich Fortschritte, das ist wahr. Aber daß diese Fortschritte günstig wirken auf intellektuellen und moralischen Fortschritt, d. i. „auf Erhöhung von dienlichem Genuß“ (denn dies ist mein Kriterium), leugne ich. Der meisten neuen Erfindungen bemächtigt sich sogleich die „Industrie“, will sagen: die Kunst, den Menschen verfälschte Waaren in die Hände zu stopfen. In den Zeitungen lese ich, daß — natürlich in Amerika — die Fabrizierung von Kunsteiern gelungen ist. Die Henne, die diesen Witz erdacht, zeigt, daß sie unser Jahrhundert gründlich kennt. Wir haben Kunstbutter (in einem Weideland!), Kunst-Pietät (Dogmatik), Kunst-Staatskunst. Ja, ja, diese Henne hat den Nagel auf dem Kopf getroffen.

CLXXXIX

An Dr. H. de Haas.

6. Febr. '84.

Dieser Tage las ich ein Buch, das mir recht viel Vergnügen machte. Es liegt ganz außerhalb Ihres Kreises, aber was mich betrifft, lange habe ich kein Buch gelesen, das mir soviel Befriedigung gab. Und das erfreut mich so. Besonders auch, weil ich hierin einen Beweis glaube finden zu dürfen, daß ich, der ich soviel tadle, soviel geringschätze, kein Vergnügen habe am Tadeln und Geringschätzen. Von Jugend auf hatte ich solche besondere Lust, Westindien kennen zu lernen. Dafür bestanden Gründe, die ich nun übergehe. Es war und ist so. Als ich noch in dem Wahn befangen war, daß die „Huldigung" mir eine gewisse Bewegungsfreiheit verschaffen würde, stand eine Reise nach Paramaribo auf der Liste meiner Pläne. Wie dem sei, ich hatte viel Interesse an Westindien, und habe es noch. Da sah ich ein Werk von einem gewissen Kappler über Niederländisch-Guyana angekündigt. Ich schaffte es mir an, und sieh, selten entsprach ein Buch so vollständig dem Verlangen des Käufers als dieses Werk. Dieser Kappler liefert was fürs Geld! Hinzu kommt, daß seine Arbeit zugleich den Namen eines Lebensbildes verdient. Er hätte es auch „Mémoires" oder „Confessions" nennen können. Ich lese mit mißtrauischer Aufmerksamkeit, und muß bekennen, daß ich ihn nirgends auf Unwahrheit ertappte. Es ist etwas Einfältig-Naives in seinen Mitteilungen, das sehr für den Mann einnimmt. Denken Sie sich, daß er als armer neunzehnjähriger Junge im Jahre 1835 Stuttgart verließ. Er hatte eine unwiderstehliche Lust, „die Welt" zu sehen, fremde Länder, fremde Natur, fremde Sitten. Aber . . . arm! Die einzige Möglichkeit war, sich in Harderwyk für die Kolonien anwerben zu lassen. Er diente seine sechs Jahre ab, und er hatte es da bis zum Fourier gebracht. Danach ging er nach Württemberg zurück, blieb da nur zwei Monate, um aufs neue nach Westindien

zu gehen, natürlich wieder ohne Mittel, aber nun als freier Mann. Da ist er so beiläufig vierzig Jahre geblieben, und er führte ein wahres Robinson Crusoe-Leben, oder ungefähr. Denn die wenigen Indianer oder Buschneger, mit denen er in Berührung kam, können nicht als Gesellschaft gelten. In der spätern Periode seines Aufenthalts hatte er 20, 30, ja, bis 70 Württemberger bei sich, aber er klagt bitter über dieses Volk. Einigermaßen kam er mit Chinesen aus, die nach der Sklavenbefreiung durch Vermittelung der Regierung eingeführt wurden. Wie dieser Mann gekämpft hat, um sich aufrecht zu erhalten, ist erstaunlich. Während vieler Jahre mußte er in den Wäldern Schmetterlinge und Käfer fangen, um sein Brot zu verdienen. Oder besser, auch darum. Denn Entomologie und Zoologie war seine Liebhaberei. Er hat denn auch eine ganze Sammlung von ausgestopften Tieren und Skeletten für das Museum in Stuttgart zu besorgen gewußt. Er selbst bedauert seinen Mangel an wissenschaftlicher Bildung, aber ich bin im Zweifel, ob viele Männer von Fach soviel Wissenswertes geliefert haben.

Und ich, der ich so gerne viel wissen wollte von Guyana! Nach Kapplers Buch kann ich mir einbilden, daß ich dagewesen bin, unterstützt durch die Kenntnis von Eigentümlichkeiten, die Tropenländer miteinander gemein haben. Dennoch würde ich jetzt noch gern dahin wollen. Doch ich würde nun nicht mehr als Fremdling hinkommen.

Was übrigens die Zustände in diesem außerordentlich großen Lande angeht (ethnologisch und sozial), die sind traurig. Und ich würde — ebensowenig wie die Regierung in Paramaribo oder im Haag — wissen, was getan werden muß, um Besserung darin zu schaffen. Auch Kappler sieht hier nur dunkel.

Die Untersuchungslust und der zähe Eifer dieses Mannes sind bewunderungswürdig. Jetzt ist er — 68 Jahre alt! — in Ostindien, um sich auch da mal umzuschauen. Hut ab vor dem Mann!

Und ebenso wie er sich beklagt über Mangel an „Wissen-

schaft“ — nach meiner Ansicht mit Unrecht, obschon ich nicht weiß, wo er's her hat — meint er auch, daß er kein „Schriftsteller“ ist. In einem kurzen Vorbericht spricht er darüber sozusagen seine Entschuldigung aus. Dies war nicht nötig! Ich behaupte, daß sehr viele Bruchstücke von seinem Buch einen ehrenvollen Platz in Chrestomathien einnehmen würden. Auch witzig ist er hier und da. Ich bin überzeugt, daß er selbst dies nicht weiß, und gerade darum ist es so anziehend.

Aus der Zeitung ersehe ich, daß das Buch übersetzt ist. Wird man es zu würdigen wissen? Vielleicht nicht! Aber wohl wage ich vorauszusagen, daß Kapplers Guyana nach Jahrhunderten noch wird zitiert werden, wenn die Versemacher und Leitartikelschreiber des Tages lange werden vergessen sein.

Und noch einmal sage ich, daß ich das Werk weder Ihnen noch Lina als Lektüre anempfehle. Es sind besondere Ursachen, die es mir so wert machen.

Abgesehen von der größeren oder geringeren Annehmlichkeit, die ein Buch schafft — da das zum Teil Geschmackssache ist — müßte die Regierung den Mann belohnen, der ihr soviel Wissenswertes liefert bezüglich einer ihrer ältesten (und ehemals bedeutendsten!) Kolonien. Die Häuser an der Heeren- und Keizersgracht zu Amsterdam sind von westindischem Gelde erbaut. Es gab eine Zeit, da die Westindische Compagnie . . . aber o weh, jetzt ist Surinam ein Lastposten. Für jemanden, der Ostindien kennt, ist die Armseligkeit dieser Kolonie komisch. Se. Exc. der Gouverneur von Westindien hat weniger bedeutende Sachen zu verwalten, als mancher Kontrolleur der Civilautorität in Ostindien. Die Verwaltung spielt da denn auch eine traurige Rolle, armselig! Aber es ist vielleicht nichts dabei zu machen, da es dem Lande an der ersten Bedingung für Wohlfahrt mangelt, an Händen. Ich verspreche mir weder Heil von europäischer Kolonisation, noch von Chineseneinfuhr, noch von bengalischen Kulis. Eigene Bevölkerung hat das Land so gut wie nicht. Indianer und Buschneger streiten, was die Zahl angeht, um den Preis der Unbedeutendheit, und wäre

dies auch anders, es ist unbrauchbares Volk. Vor den $1^1/_2$ Mann Buschnegern ist dem Gouvernement notabene noch bange! Man hält sich diese Kanaillen zu Freunden durch Geschenke oder Tribut in Geld!

CXC

An Dr. H. de Haas.

26. Febr. '84.

Ich danke Ihnen bestens für die dreifache Sendung „Brasilien", „Frau Jaide" und „Katharina".

Das erstere ist sehr interessant. Dieser Ryckevorsel ist witzig, und dennoch (meine ich) verständig. Ich glaube, daß sein Urteil über die südamerikanischen Zustände richtig ist. Mutatis mutandis stimmen seine Ansichten vollkommen mit dem überein, was ich aus Kapplers Guyana über diese Länder erfuhr. In Guyana ist sozusagen keine Bevölkerung, und was da ist, taugt nicht viel. Auch in dem riesenhaften, großen Brasilien ist dies der Fall. Rest: das Land selbst. Miasmen vorn, Miasmen hinten, überall Krankheit, Erschlaffung der Energie, Tod! Ich möchte nicht gern berufen sein, Rat zu geben. „Immigration" sagen die meisten. Leicht gesagt. Freilich, wo keine Hände sind zum Arbeiten, muß man Arbeitskraft einführen. Simple comme bonjour! In Guyana hat man es wiederholt mit Europäern versucht, und zwar mit Europäern von allerlei Art. Es gelang nicht. Mit Bengalesen. Mit Chinesen. Alles vergeblich! Diese letzten zwei Sorten von Immigranten hat man auch in Britisch-Guyana. Überall ist das Resultat betrübend. Die Ursachen des Mißerfolges sind von vielerlei Art, und nach meiner Ansicht wird bei ihrer Aufzählung meistens die bedeutendste nicht berücksichtigt, das ist, daß man die unentbehrliche Autorität in die Hände von Exploiteuren legt, was eine unmögliche Sache ist. (Der Grund

auch, warum ich so ein Gegner der sogenannten „freien Arbeit“ auf Java bin.) Und ohne Autorität ist nichts zu erreichen. Die Gesetze sind — und müssen sein — human. Dies nun kann nicht bestehen, ohne daß man den Untergeordneten durch allerlei Bestimmungen schützt, die ihm die Waffen liefern, seinen Herrn und Meister zum Spielball seiner Launen zu machen. Gesetzlich vorgeschriebene Tugend ist die Ausbrütung von Chikane. Durchschnittlich gerechnet fällt auf je zehn Untergebene ein (nicht promovierter) Advokat, der seine Kornuten in der Kunst unterweist, dem Arbeitgeber auf die Finger zu klopfen. Um solcher Gewohnheit den Kopf einzudrücken, würde man dem Arbeitgeber etwas wie väterliche, d. i. diskretionäre Gewalt geben müssen. Dies nun kann und darf nicht sein. Denn: Diskretion und Glücksjägerei sind zweierlei! Es ist nichts dabei zu machen. Das ärgerliche Dilemma, das sich hier zeigt, trägt überall seine sauren Früchte, auch auf ganz anderm Gebiet als Kolonisation, z. B. auf dem der Regierungsführung im allgemeinen. Das Gute bleibt ungetan, weil man sich scheut, jemand die Macht zu geben, die ihn zum Bösen in stand setzen würde. Die in unserer Zeit vielleicht notwendige Verteilung der Machtfaktoren ist die Frucht von (nur allzu begründetem) Mißtrauen.

Aber . . . auch dieses Mißtrauen schlägt häufig den verkehrten Weg ein. Man sieht häufig aus Übermaß von Angst vor Mißbrauch . . . eine Herde Böcke mit der Aufsicht über die Haferkiste betraut. Ja, am liebsten eine Herde. Man meint, daß die Kollektivität die Bocknatur ändert. Dies ist verkehrt gedacht. Ein Bock frißt ein bißchen Hafer. Viele Böcke fressen viel Hafer. Ein Bock kann gezügelt werden durch die Furcht, daß man ihn erwischt und straft. Viel Böcke stützen sich auf entlastende Kollektivität. Sie fressen alles auf, außer sich natürlich. Seit Jahrzehnten war es meine Illusion, daß ich die Haager Ställe rein fegen wollte. Man rühmt Herkules, aber man vergißt dabei, auch Augias ein Wort des Dankes zu widmen. Er gab dem Mann einen Besen.

CXCI

An J. M. Haspels.

15. Februar 1884.

Vom „Volksfeind“ vernahm ich bereits das eine und andere. Mevr. de Haas schickte mir die Nieuwe Rotterdammer Courant, worin die Vorstellung besprochen wird. Ich kann mir vorstellen, daß Haverkorn v. R. mit Recht einiges an dem Stück als Stück auszusetzen hat. Aber der Wert des Inhalts aus einem psychologischen und sozialen Gesichtspunkt ist nicht d a v o n abhängig. Auch Mevr. de H. selbst schrieb mir darüber, und zwar mit Begeisterung. (Sie ist edel, mutig, treu, zuverlässig. Ich möchte, daß ich fünfhundert Männer von ihrem Charakter hätte!) Ich denke also alles Gute über Ibsen als Persönlichkeit, doch fürchte oder denke ich, daß das Stadium, in dem er sich befindet, nicht mehr das meine ist. „Nicht mehr“, sage ich. Denn er scheint noch zu meinen, daß die Bloßstellung der Gesellschaft einen Zweck hätte. Ach, dies meinte ich früher auch! Über 20 Jahre wird Ibsen die Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen einsehen, es sei denn, daß er das Glück hat, verfolgt zu werden. Das hält aufrecht, da man zum mindesten sieht, daß die fraglichen Herrschaften Notiz von einem nehmen. In Holland ist das nicht der Fall. Alles erstickt im Sumpf.

Was übrigens so ein Stück wie das von Ibsen angeht, so kann er fest darauf rechnen, daß $^7/_8$ derer, die ihm zujauchzen, zu der Sorte von Menschen gehören, die er geißelt. Hier ist Heuchelei im Spiel, o sicher, doch ist Heuchelei der Hauptfaktor nicht. Das möchten sie wohl! Ein tüchtiger Heuchler i s t etwas. Dazu gehört etwas! Nein, es ist eine unbewußte Huldigung vor dem Schönen, ohne daß man bedenkt, daß diese Huldigung ein Zeugnis der eigenen Erbärmlichkeit ist. Wenn du jemals in einem Zuchthaus ein Drama vorführen willst, so wähle ein Stück, in dem die sentimentalste Tugend dargestellt wird. Die Spitzbuben werden ihre Hände kaput applaudieren

bei dem Triumph des „Guten“. Die Clarissa Harlowes, Pamelas sind die Lieblingsheldinnen von Huren. Darin und im Auftischen von Moralpredigten sieht man die beliebtesten Mittel, um mit Anstand ein Schmierlappen zu sein.

Noch ein Wort über Ibsen und sein Streben! Ich würdige es und beklage den Mann, wenn er noch immer glaubt, mit Schreiberei etwas erreichen zu können. Seine ärgsten Feinde, oder besser die zähesten Gegner seiner Sache sind die, die ihm zujauchzen, die Schönfinder! Meine innige Überzeugung ist, daß es nur e i n e praktische Waffe giebt: Gewalt! Um die üben zu können, ist Macht nötig; um dazu zu gelangen: Geld! Sie, die ein Interesse daran haben, daß die Fäulnis weiter besteht, weil sie als Schmutzfliegen darauf aasen, tragen wohl Sorge, daß diese Quelle für ihre Gegner verschlossen bleibt.

CXCII

An J. M. Haspels.

14. Mai 1884.

. . . . . Was die öffentliche Sache angeht, sie wird gänzlich beherrscht durch die Fiktion, daß 51 Mann mehr Intelligenz und Integrität besitzen als 49. Es ist albern, aber es ist nicht anders möglich. Das Gegenteil, daß 49 es besser wissen als 51, ist gewiß auch nicht wahr, und also müssen wir wohl zufrieden sein mit dem unrichtigen Ausgangspunkt, daß die Mehrheit es wissen muß. Wenn man vom Schätzen der Meinungen die Resultate abhängen läßt, muß auch diese Schätzung wieder durch Stimmenmehrheit festgestellt werden. Dann haben wir wieder dieselbe Fiktion. Gehupft wie gesprungen. Das allgemeine Stimmrecht wird nichts daran verbessern. Ich bin d a f ü r. Erstens, weil dann den gegenwärtigen Nicht-Wählern ein Gegenstand des Kummers genommen wird. Zweitens, weil man selbst in Fiktionen konsequent sein muß. Sobald man

annimmt, daß die plumpe Masse — was ist die Mehrheit anders? — zu bestimmen hat, ist es nicht am Platz, jemanden auszuschließen. Pincoffs, van Heeckeren, van Ittersum, Nahuys, Stratenus, sie alle stimmten stets mit. Warum ein Zuchthäusler nicht? Warum ein Kind nicht? Warum die Frau nicht, ja, und wäre sie eine Hure? Sittliche und intellektuelle Eigenschaften können das Erfordernis nicht sein, sonst wären Tausende ausgeschlossen, die nun unangefochten mitstimmen.

Daß aus diesem Stand der Dinge Fäulnis entsteht, ist natürlich. Ebenso natürlich, als daß da Maden krabbeln in verdorbenem Fleisch. Es ist von Zeit zu Zeit eine rauhe, robuste Aufräum-Partei nötig — auch dies liegt in der Natur! — und das hatte ich sein wollen, aber . . . o weh! Aufgeräumt wird mal! Aber wie, wann, von wem oder was? Von den Preußen? Von einem Erdbeben? Von der Pest?

Ich würde nicht so mutlos sein, wenn man lesen könnte. Aber wahrhaftig, dies kann man nicht! Beispiele habe ich haufenweise. Oder wie soll man es erklären, daß dem Publikum täglich die größten Erbärmlichkeiten unter die Augen kommen, ohne daß sich etwas zeigt von Protest?

CXCIII

An die Vorbereitungs-Kommission der Vereinigung „Niederländischer Autorenbund".

Meine Herren.

Unter Danksagung für den Empfang Ihres Zirkulares d. d. 5. dieses [nämlich 5. Febr. 1884] zur Begleitung des Statutenentwurfs einer Vereinigung „Niederländischer Autorenbund" fühle ich mich zu meinem Leidwesen verpflichtet, verneinend zu antworten auf die auch mir mit diesem Schreiben vorgelegte Frage: „ob der beabsichtigte Zweck (meine) Sympathie er-

werben könne". Die Ermunterung der sogenannten Belletristik erscheint mir nicht wünschenswert.

Mit höflichem Gruß habe ich die Ehre zu sein

Meine Herren

Ihr ergebenster Diener

Douwes Dekker.

CXCIV

An den „Cercle des Etudiants Progressistes".

[In Beantwortung einer Einladung Multatulis zum Internationalen Kongreß der Studenten in Brüssel.]

Messieurs,

L'état de ma santé ne me permet pas d'accepter la gracieuse invitation contenue dans votre lettre si obligeante qui porte le timbre postal du 12 de ce mois, et qui ne me parvint qu'assez tardivement. Un asthme fatiguant me rend impossible tout voyage et même presque tout déplacement.

Votre congrès n'y perd rien, Messieurs, vu que mon mal m'empêcherait de prendre part à vos débats.

Permettez moi toutefois de jeter un seul mot dans l'arêne des discussions qui vont s'ouvrir. Selon moi il est temps de délivrer l'Enseignement populaire de la tutelle dégradante des gouvernements. Il me semble que l'Etat représenté par tel ministre éphémère plus ou moins secondé par un simulacre ridicule de „représentation nationale" doit être déclaré de la plus complète incompétence en affaire d'esprit, d'art, d'intelligence, de morale et de coeur, partant: de tout ce qui touche à l'éducation de la jeunesse, au développement moral et intellectuel de l'humanité. Abolissons la science de par le Roi, les „gilden" du savoir, le règne stupide du diplôme. Proclamons la liberté illimitée de l'Enseignement.

Mais, dit-on, les cléricaux, les prêtres, les Jésuites? Permettez moi de ne pas tomber en défaillance en entendant

évoquer ces revenants. Je ne les crains pas, et je me plais à croire que le bon sens, délivré des chaines officielles viendra à bout de tous ses ennemis. Du reste le vrai libéral dédaigne le secours compromettant de toute loi qui ferme la bouche à ses adversaires, ou qui entrave d'une manière déloyale et illogique la propagation de leurs idees.

Voilà une opinion, Messieurs, une thèse à mettre à l'ordre du jour de votre congrès. Elle me parait pratique et urgente. Mais je vous supplie de ne pas me trahir au Procureur du Roi. N'étant diplomé par aucun Jury ministériel, je commets un délict en m'imaginant de comprendre quelque chose et en m'arrogeant le droit de communiquer le fruit de mes méditations à de jeunes gens. En cas de poursuite judiciaire je me propose de plaider comme circonstance atténuante la certitude de ne pas être écouté. Je sais, helas! que la plupart des „libéraux" — peu libéraux alors — ont trop peur du catholicisme pour accepter le combat à armes égales, tandisque selon moi ce n'est que la persécution, plus ou moins masquée par une espèce de légalité, qui fait toute la force du prêtre. Affranchissons l'Enseignement populaire de tout entrave, et . . . nous verrons. Magna est veritas et praevalebit!

En vous remerciant, messieurs, des sentiments flatteurs que vous avez la bonté de me témoigner, je vous offre une bonne poignée de main et mon salut cordial.

Douwes Dekker,
Multatuli.

Nieder-Ingelheim, le 16 Novembre 1884.

Socrate, Aristote, Jésus Christ et quelques uns encore de cette espèce: seraient punis comme des malfaiteurs s'ils s'avisaient de venir enseigner l'alphabeth. Est-ce assez drôle? Assez stupide? Assez illibéral?

[Durch die Grenzen, die mir gesetzt sind, bin ich leider gezwungen, aus den rührend zarten und väterlichen Briefen an Mejuffr. Marie Berdenis van Berlekom in dem jetzt zum Schlusse Folgenden nur das

anzuführen, was eine Anschauung von Multatulis und der Seinen Leben und Stimmungen in Nieder-Ingelheim giebt. In diesen Briefen aus der Zeit vor seinem Tode bricht noch einmal hell die Liebe zu dem Menschen hervor, dem er glaubt Helfer sein zu können. Es ist hier die weise, leitende Liebe eines väterlichen Freundes, der ein junges Gemüt aus Wirrnis und Leiden befreit. In dieser Glorie starb er.]

CXCV

An Mejuffr. Marie Berdenis van Berlekom in Middelburg.

Nieder-Ingelheim, 12. Okt. 1885.

..... Gestern wurde ich von Walther am Weiterschreiben gehindert, der kam, um zu sagen, daß jetzt französische Stunde wäre. Ach, er wäre nicht bös geworden, wenn ich ihm Ferien gegeben hätte, wahrhaftig nicht! Aber der kleinen Ursachen, Gründe und Vorwände sind so viele, daß meine Erzieherpflicht mir vorschreibt, dem nicht zuviel nachzugeben. Ich ließ Sie also sitzen, um dem „le père, du père" in die dürren Arme zu . . . kriechen (ein Dichter oder Lügner hätte „fliegen" gesagt!). Und nach der Stunde war meine Stimmung zum Teufel.

13. Okt.

..... Ihr Geschenk an Walther ist entgegengenommen. Der Taugenichts wird, möchte, will, muß — weiß ich es! — Ihnen in einem Brief danken. So ist die Verabredung. Ob was daraus wird, weiß ich nicht. Das Kerlchen hat's ungeheuer wichtig. Der Kampf, den seine Pflichtchen gegen allerlei Ablenkungen zu führen haben, ist achtzigjährig ernst. Da sind . . . nun ja, seine Stunden, aber das ist ihm Nebensache. Hauptsachen sind: die Eidechse (er kennt die kleine Höhle, worin das Tier verschwand, und wird sie wiederfinden, kehrte auch eine geologische Umwälzung das ganze Rheinbett um!) In der Tat, nach einigem Warten hat er sie gefunden, alle beide, Höhle und Tier. Ich habe alle Mühe gehabt, dem

hübschen Tier seine Freiheit wiederzuverschaffen. Also kann es unter seinesgleichen als „Litterat“ auftreten und ein Werk herausgeben: „Zwei Tage unter Menschen“. Ich bin neugierig auf die Recensionen.

Die Eidechse, die in Walthers Gemüt den Bussard ablöste, ist daraus vertrieben von zwei Kaninchen. Und er hat seinem Freund Heinrich einen Kanarienvogel gegeben. Und er half dieser Tage 4, 5, 6 bekannten Bauern bei der Weinernte. Und er beritt ihre Pferde, oder spielte den Bacchus, indem er, à cheval im Triumph auf einem Faß sitzend, an unserm Hause vorbeiritt. Und er neckt das Mädchen, die krank werden würde, wenn sie nicht geneckt würde. Und er balgt sich mit dem Jungen, der zu träge ist, um richtig seinen Mann zu stehen. Und, und, und . . . kurz, immerzu etwas! So daß ich nur sagen will, daß ich umfallen werde vor Erstaunen, wenn er dazu kommt, Ihnen gehörig zu danken. Zwingen will ich ihn nicht . . .

14. Okt.

. . . . . Walther ist wieder aus. Er hilft beim Weinkeltern. Das ist ein Jux! Und die Rechenstunde geht dabei flöten heute. Er und meine Frau sind wohl. Ich bis auf mein Asthma. Sie läßt Sie recht freundlich grüßen. Sollte es Ihnen einmal einfallen, uns aufzusuchen, sein Sie dann eines herzlichen Empfanges versichert.

CXCVI

An J. Zürcher.

Nieder-Ingelheim, 24. Febr. ’86.

Bester Zürcher! Die Kiste ist da. Was für ein Schatz! Gestern Abend habe ich mich bis lange nach 12 ergötzt mit einer nur teilweisen und noch oberflächlichen Inspektion, und

gewiß würde ich in diesem Augenblick wieder damit beschäftigt sein, wenn nicht Walthers Lehrer mir das Wohnzimmer verleidete. Gleich, wenn der Mann weg ist, gehe ich wieder heran. Was für eine Menge! Und dennoch — wenn ich die Bescheidenheit dir gegenüber einen Augenblick beiseite setze — nichts zuviel! Ich bin Gourmet in alten Büchern und genieße des Überflusses, als sei es etwas Notwendiges. Noch einmal, ich habe bei weitem noch nicht alles gut gesehen. Denke dir, so etwas Zufälliges. Gestern Morgen in Bilderdyks „Geschichte des Vaterlandes" eine Verweisung von Tydeman auf „De Jonge, Geschichte des Niederländischen Seewesens" lesend, dachte ich: wie gern möchte ich doch das Buch haben! Und sieh, dieses ist dabei! Du kannst dich darauf verlassen, daß ich davon keinen Buchstaben ungelesen lasse, vor allem auch wegen meiner sehr ungünstigen Meinung über Marinesachen. Ja, noch ungünstiger ist meine Meinung darüber, als meine Beurteilung von Kampfhistorien im allgemeinen. Wie dem sei, De Jonge ist ein kostbares Werk, so weit ich es beurteilen kann nach den Zitaten daraus, die ich las.

Und mein lieber, guter, sentimentaler, und dennoch häufig starker, altmodischer, und dennoch so oft mehr als modernliberaler Lafontaine [der mehrfach genannte deutsche Romanschriftsteller]! Ich hätte diesen Büchern wohl einen Kuß geben mögen. Aber was ist ein Kuß für soviele Bände! Und die Kupfer! Ja, es sind welche von Chodowiecky dabei, und unter den Leistungen von andern sind die meisten aus seiner Schule, und darum ist es mir zu tun. Du sagst so bedeutungsvoll: „der von dir so geschätzte Chodowiecky". Ei nun, es ist mir nicht um den Künstler als solchen zu tun. Nein, aber ich bin so befreundet mit seinen Amalias, Emilias, Julias u.s.w. Und mit seinen Garten-, Park- und Waldpartien, worin der Held diesen a's um den Hals fällt. Und mit seinen geradlinigen Tischchen, Bettstellen und Fenstern, die die häuslichen Szenen umgeben. Um nun nicht zu reden von den Dreispitzen seiner durch und durch biederen Majors! Ich bin jetzt imstande,

dich einen Dreispitz sehen zu lassen . . . sieh! Und zu denken, daß ich so ein Möbel im Jahre 1833 oder 34 mit Entzücken anschaute! Aber die vielerlei a's finde ich noch lieb, und der Monstre-Dreispitz, der so außerordentlich lächerlich ist, ist nicht von Chodowiecky. Sie sind von vielerlei Art, auch holländische, worunter gute, vernünftige und lächerliche.

Und Stedman über Surinam! Auch dieses Werk (häufig zitiert) hatte ich lange zu besitzen gewünscht. Mein Vater nannte es öfters, und blätternd fand ich bereits einige Passagen darin, die ich mich erinnere von ihm erzählen gehört zu haben. Er war nämlich in Westindien gewesen, als Stedmans Name oder Buch dort populär war.

Es sieht nun wohl so aus, als wenn man Goethes Ausspruch: Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle, auf mich jetzt angewandt werden kann. Niemals z. B. hatte ich gedacht, daß ich einmal soviele Lafontaines besitzen würde. Zu meiner innigen Scham sehe ich, daß Titel darunter sind, die ich nicht kannte. Ich habe also 66 Jahre gelebt, ohne alles von meinem alten Freunde gelesen zu haben. Das ist lange. Und dann zu denken, daß es noch mehr Werke von ihm giebt, die den Weg nicht zu finden wußten nach Boms Antiquariat . . . dafür hat man keine Worte. Aber ich will nicht sterben, bevor ich nicht sicher bin, all seine Julias in mich aufgenommen zu haben, bevor ich mich nicht vertieft habe in all seine Bettstellen, Lauben und Seelenzustände . . . nein, die Bettstellen und Wälder sind von den Zeichnern. Na, auch die!

. . . . . Büttner [Walthers Hauslehrer] ist weg. Nun mach' ich Schluß, das begreifst du wohl. Ich geh' zu meiner Kiste!

Sei herzlich gegrüßt!

Dek.

CXCVII

An Mejuffr. Marie Berdenis van Berlekom.

Nieder-Ingelheim, 13. Mai 1886.

..... Bereits vor etwa acht Tagen hatte ich Sie um Bericht über Sie selbst und die Ihren bitten wollen, aber ich brachte meine Zeit im Garten durch. Ich band die Ranken an der Laube auf, und das ging sehr langsam, weil ich so schwach und asthmatisch bin, daß ich beinah alle fünf Minuten Pause machen mußte. Dies war mir insofern nicht unangenehm, als der Sitz da recht angenehm ist, ein rechtes Träumeckchen. Die Laube wird dies Jahr sehr schön, und ... ich hoffe Sie da zu sehen. Sie brauchen nicht erst anzufragen, jeden Tag werden Sie uns willkommen sein. Freilich ist es gut, daß Sie mir Ihr Kommen melden, damit wir für Fuhrwerk sorgen, denn der Weg nach oben ist ermüdend. Sagen Sie bitte nicht: „O, ich kann ganz gut gehen!" Dies ist wohl möglich, aber es ist mir nicht angenehm, wenn Sie keuchend und erhitzt ankommen.

Und jetzt regnet es. Das will heißen, daß ich Ferien habe in der Gartenarbeit. Wenn Sie nun meinen, daß ich Sie auf diese Weise acht Tage lang den Weinranken opferte, haben Sie nur halb recht, d. h. unrecht. Denn just bei dem In-Ordnung-machen des „Waltherhäuschens" (so heißt die kleine Laube, in die der grüne Gang ausläuft) dachte ich oftmals daran, ob Sie den Sitz dort nicht nett finden würden. Mein (so langsames!) Arbeiten im Garten geht Sie also wohl an, und wenn Sie über Zurücksetzung klagen, finde ich Sie einen undankbaren Menschen .....

CXCVIII

An Mejuffr. Marie Berdenis van Berlekom.

Nieder-Ingelheim, 31. Juni '86.

..... Unser Walther besucht seit einiger Zeit die Schule, ein unliebsames Muß! Ich fresse mich auf vor Wut. Bei dieser lieblichen Einrichtung des Schulzwanges ist man nicht Herr mehr über sein eigenes Kind. Es ist ein Greuel! Und das will man — „die Liberalen!" — in Holland auch einführen? Alba würde sich lange bedacht haben, ehe er so eine Maßregel einzuführen gewagt hätte. Unterricht „von Staats wegen"! Aber weiß man denn nicht, daß dieser „Staat" ein heterogener, wandelbarer, dummer Mechanismus ist? Regierung muß beschränkt werden auf das unentbehrlich Notwendige, wie jedes notwendige Übel. Und die Sozialisten wollen alles diesem Staat übertragen, bis auf die Verteilung der Arbeitsfrüchte sogar! .....

CXCIX

An Mejuffr. Marie Berdenis van Berlekom.

Nieder-Ingelheim, 4. Aug. 1886.

Liebe Marie! Sein Sie nicht böse, daß ich nicht eher antwortete auf Ihren Brief vom 24. Mai. Auch ohne den jetzt empfangenen würde ich Ihnen sicher geschrieben haben, vor allem weil Ihre Stimmung verdrießlich war, aber ich wartete auf ein ruhiges Stündchen, und die sind seltener, als mancher Vorübergehende, wenn er unser so idyllisch gelegenes Häuschen sieht, wohl denken mag. Da wohnt ein Einsiedler, glaube ich sagen zu hören, der der Welt abgestorben ist. Keine Spur! Es ist hier viel los. Immer, was inneres Gemütsleben angeht, und seit vielen Wochen auch in Bezug auf das

Äußerliche. Es ist komisch, wie bei einer so einfachen Lebensweise soviel Wirtschaft sein kann! Immer etwas! Und man muß dabei der Eigentümlichkeit gedenken, daß just die Einfachheit und die Absonderung eine so außerodentliche Empfindlichkeit für das scheinbar Kleine erweckt. Ich habe die Inordnunghaltung meiner Laube im Stich lassen müssen. Ja, ich war in der Tat sehr in Anspruch genommen, und bin es noch.

Dennoch hätte ich ganz gut hier und da Ihnen ein paar Wörtchen schreiben können, aber ich nahm die Sache nicht leicht auf, denn es kommt mir so vor, als wenn Sie nicht recht so sind, wie Sie sein sollten, liebes Mädchen, und ich konnte mit mir nicht einig darüber werden, wie ich Ihnen antworten sollte. Es ist eine Gleichgewichtsstörung in Ihrem Gemüt, die mich ein bißchen unruhig macht.

Und, bei den Ursachen, die mich so lange schweigen ließen, darf ich wahrlich nicht meine eigene Unpäßlichkeit übergehen, obschon ich das nicht das wichtigste nenne. Ich huste des Nachts beinah unaufhörlich, und es scheint wohl, daß die dadurch verursachte Erschöpfung mein Asthma noch verschlimmert. Wenn es Asthma ist, etwas, worüber die Gelehrten sich noch nicht einig sind. In manchen Augenblicken kann ich sehr gut Atem holen, und auf einmal, bei der geringsten Bewegung oder Erregung, meine ich, ich müßte ersticken.

Und . . . das alles über mich selbst, und nichts über Sie, meine . . . kleine Patientin? Doch nicht, Kind. Es ist vielleicht gut für Sie, daß Ihre Aufmerksamkeit und Ihr Interesse ein bißchen abgelenkt wird von eigenem Leid . . . .

. . . . . Denken Sie sich, Mädchen, als eines der Mittel, die ich nötig habe gegen meine Leiden — ich habe deren so einige! — benutze ich das Schachspielen. Da habe ich so beiläufig fünf Partien zugleich an der Hand, oder eigentlich vier, denn eine habe ich schon siegreich gewonnen. Es geht nämlich per Korrespondenz, drei in Amsterdam und zwei in Utrecht. Jeden Morgen bei meinem Frühstück — wenn ich

noch nicht reden kann, wissen Sie? — bedenke ich meinen Zug. Das ist mir ein großes Vergnügen. Nun müssen Sie wissen, daß ich durchaus kein starker Spieler bin, wenn ich jemanden so mir gegenüber habe. Aber bei Korrespondenzspiel kann ich durch Geduld ersetzen, was mir an Genialität abgeht. Und . . . Geduld habe ich! Täglich preise ich die gute Natur, daß sie mich wenigstens damit bedacht hat . . . . .

CC

An Dr. H. C. Muller.

15. August '86.

Nein, Sozialist bin ich nicht! Ich kann das Programm dieser Partei nicht unterschreiben, und dies ist schade für mich vielleicht, für sie etwas sicherer.

Wohl habe ich Sympathie für den Unwillen der Unzufriedenen, d. h. den fühle ich mit ihnen. Aber ich behaupte, daß sie sich irren, sowohl in der Anweisung des Feindes, dem man sich zur Wehr setzen müsse, als in den Mitteln, die sie anwenden. Ils jouent le jeu de l'ennemi. Prud'homme und Cartouche, der bourgeois satisfait und die Schinderhannesse in Amt und Würden sind ihnen Dank schuldig. Sie stärken durch ihr undurchdachtes Handeln die Gegenpartei. Niemand wird dies — nach dem amsterdamer Konflikt z. B. — leugnen.

Glauben Sie nicht, daß ich bei der Mißbilligung der Taktik der Unzufriedenen Milchsuppen-Sanftmut predige. Im Gegenteil! Ich habe mehr Ähnlichkeit mit Danton, Robespierre oder selbst Marat, als mit Lamartine, der im Jahre 48 zur Einweihung seiner politischen Laufbahn die Abschaffung der Todesstrafe für politische Verbrechen durchdrückte. (Ein politisches Verbrechen ist das Bestehlen, Betrügen, Ermorden von Tausenden, statt diese Mißhandlung auf einzelne anzuwenden.)

Mir erscheint Sanftmütigkeit gegen Verbrechen im Großen unerlaubt, und wenn ich die Macht hätte, nach der ich aus

bestem Willen und nicht aus kindischem Ehrgeiz, noch weniger aus Geschmack, denn ich liebe nicht den öffentlichen Markt . . .

Ja, wenn ich die Macht erlangt hätte, nach der ich aus bestem Willen gestrebt habe, hätte ich Hunderte von Köpfen fallen lassen. Vielleicht Tausende.

Aber sie — meine „Geistesverwandten" — haben das nicht gewollt. Bien leur fasse. Mir ist übel davon.

Die Sozialisten stehen noch weniger als andere politische Parteien auf der Höhe, um die Unentbehrlichkeit des Dogmas der Unfehlbarkeit einzusehen. (Es ist viel zu lernen von der alleinseligmachenden katholischen Kirche, oder sagen wir besser: von der Natur, der die Kirche die Kunst abgeguckt hat!) Sie — die Sozialisten — glauben ihr Ziel zu erreichen ohne den einen felsenfesten Ausgangspunkt, dessen Fehlen alle Kraftanstrengung eitel macht. Archimedes hatte recht. Gerade umgekehrt, als erforderlich ist, glauben sie ihr Ziel — und welch ein Ziel! — zu erreichen durch Zersplitterung der Kraft, indem sie Hinz und Kunz das Recht zuerkennen, mitzuschwatzen — „mitstimmen" heißt es, glaube ich, im Jargon des Tages — indem sie Intelligenz, Taktik, Geisteskraft, Sachkenntnis, Urteil, alles was zur Erreichung des großen Zieles nötig ist, verlängern mit der dünnen Brühe von Versammlungen, Schwatzklubs, Diskussionsklatsch und ähnlichen lähmenden Jämmerlichkeitsausflüssen. Bah!

Ja, alle Räder wollen Federn sein. Und die Führer machen die Vorspiegelung, dies sei möglich, sei erwünscht, sei praktisch!

Nicht allein, daß ich nicht Sozialist bin, ich bin Antisozialist. Die Sozialisten wollen den „Staat" allmächtig machen, ich dringe auf möglichste Einschränkung der Bemühungen des notwendigen Übels, das man „Regierung" nennt. Sie sind andauernd beschäftigt mit dem Vorschlagen und dem Durchdrücken von neuen Gesetzen, ich behaupte, daß man sich hauptsächlich mit der Abschaffung von Gesetzen beschäftigen müßte. Sie schmachten offenbar nach der Erschwerung des

Jochs, ich fordere innerhalb der Grenzen des Möglichen: Freiheit! Sie machen sich zum Anwalt einer grausamen Ungleichheit, indem sie die differenziertesten Verhältnisse, Bedürfnisse und Ansprüche nach e i n e m stupiden Maßstab bestimmen, ich dringe auf Gleichheit, indem ich in Übereinstimmung mit den Winken der unfehlbaren Magistra Natur jedem gebe — d. h. zulasse, daß jeder sich in billiger Weise verschaffe — was ihm zukommt. Sie wollen das Licht der Kultur schwächen, ja: löschen, durch die Förderung nicht zurückgeworfener Ausstrahlung, ich wünsche dieses Licht erhalten und verstärkt zu sehen durch Konzentration. Sie wollen alle Chance auf Gewinn in der Lebenslotterie vernichten durch die unsinnige Abschaffung der Nieten, ich will die Schelmen strafen, die seit sehr langer Zeit, ja, dauernd die Preise stehlen und dies — unbeschadet einer teilweisen Personalveränderung — zu tun fortfahren werden, wenn die Sozialisten ans Ruder kommen.

Ins Spezielle gehende Anweisungen spare ich mir. Und ich publiziere sie auch nicht. Ich bedanke mich dafür, Wegweiser zu spielen für Leute, die nicht laufen wollen und später sagen würden, daß meine Anweisungen nichts taugen, indem sie nicht beliebten, sich anzustrengen zur Verfolgung des angewiesenen Weges! . . . . .

CCI

An Dr. H. C. Muller.

[1886]

. . . . . Wollen Sie niemals böse sein, wenn Sie nichts oder wenig von mir hören? Bedenken Sie, daß ich ein mühsames Leben führe und selten tun kann, was ich am liebsten tun möchte. Ich habe wohl für zehn Leben Arbeit. Ein Beispiel. Im Jahre 1873 (74?) begann ich Gibbons „History of the Decline and Fall o. t. R. E.“ zu lesen. Ich l e s e sehr angestrengt und mühsam. Ich bewältigte ungefähr die Hälfte des ersten Bandes, nahm das größte Interesse dran, es war

mir sowohl eine nützliche Aufgabe als das größte Vergnügen mit, das für mich zu ersinnen war, und ... in all den neun oder zehn Jahren fand ich keine Muße, die Lektüre fortzusetzen.

Ein anderes Beispiel. Seit mehr als dreißig Jahren bin ich jeden Abend, wenn ich mich zur Ruhe lege, beschäftigt mit einer verbesserten Dreiecks- und Winkelmessung, und niemals fand ich über Tage genügend und ununterbrochene Zeit, mich damit abzugeben; so würde ich Ihnen noch eine große Zahl von Desideratis sagen können, die bald unerfüllt mit mir in den Sarg gehen werden. So daß ich nur sagen will, halten Sie mich nicht für unhöflich oder unherzlich, wenn ich es manchmal scheine .....

CCII

An Taco de Beer.

..... Ich bin wohl, bis aufs Asthma. Dieses nimmt zu, und es tut mir so leid, weil dadurch zu erwarten ist, daß ich benommen (d. h. physisch benommen) sterben werde. Ich wäre so gern klar im Kopf gewesen bei dieser belangreichen Gelegenheit, und wenn man nicht Atem holen kann, ist es mit dem Denkvermögen nicht in Ordnung.

CCIII

An Mejuffr. Marie Berdenis van Berlekom.

Nieder-Ingelheim, 17. August '86.

.... M. und W. sind sehr wohl. Ich leide sehr an Asthma. Bei der geringsten Bewegung schwindet mir der Atem. Ohne dieses Leiden würde ich nicht zu klagen haben, immer in Verbindung mit meinem Alter, jetzt 6×11!

Über andere Dinge bin ich weniger zufrieden. Gradheraus gesagt: ich kann nicht leben, d. h. geldlich. Daß wir in so einem (verhältnismäßig) schönen Hause wohnen, ist mehr ein Lastposten, als ein ungeteiltes Vergnügen. Infolge von allerlei zusammentreffenden Umständen kann ich hier eigentlich nicht bleiben, und doch kann ich nicht weg.

Was Mimi anfangen soll, wenn ich sterbe, was nun, denke ich, doch in kurzem eintreten wird, weiß ich nicht! Kurzum, wir sind häufig sehr bedrängt. Dies verbittert meine letzten Lebensjahre oder . . . -monate . . . . .

CCIV

An Mejuffr. Marie Berdenis van Berlekom.

Nieder-Ingelheim, 11. Dez. 1886.

. . . . . Und wieder andere Störungen beim Schreiben. Walther war der Jagd gefolgt, und ich wurde unruhig über sein Ausbleiben. Er hat natürlich großes Vergnügen daran, und obschon ich Widerwillen empfinde gegen das Jagen — und wohl auch ein bißchen gegen die Leute, die keinen Widerwillen dagegen haben! — lasse ich ihm in solchen Dingen Freiheit, in der Hoffnung, daß er selbst lernen wird, wie grob dieses Vergnügen ist. Daß die Hasen getötet werden müssen, versteht sich von selbst. Sonst würden sie — wie alles, was nicht an der Ausbreitung gehindert wird — überhand nehmen, aber aus diesem Töten ein Vergnügen zu machen, das finde ich abscheulich. Ein Schlächter kann sich wohl auf die Notwendigkeit berufen, sein Brot zu verdienen, und auch ein Scharfrichter hat so eine Beschönigung für seinen Beruf. Was kann so ein Jagdliebhaber vorbringen für die Verteidigung seines Geschmacks? Und wenn noch Gefahr dabei wäre, oder auch nur Mühsal! Frau von Erlanger (der reiche von Erlanger ist Jagdpächter hier) sitzt auf einem Stuhl und wartet, bis die Treiber

ihr die Hasen vor den Schuß bringen! So „jagt" der deutsche Kaiser auch auf Wildschweine. Sie werden in eine Umzäunung getrieben, und S. M., der sehr sicher auf einem Stühlchen sitzt, schießt sie mit Bequemlichkeit tot. Ist es nicht verächtlich? Und dann kommt in die Zeitung, wieviel Stück Wild S. M. zur Strecke gebracht hat, und das gilt dann als etwas Rühmliches!

Mein Asthma plagt mich fürchterlich. Nicht fortdauernd gleich schlimm, aber manchmal so, daß ich zu ersticken glaube. Es ist merkwürdig, daß ich durchaus nicht dahinter kommen kann, was eigentlich diese Anfälle verursacht. Mal kommt es mir so vor, als wenn ich keine Kälte vertragen kann, dann fühle ich mich wieder in der Wärme beengt. Aber im allgemeinen bekomme ich die Anfälle nach Bewegung, und das ist sehr lästig. Nach dem An- oder Ausziehen eines Kleidungsstückes muß ich eine Pause machen, um meinen Atem wieder zu erlangen. Und ich, der ich vor kurzem noch so behende in meinen Bewegungen war! Auch vergesse ich manchmal mein Leiden und springe schnell auf, um dann sogleich daran erinnert zu werden. Dann bin ich einige Zeit ohnmächtig, manchmal sehr lange .....

CCV

An Dr. Gorter.

[Letzte Korrespondenz Multatulis. Dr. G. weilte zu einer Kur in Barmbeck bei Hamburg.]

[14. Februar 1887.]

Nun, bester Kerl, ich war froh, Ihre Hand zu sehen, und so schön geschrieben! Das verspricht viel Gutes! Ach, ich hoffe so herzlich, daß Sie gänzlich besser werden. Gottes Finger ist deutlich in diesem allen. Er schlug Sie mit diesem Leiden, um Ihnen praktischen Unterricht zu geben in der Heilung von andern.

Was die Schachpartie angeht, auch ich brenne vor Kampfes-

lust. Meine höchst freundschaftliche Absicht ist, Sie zu zerschmettern. Um zu beginnen:

2) S. g1—f3 . . . S. b8—c6.

Daß Sie nun noch nicht zerschmettert sind, weiß ich wohl, aber das kommt ein bißchen später.

Hören Sie, Lieber, wenn Sie sich zu schlecht fühlen, lassen Sie dann doch bitte die Partie warten.

CCVI

Multatulis Tod.

(19. Februar 1887.)

Über die letzten Lebenstage Multatulis teilte sein Freund J. Zürcher in „Nieuws van den Dag" das Folgende mit:

Noch im Dezember, als ich ihn besuchte, hatte er Tage, wo er lebhaft und kräftig war wie früher. Doch nach dem 2. Januar, wo ich ihn zum letztenmal sah, muß sein Asthma und auch eine Erkältung, die ihn heftig husten machte, ihm stärker denn je zugesetzt haben. Daß das eine wie das andere so schnell seinen Tod verursachen würde, hatte man nicht erwartet. Ein lieber Freund, Arzt in Amsterdam, kam auf Bitten Mimis zu Besuch nach Nieder-Ingelheim und fand nicht nur nicht Grund zur Beunruhigung, sondern beurteilte den Zustand sogar verhältnismäßig günstig. Mit seinen Gästen — seit vierzehn Tagen logierte dort Herr O. mit seiner Frau — unterhielt er sich zeitweise noch recht lebhaft; es sind noch keine zehn Tage her, da las er noch in seiner eigenen unübertroffen packenden Weise sein Stück von „Rammelslag" vor. Doch am vergangenen Donnerstag bekam er einen heftigen Anfall von Atemnot, der den ganzen Tag nicht wich und auch am Freitag fortdauerte. Diese Nacht schlief er nicht: das Morphiumpulver, das so oft schon ihm einige Ruhe verschafft hatte, half nicht,

und er sagte jetzt denn auch zu seiner Frau: „Dies ist kein Anfall, dies ist das Ende.“ Sonnabend Morgen ging er noch, auf seine Frau gestützt, aus dem Schlafzimmer nach dem Sofa in seinem eigenen Zimmer; er war stets in Atemnot, so daß er wenig sprach, aber wenn er etwas sagte, war es hell und klar; er sprach darüber, wie in Bezug auf seine Kinder zu handeln sei, wenn er tot wäre, ordnete kleine finantielle Angelegenheiten und war in allem so, wie er stets gewesen war. Um drei Uhr hatte der beruhigende Trank, den der Arzt gereicht hatte, einige Wirkung: er wurde ruhiger und sank in Schlaf.

Aus diesem Schlaf ist er nicht mehr erwacht; um fünf Uhr stand der Atem still, er saß zurückgelehnt in derselben Haltung, wie er gewöhnlich sein Mittagsschläfchen hielt. Er war nicht verändert, vielleicht etwas mehr eingefallen um das Jochbein.

„De Vrije Pers“ vom 28. Februar 1887 berichtete Folgendes über die Einäscherung:

Multatulis stoffliche Überreste sind am Mittwoch, den 23. Februar 1887, mittags um 3 Uhr in Gotha verbrannt worden. Anwesend waren seine Witwe, ein paar Blutsverwandte und zwei Verehrer aus Middelburg.

Es ist keine Leichenrede gehalten worden.

Aus Holland waren einige Kränze geschickt worden, unter anderm aus Middelburg, Groningen und von den Vereinigten Bühnenkünstlern aus Rotterdam.

Ende des Werkes.

